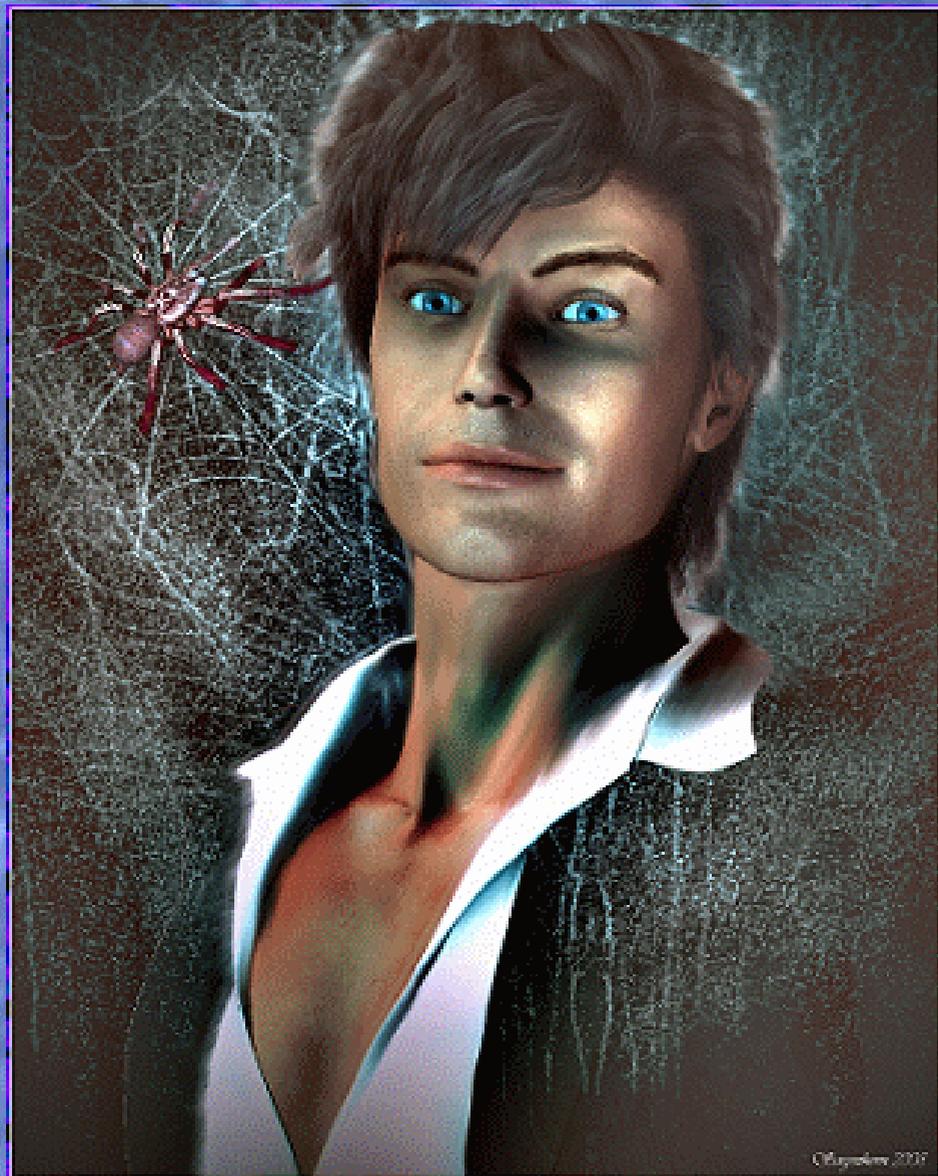


# JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



©Euphoric 2007

...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER



Raphael Marques  
Jimmy Spider Band 4  
Folgen 31 - 40

Cover © 2008 by Tommy Tohang  
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel  
Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## **Inhaltsverzeichnis**

Jimmy Spider und das Spinnennetz .....	7
Jimmy Spider und die Geister-Karawane.....	23
Jimmy Spider und der Ausbruch.....	34
Jimmy Spider und die Rache des Inders.....	62
Jimmy Spider und die Todesschwadron .....	97
Jimmy Spider und die Spur des Schreckens.....	128
Jimmy Spider und das Refugium der Magier .....	164
Jimmy Spider und der Sturm auf die Todesfestung .....	221
Jimmy Spider und der Tümpel des Todes.....	316
Jimmy Spider und die Hexenhöhle .....	335



## Jimmy Spider und das Spinnennetz

Eine Wiese an sich ist ja bekanntlich nichts Gefährliches – es sei denn, man ist Allergiker, dann kommt das schnuckelige Grün eher einer gewaltigen Todesfalle gleich. Aber jeder kerngesunde Mensch (wie ich es bin) stellt sich unter einer herrlichen grünen Wiese einen paradiesischen Ort vor, durch den man lachend herumspazieren, picknicken oder gar im hohen Gras manch nicht ganz jugendfreie Dinge treiben kann. In diesem Fall allerdings war die Wiese, um die es ging, am ehesten mit einem Schwarzen Loch zu vergleichen. Einem, in dem schon mehrere Menschen verschwunden waren.

Nun, an sich nichts Spektakuläres, schließlich verschwanden in Wäldern und Wiesen am laufenden Band Menschen (wie ich nicht erst seit meinem letzten Fall wusste). Meist hatte dies mit irgendeinem monströsen Monster oder mörderischen Mördertier zu tun, das sich an dem warmen Fleisch seiner Opfer laben wollte. Aber wie mein Chef mir in seiner unnachahmlich freudigen Art berichtet hatte, hatte es bei dem letzten Fall einen Zeugen gegeben, der berichtet hatte, dass sein Freund vor seinen Augen in wenigen Sekunden auf die Größe eines gemeinen Käfers geschrumpft und dann seinem Blick entschwunden war, als er irgendeine Art Linse durchschritten hatte. Nun, immerhin war die Erklärung etwas einfallsreicher als die Monstergeschichten, die die TCA sonst zu hören bekam. Von den UFO-Storys ganz zu schweigen.

Zudem war dieser Zeuge rein zufällig ein Agent des australischen Geheimdienstes, der ASIO, und wurde dadurch als etwas glaubhafter eingestuft als der übliche Hin-

terwandler, der sich durch spektakuläre Aussagen ins Rampenlicht stellen wollte.

Und eben jener Zeuge, der von Geburt an Andrew Cole hieß, stand nun neben mir und begutachtete das Corpus Delicti: die Wiese.

Der etwa dreig Jahre alte Mann hatte kurz geschnittenes braunes Haar und ein schmales, aber durchtrainiert wirkendes Gesicht, in dem sich die Anspannung ob des Erlebten widerspiegelte. Er war ein paar Zentimeter kleiner als ich und trug neben einem schwarzen T-Shirt noch eine kurze blaue Hose, aber immerhin festes Schuhwerk. An seinem Rücken versteckt klebte seiner Aussage nach eine Pistole Marke Smith & Wesson.

Im Gegensatz zu ihm trug ich meinen üblichen Anzug und das ebenso übliche Schuhwerk. Leider hatte mein Chef vergessen, mir mitzuteilen, dass es in Australien gerade Sommer war, während bei uns in England sich Hund und Schneehase Gute Nacht sagten. Und da ich davon ausging, keinen ausgedehnten Urlaub in Down Under einlegen zu können, hatte ich auf den Kauf sommerlicher Kleidung verzichtet.

So stand ich hier, mein Körper von einer dünnen Schicht aus Schweiß überzogen, auf einer einsamen Wiese in der Nahе von Brisbane und suchte mit einem australischen Geheimagenten nach einer scheinbar unsichtbaren Linse. Konnte man sich eine schönere Beschäftigung vorstellen?

»Und hier ist es passiert?«, fragte ich und riss mich damit selbst aus meinen verschlungenen Gedankengängen.

Andrew Cole nickte. »Na ja, zumindest ungefähr. Sie wissen schon – die dritte Pustelblume von links ... so genau kann man sich das auf einer Wiese nun auch nicht mer-

ken.«

»Natürlich«, antwortete ich höflicherweise, obwohl ich mir eigentlich eine genauere Beschreibung erhofft hatte.

Allerdings war mein Wissensdurst noch nicht beendet. »Was mich noch interessieren würde ... was haben Sie hier eigentlich gemacht? Nur ein harmloser Spaziergang?«

»Ganz genau. Nur ein Spaziergang mit einem *Freund*.« Da er das letzte Wort noch extra betonte, konnte ich mir meinen Teil denken. So aufgeschlossen sich einige Staaten auch gaben, so konservativ dachten sie doch insgeheim, besonders was ihre Agenten anging. Nun, ich hatte persönlich nichts dagegen, aber ich würde es trotzdem für mich behalten.

»Alles klar«, antwortete ich.

Ich stellte meinen Einsatzkoffer, den ich bisher immer noch festgehalten hatte, neben mir im hohen Gras ab. Mein treuer Gefährte enthielt diesmal neben der üblichen Besetzung (Wodkaflasche, Ersatzmunition) noch einen der von mir heiß geliebten Mini-Flammenwerfer sowie ein zusammenklappbares Samuraischwert. So konnte ich jeglicher monströsen Wiesenbrut zu Leibe rücken.

»Wie sieht eigentlich ihr Plan aus?«, fragte mich mein australischer Kollege.

»Nun ja ... wir machen die Linse oder was auch immer ausfindig und anschließend unschädlich. An was hatten Sie sonst noch gedacht?«

Cole blicke mich relativ verdutzt an. »Ihr Engländer geht aber ziemlich direkt an die Sache heran.«

»Eigentlich bin ich Schotte.«

Inzwischen war mir aber so etwas wie eine Idee gekommen. Wenn es sich bei der Ursache für das Verschwinden

(oder Verschrumpfen) der Menschen wirklich um eine Linse handeln sollte, musste sie auch Licht reflektieren. Zwar schien die Sonne mit unbarmherziger Intensität vom Himmel, aber vielleicht aus einem Winkel, von dem aus das Licht nicht reflektiert wurde.

Ich griff mir in meine rechte Jackentasche und zog eine kleine Taschenlampe hervor. Bevor ich sie einschaltete, drehte ich den Lampenkopf einige Rasten herum, um die Leuchtkraft zu bündeln.

Mittlerweile hatte auch Andrew Cole mitbekommen, was ich da am Werkeln war. Da er nicht weiter nachfragte, ging ich davon aus, dass er wusste, was ich vorhatte. Oder er war ein wenig schüchtern.

Schließlich schaltete ich die Lampe ein. Zunächst einmal tat sich nichts, was allerdings ob der starken Sonneneinstrahlung wenig verwunderlich war.

Ich ließ den nicht vorhandenen Lichtkegel über die Wiese wandern. Außer einem Kamel, das einige Dutzend Meter entfernt graste und uns argwöhnisch beobachtete, war dabei nichts Außergewöhnliches zu entdecken.

Beinahe hätte ich die Leuchte schon wieder ausgeschaltet, als ich doch noch Erfolg hatte. Etwa zehn Meter vor uns erschien in Hüfthöhe über der Erde schwebend ein seltsames Gebilde. Zuerst dachte ich an ein durchsichtiges Ei, bis ich erkannte, dass dieses Ei nur eine Seite hatte. Es gab diese Linse also wirklich.

Mit meiner rechten Hand hob ich den Einsatzkoffer wieder an und schritt langsam auf die Erscheinung zu. Andrew Cole folgte mir mit einem gewissen Sicherheitsabstand.

»Seien Sie vorsichtig!«, rief er mir hinterher.

»Keine Sorge.«

Nachdem ich mich der Linse bis auf zwei Meter genähert hatte, blieb ich zunächst einmal stehen.

Die Linse oder das linsenartige Gebilde machte wirklich den Eindruck einer völlig normalen Linse. Außer dass sie mitten auf einer Wiese in etwa einem halben Meter Höhe über dem Boden schwebte (statt im Kochtopf zu schwimmen oder mit einem Gestell auf der Nase zu sitzen).

Mein australischer Kollege trat wieder neben mich. »Und, was denken Sie?«

»Ich denke, wir sollten mal testen, was dieses Ding so alles verkraftet«, antwortete ich grinsend.

Ich zog meine Desert Eagle und entsicherte die Waffe.

Andrew Cole war wohl nicht ganz wohl bei meinem Vorhaben. »Wäre es nicht besser, wir würden ein Experten-Team rufen, das die Linse untersucht, statt sie zu zerstören? Wer weiß, was wir damit auslösen.«

»Keine Sorge. Wenn wir sie zerstören, ist alles gut, und wenn wir dabei umkommen sollten, sind die Folgen sowieso nicht mehr unser Problem.«

»Das beruhigt mich ungemein«, gab mein australischer Kollege leicht verunsichert zurück.

Langsam hob ich meine rechte Hand an und zielte mit der Waffe auf die Mitte der Linse. Dann drückte ich ab.

Die Kugel – flog einfach hindurch. Statt der Linse traf das Geschoss das Hinterteil des Kamels, welches daraufhin wild blökend davonlief.

Als ich schon zu weiteren Mitteln greifen wollte, zeigte die Linse plötzlich doch noch eine Reaktion. Ohne ein Geräusch von sich zu geben, wuchs das Gebilde immer weiter an. Innerhalb weniger Sekunden hatte es schon die Größe

eines Hauses erreicht. Gleichzeitig rückte sie immer näher.

Langsam wurde mir doch etwas mulmig. Sah so das Ende aus? Erdrückt von einer riesigen Linse?

Mit dem Gebilde schossen plötzlich auch die Grashalme in die Höhe, sodass sie uns schon bald meterhoch überragten. Nur – wurden sie wirklich größer oder wir vielmehr kleiner?

In diesem Moment schoss mir wieder durch den Kopf, was mit Andrew Coles Freund passiert war: Er war auf die Größe eines Käfers zusammengeschrumpft. Es schien, als würde uns nun dasselbe Schicksal blühen.

»Ähm, Mr Spider?«

»Ja?«

»Korrigieren Sie mich, aber sind wir gerade auf Miniaturgröße geschrumpft?«

Der ASIO-Agent schien wirklich von der allerhellsten Sorte zu sein. »Sie haben es erfasst«, antwortete ich ihm.

Mittlerweile schien der Verkleinerungsprozess gestoppt worden zu sein. Die Grashalme hatten aus unserer Sicht nun etwa die doppelte Größe von Mammutbäumen, während Steine und Erdklumpen meterhohe Hindernisse darstellten. An die Tierwelt hier unten wollte ich lieber gar nicht denken.

Als hätte die Natur meinen Gedankengang erraten, brandete plötzlich ein gewaltiges Sirren auf. Über uns erschien ein riesiges Ungetüm – eine Libelle. Das Tier schien sich allerdings nicht sonderlich für uns zu interessieren. Nach einem kurzen Stopp flog das Insekt wieder davon.

»Das war knapp«, fasste ich meine Gedanken in Worte.

Andrew Cole nickte mir zu. »Und was machen wir jetzt?«

Ich dachte kurz nach, bevor ich eine Antwort gab. »Wir sollten in die Richtung laufen, aus der wir gekommen sind. Vielleicht können wir so den Einzugsbereich der Linse verlassen.«

»Sollten wir nicht eher nach Colin suchen?«

»Ihrem Freund?«

»Ja.«

»Und wie stellen Sie sich das vor? Die Wiese ist an sich schon groß, aber jetzt dürfte es Jahre dauern, um überhaupt mal diesen Dschungel zu durchqueren. Außerdem werden wir wohl kaum diesen Nashornkäfer dort drüben nach dem Weg fragen können.«

Der von mir angesprochene Geselle schien ebenfalls nicht an einer gepflegten Konversation interessiert zu sein. Stattdessen trottete er äußerst gemächlich zwischen zwei Grashalmen davon.

Gerade als ich mich in die Richtung aufmachen wollte, aus der wir gekommen waren und in der sich hoffentlich ein Weg aus dieser misslichen Lage befand, erwischte es uns. Ein kräftiger Windstoß fuhr über die Wiese hinweg und riss uns einfach mit sich.

Ich hörte noch den Schrei meines Begleiters, als ich schon haltlos durch die Luft wirbelte. Immerhin hatte ich sowohl die Desert Eagle als auch meinen Einsatzkoffer festhalten können, aber das half mir in dieser Situation auch nicht weiter.

Immer wieder ging es rauf und runter, hin und her, so dass ich irgendwann nicht mehr wusste, wo nun oben oder unten war.

Doch wie alles (außer vielleicht der Wurst) hatte auch diese Reise irgendwann ein Ende. Plötzlich hing ich einfach

mitten in der Luft fest. Einige Male wippte mein Körper noch hin und zurück, dann war mein Flug vorbei.

Ich versuchte, mich irgendwie aufzurichten, aber es klappte nicht. Auf irgendeine Weise hing ich fest. Nur meinen rechten Arm konnte ich noch immer relativ frei bewegen.

Mühsam drehte ich meinen Kopf nach rechts. Das Erste, was ich sah, ließ mich zusammenzucken – ein menschliches Skelett. Das Zweite, was ich bemerkte, war die Tatsache, dass dieses Skelett nicht etwa in der Luft schwebte, sondern von dicken, weißen Fäden gehalten wurde.

Ein Spinnennetz ...

Irgendwie hatte ich es mir schon fast gedacht.

Die Knochen neben mir waren wahrscheinlich die Überreste von Andrew Coles Freund Colin. Und nun sollte ich wohl der nächste Leckerbissen für den Bewohner dieses Netzes werden.

Noch war allerdings nichts von der Spinne zu sehen. Das gab mir die Möglichkeit, nach einem Weg aus meiner misslichen Lage zu suchen.

Zunächst einmal steckte ich mir die Desert Eagle wieder in die Jacke. Danach versuchte ich, den Einsatzkoffer irgendwie in den Bereich meiner rechten Hand zu bringen. Leider konnte ich meinen linken Arm kaum von den klebrigen Fäden lösen.

Doch ich gab nicht auf. Immer stärker zog ich den Arm nach oben, während sich mein Gesicht vor Anstrengung immer weiter verzerrte. Und tatsächlich – es gelang mir, den Arm vom Netz zu lösen.

Nun hatte ich zumindest etwas mehr Bewegungsfreiheit. Ich klappte den Einsatzkoffer auf und zog das Samurai-

schwert hervor. Mit zwei Griffen ließ es sich auseinanderklappen, sodass ich ein vollwertiges Schwert in der rechten Hand hielt.

Sofort schlug ich auf einen der Fäden ein – doch der erhoffte Erfolg blieb aus. Der Faden war stabiler, als er aussah. Wieder und wieder schlug ich zu, aber eine Wirkung war nicht zu sehen. Schließlich holte ich noch ein letztes Mal aus und hieb mit aller Kraft auf den Faden ein. Doch auch diesmal hielt der Faden der Klinge stand. Allerdings war die Gegenwirkung des Strangs derart stark, dass mir das Schwert aus der Hand geprellt wurde, als der Faden zurück schwang.

Ungebremst fiel meine Waffe dem Erdboden entgegen – bis plötzlich ein lauter Schmerzensschrei erklang. »Arggh!«

Ich konnte mir schon denken, wer da geschrien hatte, musste aber zugeben, dass ich schon kaum mehr mit ihm gerechnet hatte. »Mr. Cole?«

»Mr. Spider, sind Sie das?«

»Nein, der Weihnachtsmann. Ich bin letztes Jahr beim Rückflug hängen geblieben.«

Mein australischer Kollege übergang meine Bemerkung einfach. »Wie geht es nun weiter?«

»Zunächst einmal – sind Sie verletzt?«

»Eine kleine Schnittwunde am Arm, mehr nicht.«

»Gut, dann hören Sie zu: Ich werde uns hier herausbrennen. Halten Sie so lange noch durch.«

»Was soll das heißen?«

Ich gab ihm eine Antwort auf meine Weise. Mit der rechten Hand zog ich eine weitere Waffe aus dem Einsatzkoffer hervor: den Mini-Flammenwerfer. Wenn dieses Gerät nicht für unsere Befreiung sorgen konnte, wusste ich auch nicht

mehr weiter.

Dies schien allerdings auch jemand anderes mitbekommen zu haben. Das Netz erzitterte immer wieder leicht. Die Schwingungen wurden nach und nach immer stärker. Sollte etwa ...?

Meine Vermutung bestätigte sich, als von links plötzlich eine Spinne oder ein Spinnerich in meinem Blickfeld erschien. Es war ein schwarzes Tier mit riesig wirkenden Vorderbeinen, das immer näher an mich heran geriet.

Als es nur noch wenige Meter (oder real eher Zentimeter) von mir entfernt war, richtete es plötzlich seine Vorderbeine auf. Mein Blick fiel auf den Bauch der Spinne, auf dem sich ein rötliches Muster befand, das mich entfernt an eine Sanduhr erinnerte.

Ich kannte mich mit Spinnen nicht allzu gut aus (anders als mein Name vermuten ließ), aber mit Sicherheit wollte mich das Tier mit dieser Gebärde nicht freundlich empfangen.

Mit großer Anstrengung brachte ich die Mündung der Waffe, die entfernt an einen Föhn erinnerte, in die Richtung, in der sich die Spinne befand.

Als ich das Tier genau anvisieren konnte, drückte ich ab.

Der Flammenstrahl zuckte auf das Tier zu und leckte über den ungeschützten Unterleib hinweg.

Die Spinne gab eine Art sirrenden Schrei von sich, während sie brennend zurücktaumelte.

Plötzlich erschien neben dem brennenden Tier eine zweite Spinne, die sich mit hohem Tempo auf mich zu bewegte.

Wieder drückte ich ab. Doch diesmal traf der Strahl die Spinne nicht. Stattdessen setzte es das Netz in Brand, woraufhin die zweite Spinne angsterfüllt zurückzuckte.

Auch das Tier, das bereits von dem Flammenstrahl erfasst worden war, hatte Teile des Netzes in Brand gesetzt. Mit letzter Kraft taumelte die Spinne über ihr großes Werk hinweg, dass sie mit ihren letzten Bewegungen selbst zu zerstören begann.

Da ich von der zweiten Spinne keinen weiteren Angriff erwartete, drehte ich mich nach rechts. Wieder betätigte ich den Abzug des Flammenwerfers.

Der Feuerstrahl zuckte erneut über das Netz hinweg und setzte es auch an dieser Stelle in Flammen.

Von links erklang plötzlich ein Zischen. Die noch lebende Spinne hatte es tatsächlich geschafft, die Flammen zu umgehen und in meine Nähe zu gelangen. Ihr weit geöffnetes Maul kam meinen Kopf langsam gefährlich nahe.

Erneut hob ich den Flammenwerfer an und drückte ab. Es passierte – nichts. Offensichtlich war der Tank meiner Waffe leer. Notgedrungen schleuderte ich sie der Spinne einfach entgegen.

Der Flammenwerfer traf tatsächlich eines der Augen. Das Tier zuckte überrascht zurück und gab mir damit noch eine Galgenfrist. Wenn nicht bald endlich die Fäden rissen, würde mich die Spinne doch noch erwischen.

Inzwischen hatte sich das Tier wieder erholt und ging erneut zum Angriff über.

Hastig griff ich mit meiner rechten Hand in den Einsatzkoffer, zog die Wodkaflasche hervor und warf sie (obwohl es mir in der Seele wehtat) der heranstürmenden Spinne entgegen. Auch den Einsatzkoffer selbst schleuderte ich auf sie zu.

Die beiden Treffer irritierten das Tier zumindest für einige Sekunden. Und endlich, die Fäden lockerten sich.

Plötzlich riss das Netz wenige Meter neben mir auf. Einer der brennenden Fäden wurde durch die Spannung emporgeschleudert, traf die Spinne und schleuderte sie davon.

Auch ich geriet in Bewegung. Von einer Sekunde auf die nächste verspürte ich um mich herum keinerlei Druck mehr – ich stürzte ab.

Wie ein Zirkusartist wirbelte ich durch die Luft. Immerhin erkannte ich, dass mein linkes Bein noch von einem einzelnen brennenden Faden gehalten wurde.

So stürzte ich mit einem halben Looping in die Tiefe und damit ausgerechnet direkt auf Andrew Cole zu, der noch immer wie eine Fliege im Netz hing.

Ich streckte meine Arme aus, griff nach ihm und hielt mich an seinem Rücken fest.

»Spider!«, schrie Cole.

»Höchstpersönlich.«

»Was haben Sie getan?«

»Den Spinnen Feuer unterm Hintern gemacht«, gab ich lachend zurück.

In diesem Moment rissen auch die Fäden, die Andrew Cole bis zuletzt gehalten hatten. Schreiend stürzten wir gemeinsam in Tiefe – und direkt auf einen Grashalm, der bei uns für eine unfreiwillige Rutschpartie sorgte, sodass wir über den Halm hinweg bis zum Erdboden glitten.

Mein australischer Kollege konnte es nicht fassen, dass wir heil wieder unten angekommen waren. »Wie ... wie ist das möglich?«, stammelte er.

Auch ich hatte Mühe, mich wieder zu sammeln. »Ich denke, durch unser geringes Gewicht war die Erdanziehungskraft schwach genug, dass wir ohne große Gefahr zu Boden geglitten sind.«

Statt mir zu antworten, zuckte Coles Kopf herum. »Aufpassen!«, schrie er plötzlich und stürzte zu Boden.

Als ich meinen Blick gen Himmel wendete, sah auch ich das Unheil kommen. Die Reste des brennenden Netzes glitten leicht wie eine Feder dem Boden entgegen.

Ich versuchte, unter einem größeren Stein Deckung zu finden. Über mir spürte ich, wie die Hitze des Feuers den Boden erreichte.

Vorsichtig richtete ich mich wieder auf – und blickte in ein Flammenmeer. Das Gras, die Fäden, die anderen kleinen Gewächse, alles brannte lichterloh.

Auch Andrew Cole hatte sich wieder aufgerichtet und das Inferno bemerkt, das im Schein der langsam untergehenden Sonne schon fast apokalyptische Züge annahm.

»Und was jetzt?«, fragte Cole verzweifelt, während er seine Smith & Wesson hervorholte.

»Gute Frage.«

Als wären die Probleme noch nicht groß genug, erklang erneut ein Zischen.

Gemeinsam drehten wir uns herum und blickten direkt auf die überlebende Spinne. Es musste die sein, die von dem brennenden Faden erwischt worden war, denn die andere war sicherlich längst tot. Doch wie auch ihr Partner brannte diese Spinne lichterloh.

Das hielt sie allerdings nicht davon ab, uns anzugreifen.

Einer der riesigen Vorderläufe zuckte uns entgegen. In einem Reflex gelang es mir, mich zu ducken. Das Bein zischte über mich hinweg – und traf trotzdem.

Andrew Cole hatte nicht so schnell reagieren können und wurde voll erwischt. Das brennende Bein stieß ihn meterhoch in die Luft, bis er schreiend herabstürzte, leider direkt

auf einen herumliegenden Stein. Das Geräusch, das dabei entstand, fuhr mir durch alle Glieder. Für einen Moment schloss ich die Augen, bis mir klar wurde, dass sich die Spinne sicher nicht mit einem Opfer zufriedengeben würde.

Und tatsächlich, das mörderische Tier sprang mit einem gewaltigen Satz auf mich zu.

Hastig duckte ich mich, sodass die Spinne über mich hinweg flog und ich nur von einigen Flämmchen gestreift wurde.

Wieder drehte ich mich herum und sah das brennende Tier, das sich trotz seiner schweren Verletzungen erneut auf mich zu bewegte.

Ich lief einige Schritte rückwärts, nur um über irgendeinen Gegenstand zu stolpern. Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich, dass dieser Gegenstand nichts anderes als mein Samuraischwert war.

Sofort zog ich es aus dem Boden und trat der brennenden Spinne entgegen.

Wie sich das Tier noch immer auf den Beinen halten konnte, war mir ein Rätsel. Vielleicht war es der mörderische Hass auf mich, vielleicht einfach nur der letzte Reflex eines sterbenden Tieres. Es war mir im Moment aber auch ziemlich egal.

Erneut zuckte das rechte Vorderbein auf mich zu. Doch diesmal war ich gewappnet. Bevor mich das Glied treffen konnte, schlug ich zu.

Mit einem sauberen Schnitt trennte die Klinge das Bein ab. Bläuliches Spinnenblut spritze mir entgegen.

Doch auch das zweite Vorderbein zuckte auf mich zu. Mit einem gewaltigen Hieb wehrte ich auch diesen Angriff

ab.

Die nun handlungsunfähige Spinne zuckte zurück und versuchte, aus meiner Reichweite zu krabbeln. Doch die Bewegungen wurden immer langsamer, und schließlich fiel das Tier brennend in sich zusammen.

Das war also geschafft. Aber wie konnte ich meine ursprüngliche Größe wieder zurückerlangen?

Die Antwort nahm mir der Zufall oder vielmehr der Wind ab. Wieder huschte eine leichte Böe über die Wiese, löschte das Feuer und riss mich mit sich.

Um mich herum drehte sich alles, und auch mein Magen schien eine Achterbahnfahrt hinzulegen, während ich zwischen den zahlreichen Grashalmen hindurch flog.

Ohne dass ich es wirklich mitbekam, landete ich plötzlich wieder auf dem Erdboden. Diesmal allerdings in Normalgröße. Die eben noch riesig anmutenden Grashalme wurden nun von mir einfach platt gedrückt.

»Was für ein ungeheurer Zufall«, murmelte ich vor mich hin, als ich daran dachte, dass mich der Wind ausgerechnet wieder in Richtung der Linse getrieben hatte.

»War es wirklich Zufall?«, fragte eine Stimme wie aus dem Nichts.

Sofort sprang ich auf die Beine und blickte mich um. An einem dicken Baumstamm, keine fünf Meter von mir entfernt, stand eine durchsichtige Gestalt und nickte mir lächelnd zu. Geoffrey McShady ...

Kaum zuckte der Name durch meinen Kopf, war der Geist auch schon wieder verschwunden.

Leicht verwirrt blieb ich allein auf der Wiese zurück. Statt mich auf den Heimweg zu machen, ging ich zu dem Baum, setzte mich an die Stelle, an der eben noch mein

Vorfahre gestanden hatte, und zündete mir eine Zigarre an. Mein Blick verlor sich dabei in dem gewaltig erscheinenden australischen Sonnenuntergang ...

## Jimmy Spider und die Geister-Karawane

Wenn ich eine Sache wirklich hasste, dann war es der Umstand, in voller Montur (sprich Anzug und Einsatzkoffer) bei sengender Hitze unter einer unerbittlich den Boden verbrennenden Sonne zu stehen und dabei mit jeder Faser zu spüren, wie der eigene Körper langsam aber stetig zu einer undefinierbaren salzig-wässrigen Flüssigkeit zerfließt.

Genau damit hatte ich im Moment nämlich zu kämpfen, während ich einsam und verlassen auf einem entlegenen Felsplateau irgendwo mitten in der Wüste Gobi zwischen braungrauen Gesteinsformationen umherspazierte.

Mein geschätzter Kollege Steven McLaughington hatte mir vor meiner Abreise aus Manchester den unbezahlbaren Tipp gegeben, dass es in diesem Erdteil gerade wie in England Frühling wurde und die Temperaturen daher eher gemäßigter Natur waren. Nun, vielleicht hätte ich mich in dieser Angelegenheit besser auf einen lokalen Wetterbericht verlassen sollen, denn von milden Frühlingstemperaturen war nun wirklich nichts zu spüren. Im Vergleich zu meinem Australien-Abenteuer vor nicht allzu langer Zeit konnte man sich die Frage stellen, was nun besser war: Nachzufragen und eine falsche Antwort zu bekommen oder gar nicht zu fragen, um selbst eine falsche Entscheidung zu treffen.

Aber nun war das Kind leider bereits in den Brunnen gefallen (Oder anders ausgedrückt: Mir klebte die Kleidung förmlich an der Haut) und ich musste mit der gegebenen Situation zurechtkommen. Immerhin hatte ich mich unterbewusst für einen weißen Anzug entschieden, wodurch ich die glühenden Strahlen der Sonne etwas weniger stark zu

spüren bekam. Das half mir in diesem Fall aber auch nur unwesentlich weiter.

Ganz allein befand ich mich aber dann doch nicht auf diesem Felsplateau, denn man hatte mir einen lokalen Hubschrauberpiloten zur Verfügung gestellt, der mich mit seinem Fluggerät, das man wohlwollend noch als »Klapperkiste« hätte umschreiben können, zu diesem Ort gebracht hatte. Aus Furcht vor dem, was hier angeblich vor sich ging, hatte er es allerdings vorgezogen, in seinem Hubschrauber zu warten.

Nun stand ich hier, einsam und verlassen zwischen meterhohen Felsen und wartete darauf, dass etwas passierte. Weit entfernt am Horizont sah ich einige kaum wahrnehmbare Umrisse einer Stadt mit dem schönen Namen Kumul, wie ich mir von meinem Reiseführer hatte sagen lassen.

Prinzipiell ging es bei meiner unfreiwilligen Reise in einen der östlichsten Zipfel Asiens um eine Reihe von Geistererscheinungen, die die lokalen Behörden bislang missmutig toleriert hatten. Offenbar waren Gespensterjäger in diesem Erdteil eher rar gesät. Jedenfalls war es während eines Urlaubsaufenthalts von Albert Scarfe, dem Ex-Partner meines Vaters, auf diesem Felsplateau zu einigen mysteriösen Todesfällen gekommen.

Nun, ich konnte mir schönere Urlaubsdestinationen vorstellen (selbst in meinem Kühlschrank herrschte eine üppigere Vegetation), aber über Geschmack lässt sich ja bekanntlich streiten. Oder auch nicht.

Nach seiner Rückkehr nach Manchester hatte er mich damit betraut, dieses mysteriöse Mysterium zu entmystifizieren und den Mythos der Geistererscheinungen aus der Welt zu schaffen. Wie ich das anstellen sollte, hatte er mir

leider nicht verraten. Ebenso wenig wie die Bedeutung des eine nicht weniger mysteriöse Ziffernfolge enthaltenden blauen Umschlags, den er mir vor einiger Zeit (nach dem Kampf mit der schwarzen Box) überreicht hatte.

Die Einheimischen hatten Scarfe berichtet, dass es sich bei den Erscheinungen um die Geister einer vor vielen Hundert Jahren in der Wüste verschwundenen Karawane handeln sollte, deren Mitglieder sich kurz vor ihrem sandigen Tod mit irgendwelchen finsternen Dämonen verbündet hatten und nun für alle Ewigkeit ziellos durch die Wüste irrten. Die übliche 08/15-Geistergeschichte eben, nur dass sich diesmal niemand an jemandem rächen wollte.

Die Toten, es waren bisher insgesamt drei, hatten bei ihrem Auffinden keinerlei äußere Verletzungen aufgewiesen. Lediglich ihre in der Todesstarre eingefrorenen, vor Schrecken verzerrten Gesichter hatten auf ein unnatürliches Ableben hingedeutet. Dementsprechend hatte man sich auf Herzschlag als Todesursache »geeignet«.

Ich schritt zwischen den riesigen Felsformationen hindurch, strich hin und wieder über ihre Oberfläche hinweg und versuchte, mich auf irgendwelche unnatürlichen Geräusche zu konzentrieren.

Bisher tat sich nichts.

Plötzlich erklang über mir ein Krächzen. Ein Vogel setzte zum Landeanflug an und hatte sich dabei ausgerechnet meinen Standort als Einflugschneise ausgesucht.

Ich ging hinter einem mannshohen Felsen in Deckung. Das braune Federvieh, möglicherweise ein Bussard, huschte über mich hinweg und landete schließlich auf einem weiteren Gesteinsbrocken, etwa zehn Meter von mir entfernt.

Dort hatte wohl schon länger ein weiterer Vogel von mir

unbemerkt sein Nest gehütet. Offenbar handelte es sich um ein Brutpaar, und wenn mich nicht alles täuschte, hatte das eine Tier, vielleicht der Vater, gerade für seinen Artgenossen eine Maus vorbeigebracht. So konnte also auch ein romantisches Dinner aussehen. Vielleicht sollte ich Tanja Berner bei unserem nächsten gemeinsamen Abendessen auch mal eine Maus vorbeibringen.

Da das Vogelpärchen aber sehr wahrscheinlich nichts mit den mysteriösen Vorkommnissen zu tun hatte (es sei denn, es handelte sich um Jenseits-Vögel – aber seit wann legen Tote Eier?), setzte ich meinen Weg durch die Felsformation fort.

Nach einigen Minuten gelangte ich in diesem Gesteinsdschungel auf eine größere Lichtung. Hier spürte ich den warmen Hauch des leichten Windes, der über die Steppe strich. Eine Kühlung war das nicht gerade.

Als der Wind über die Felsen strich, glaubte ich, ein leises Flüstern zu hören. Der Schein der Abendsonne sorgte dafür, dass eine geradezu unheimliche Atmosphäre entstand. Die perfekte Kulisse für eine Geistererscheinung.

Irgendjemand schien meine Gedanken erraten zu haben, denn nun tat sich tatsächlich etwas. Plötzlich drang ein gelbliches Leuchten aus den Felsen. Zuerst nur auf das Gestein selbst beschränkt, wanderte das Glühen auch über das gesamte Plateau hinweg. Schließlich strahlte es so stark, dass sich das Licht erst im rötlichen Abendhimmel verlor.

Erneut fegte ein Windstoß über das Plateau, nur diesmal so stark, dass er mich fast von den Beinen riss.

Und dann erschienen sie. Ihre Körper schienen aus den Felsen selbst zu dringen. Menschengroße, durchsichtige Gestalten, von einem gelblichen Licht erfüllt. Etwa ein Dut-

zend Geister waren es, alle auf Kamelen sitzend. Eine Art Karawane war entstanden.

Die mysteriösen Gestalten waren nicht nackt. Doch die Kleidung, die sie trugen, war ebenso durchscheinend wie ihre Körper.

Einer der Geister, wahrscheinlich der Anführer, ritt mit seinem Geisterkamel auf mich zu. Trotz seines nichtkörperlichen Zustandes erkannte ich, dass er einen langen Vollbart trug.

Die anderen Wesen machten ihm respektvoll Platz.

Während sich die Erscheinung immer weiter näherte, machte ich mir Gedanken darüber, wie ich mich verhalten sollte. Zu einem Kaffekränzchen ließ sich der Kerl mit Sicherheit nicht einladen, und ob ich ihn mit einem Schluck Wodka besänftigen würde, stand auch in den Sternen. Ganz davon abgesehen, dass sich die Flasche mitsamt meinem Einsatzkoffer noch im Hubschrauber befand.

Wenn es hart auf hart kam, standen mir nur meine Desert Eagle und ein Ankho zur Verfügung. Bei Letzterem handelte es sich um einen schwarzen Stein, mit dem man durch Ausrufen seines Namens Geister vertreiben beziehungsweise vernichten konnte. Wie das funktionierte, hatte ich erst vor Kurzem im Felsenschloss des Alexis von Borgh äußerst eindrucksvoll erfahren.

Zunächst einmal ließ ich den Stein aber noch in meiner Jacke stecken.

Die Kamel/Mensch-Geisterkombination hatte mich mittlerweile erreicht und baute sich Respekt einflößend vor mir auf.

»Schönen guten Abend«, begrüßte ich ihn, um das Eis zu brechen. Wobei sich die Frage stellte, ob ein untoter Mon-

gole auch Englisch verstand.

Offenbar hatte ich es mit einem gebildeten Geist zu tun, denn er verstand mich ebenso gut, wie er meine Sprache sprach. »Wer bist du, Unwürdiger?«, fragte er mich.

»Jimmy Spider, TCA.«

Damit konnte er wohl nicht allzu viel anfangen. »Und mit wem habe ich die Ehre?«, fragte ich nun meinerseits.

Der Geist plusterte sich vor mir förmlich auf. »Du erkennst mich nicht, Unwürdiger?« Er zog sein ebenfalls durchsichtiges Krummschwert und schwang es mir drohend entgegen. »Ich bin Tibur Khan, direkter Nachfahre des legendären Dschingis Khan. Und die anderen Menschen, die du hier siehst, sind meine besten Männer.«

»Das scheint Ihnen aber auch nicht geholfen zu haben.«

Wütend zog er plötzlich ein Schwert hinter seinem Rücken hervor und schlug damit nach mir. Mit einem kleinen Sprung nach links brachte ich mich in Sicherheit. Man konnte ja nie wissen, wie scharf so eine Geisterklinge war.

»Unwürdiger, wie kannst du es wagen, dich über Tibur Khan lustig zu machen?«

Beschwichtigend hob ich die Hände. »Schon gut, war ja nicht böse gemeint. Aber Ihr müsst zugeben, Ihr seid ziemlich ... tot. Oder?«

Die Gesichtszüge des Geistes verzerrten sich erneut, doch bevor er erneut zuschlug, entspannte er sich wieder. »Ich muss zugeben, das entspricht den Tatsachen.«

»Und wie ist es dazu gekommen?« So langsam schien das Eis zwischen uns zu brechen. Wenn man bei dieser Hitze überhaupt von Eis sprechen konnte.

Mein Gegenüber steckte sein Krummschwert wieder weg. »Nun, eigentlich ist es keine große Geschichte. Vor

vielen Jahren waren meine Männer und ich in der Wüste unterwegs, um Stämme zu besuchen und sie um Unterstützung in unserem Kampf zu bitten. Du musst wissen, Unwürdiger, ich hatte damals den Plan gefasst, dem Mongolischen Reich wieder seine alte Größe und Macht zurückzugeben, die es noch zu Zeiten eines Dschingis Khan besaß. Und für ein solches Vorhaben brauchte ich viele starke und loyale Soldaten. Wir zogen also von Stamm zu Stamm, unsere Gruppe wuchs langsam aber stetig, aber dann ...«

Tibur Khan legte eine kurze Pause ein, als fiel es ihm nicht leicht, sich an die damaligen Ereignisse zurückzuerinnern. »Eines Tages wurden wir von einem Stammesführer verraten. Er tat uns gegenüber freundlich, sicherte uns auch seine Unterstützung zu und wies uns den Weg zum nächsten Stamm. Nach einigen Tagen mussten wir jedoch feststellen, dass er uns betrogen hatte - der Weg, den wir eingeschlagen hatten, führte uns mitten ins Nirgendwo. Unsere Nahrungs- und Wasservorräte gingen zur Neige, eine Umkehr war nicht mehr möglich, und so ging unsere Karawane elendig zugrunde.«

»Aber doch nicht so ganz, oder?«

Sein stechender Blick fixierte mich. »Nein, Fremder. Kurz vor unserem Tod rief ich Erlik Khan, den Herrscher der Unterwelt, an, unsere Seelen zu verschonen. Er gab meinem Wunsch nach und belegte uns gleichzeitig mit einem Fluch, sodass unsere Seelen so lange ruhelos durch die Wüste wandern werden, bis wir eines Tages den richtigen Weg gewiesen bekommen.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. Die übliche Ich-will-nicht-sterben-und-verbünde-mich-mit-finsteren-Göttern-Geschichte eben. Aber noch blieben für mich

ein paar Fragen offen.

»Was mich noch interessieren würde ... wieso erscheint Ihr immer ausgerechnet auf dieser Felsformation? Und warum mussten die letzten Besucher dieses Plateaus alleamt sterben?«

Tibur Khan wies mit seinem rechten Arm über die Felsen hinweg. »Dieses Areal, das du hier siehst, war einst eine Tempel- und Gebetsstätte des großen Erlik Khan, und seine Magie hat sich hier bis heute gehalten. Sie zog uns förmlich an, sodass dies hier zu unserer Heimat wurde. Und die Toten ... nun, Sie haben uns einfach gestört, und wir können keine Störungen leiden.«

Als wären Tibur Khans letzte Worte ein Startsignal für seine Gefolgsleute, so setzten diese sich plötzlich in Bewegung. Langsam aber stetig ritten sie auf mich zu und zogen dabei ihre Schwerter. Auch ihr Anführer hielt nun wieder seine Waffe in der Hand. Beinahe hämisch grinste er mich an.

»Jetzt wird auch dich der Fluch der Geister-Karawane ereilen.«

Nun wurde es langsam brenzlig. Die untoten Seelen kreisten mich immer weiter ein, sodass für mich keine Möglichkeit zur Flucht blieb.

Ich erinnerte mich wieder an die Toten, die man hier gefunden hatte. Sie hatten keine äußeren Verletzungen aufgewiesen, vielmehr waren sie zu Tode erschreckt worden. Wie das abgelaufen war, war mir ein Rätsel, aber womöglich würde ich es in den nächsten Minuten am eigenen Leibe erfahren.

Meine rechte Hand glitt in meine Jackentasche und umschloss den Ankho. Ob der kleine Stein auch diese Geister-

Bande vernichten konnte?

Bevor es dazu kam, stellte ich noch eine letzte Frage: »Wo sollte eure Reise damals eigentlich hingehen?«

Wie vom Blitz getroffen verharrten meine Gegner plötzlich in ihrer Position. Wieder ergriff ihr bärtiger Anführer das Wort. »Wenn du es unbedingt wissen willst, Unwürdiger, ... der Name des Dorfes, das wir einst erreichen wollten, war Kumul.«

Während die Geister weiter mit Drohgebärden auf mich zuschritten, ging mir gedanklich ein Licht auf. »Ähm – nichts für ungut, Freunde, aber Kumul liegt doch gleich dort drüben.« Ich wies mit meiner linken Hand auf die kaum erkennbare Silhouette am Horizont.

Wieder erstarrte der Tibur Khan, der bereits sein Schwert erhoben hatte, um es nach mir zu schleudern. »Was?«, schrie er mir entgegen.

»Wie ich schon sagte – Kumul liegt gleich da hinten. Kaum zu verfehlen.«

Von einem Moment zum nächsten wichen Wut und Mordlust aus den Gesichtern der Geister. Stattdessen brandete plötzlich freudiges Gelächter auf.

»Es ist wahr, wir haben unser Ziel gefunden«, rief Tibur Khan seinen Männern zu, bevor er sich wieder mir zuwandte. »Ich danke euch, Fremder! Damit habt Ihr uns von unserem Fluch erlöst und unseren Seelen Frieden gegeben.«

»Kein Problem«, wiegelte ich ab. »Ich arbeite halbtags für das mongolische Fremdenverkehrsamt.«

Ohne auf meine Entgegnung zu reagieren, rief er seinen Männern ein paar mir unverständliche Worte zu. Die Geister von Tibur Khans Männern rissen ihre Schwerter empor,

jubelten – und ritten davon. Einige Sekunden später folgte ihnen auch ihr Anführer.

Damit hatte ich zumindest dieses Felsplateau von seinen Geistern befreit. Aber was würden sie wohl in Kumul anrichten? Mordend durch die Straßen ziehen, ein neues Khan-Reich aufbauen oder gar die örtlichen Freudehäuser unsicher machen?

Nichts von alledem, denn als sie die Gesteinsformation verließen, begannen ihre Umrisse allmählich zu verschwimmen. Einen Augenblick später verschwanden die Geister genauso plötzlich wie sie erschienen waren. Zurück blieb ein verschwitzter Agent der TCA, der sich fragte, was diese Reise nun eigentlich für einen Sinn gehabt hatte.

\*\*\*

Nach einer Weile, in der ich ob des hypnotischen Anblickes des mongolischen Sonnenuntergangs etwas gedankenverloren in die Wüste gestarrt hatte, entschloss ich mich schließlich doch, zum Hubschrauber zurückzukehren.

Dort erwartete mich mein Pilot, dessen an Zungenfolter grenzenden Namen ich schon längst wieder vergessen hatte. Als er mich sah, öffnete er die Cockpittür und trat hinaus. »Na, alles gut gelaufen, Mr. Spider?«

Wenigstens hatte man mir einen Piloten zur Seite gestellt, der auch meiner Sprache mächtig war. Der Mann hatte sein faltiges Gesicht zu einem Grinsen verzogen.

»Nun ja, ich habe eine äußerst geistreiche Unterhaltung hinter mir.«

»Sehr schön. Dann darf ich Sie also wieder nach Hause geleiten?«

»Dürfen Sie.«

Irgendwie kam mir das Verhalten des Piloten seltsam vor. Als wir hier gelandet waren, hatte er noch vor Angst gezittert, doch jetzt schien er aus der guten Laune gar nicht mehr herauszukommen.

Ich zuckte gedanklich mit den Schultern. Vielleicht war das eine mongolische Eigenart.

Ich überlegte, ob ich mir eine Siegerzigarre gönnen sollte, entschied mich aber doch dagegen. Selbst kurz nach Sonnenuntergang waren die Temperaturen immer noch so hoch, dass die Zigarre einem heißen Tropfen auf einen noch heißeren Stein gleichkam. Stattdessen entschied ich mich dazu, mir einen Schluck von meinem geliebten Wodka zu gönnen.

Ich öffnete die Seitentür des Hubschraubers und zog meinen Einsatzkoffer hervor. Gerade wollte ich die Flasche herausziehen, da machte ich eine schreckliche Entdeckung – sie war leer.

Sofort wanderte mein Blick zu meinem Piloten. Der Mann hob schuldbewusst die Schultern. »Es tut mir sehr leid. Sie müssen wissen ... ich habe hier Todesängste ausgestanden.«

Man gönnte mir aber auch gar nichts.

»Kann ich mich vielleicht irgendwie revanchieren?«, versuchte der Pilot zu beschwichtigen.

»Ja.«

»Und wie?«

»Ich fliege!«

## Jimmy Spider und der Ausbruch

Wie ein dunkles Leichentuch lag die Schwärze der Nacht über der einsamen Steppe im Osten Sibiriens. Kein Stern funkelte am Himmel, auch der Mond war nicht zu sehen, als hätten sich die Gestirne vor dem versteckt, was dort von Menschen unbemerkt durch die Lüfte glitt. Hätte jemand das metallene Ungetüm bemerkt, er hätte es wohl für ein UFO gehalten. Aber das war es nicht. Ganz im Gegenteil – an Bord befanden sich keine Außerirdischen, die zufällig nach dem Mars falsch abgebogen waren, sondern Menschen. Menschen, die bereit waren zu töten, wenn es ihren Zielen diente. Und ihr Ziel war nahe, sehr nahe ...

\*\*\*

Ganz so einsam und verlassen, wie die sibirische Steppe in jener Gegend zu sein schien, war sie in Wirklichkeit jedoch nicht. Zumindest offiziell verirrten sich hierher höchstens ein paar Tiere, vielleicht Hirsche, Wölfe oder Bären. Eine Stadt, ein Dorf oder ein Gebäude war auf keiner offiziellen Karte verzeichnet. Und doch stand hier etwas: ein Gefängnis.

Die steinerne Festung, die in der Weite Sibiriens wie verloren wirkte, war ein aus drei würfelförmigen Gebäuden bestehender Komplex, wobei sich das größte in dessen Mitte befand und alle drei Teile durch über- und unterirdische Gänge miteinander verbunden waren. Zusätzlich wurde das Gelände von zwei metallischen Zäunen und einer Steinmauer umschlossen. An jeder Ecke der Mauer befand sich ein Wachturm.

Tore existierten nicht. Was gebraucht wurde, wurde von Helikoptern gebracht, für die sich innerhalb der Mauern ein Landeplatz befand.

An Sicherheit war nicht gespart worden, schließlich ging es den Erbauern darum, einen brandgefährlichen Mann für den Rest seines Lebens von der Außenwelt abzuschotten. Einen Mann, den seine Feinde als Top-Terroristen und Tyrannen, seine Verbündeten hingegen als Halbgott, Erlöser und großen Meister bezeichneten. Sein Name: Vijay Brahma Singh.

Vor fünf Jahren hatte er gemeinsam mit seinen Anhängern versucht, die Welt ins Chaos zu stürzen und sich als neuen Herrscher, als Abgesandten der Götter zu proklamieren. Nur ein glücklicher (oder für ihn eher unglücklicher) Zufall hatte ihn daran gehindert, seinen Plan zu vollenden.

Man hatte ihn verhaftet, eingesperrt und in dieses eigens für ihn erbaute Gefängnis gesteckt.

In seiner Zelle gab es kein natürliches Licht. Lediglich eine Neonlampe an der Decke erhellte den recht spartanisch eingerichteten Raum. Ein Bett, ein Schrank mit Büchern, ein Stuhl und ein Tisch, mehr befand sich nicht in seiner Zelle. Nebenan gab es noch einen Waschraum, den aber konnte er nur betreten, wenn seine Bewacher eine bestimmte Tür elektronisch entriegelten.

Oft lag er wie in diesem Augenblick auf seinem Bett, die Hände gefaltet auf seinem Bauch liegend, und starrte vor sich hin. Seine Bewacher, die ihn rund um die Uhr mit Videokameras im Auge behielten, erhielten den Eindruck, dass er einfach da lag und nichts tat.

Wer ihm aber in diesem Augenblick die Hände vor die

Augen gehalten hätte, der hätte gemerkt, dass sich Singh in einer ganz anderen Sphäre befand, in der er sich möglicherweise mit seinen Göttern unterhielt.

Allein sein Name zeugte schon von seinem Herrschaftsanspruch. Vijay, der Sieger; Brahma, der Gott der Schöpfung; Singh, der Löwe. Wer diesen Namen hörte, erzitterte vor seiner Macht. Wer ihn aussprach, der tat dies nur flüsternd und voller Angst. Angst vor Vijay Brahma Singh und seinen zahlreichen Dienern, die man auch als *Namenlose* und *Schatten* bezeichnete.

Zumindest war dies lange Zeit der Fall gewesen. Nun aber war er eingesperrt wie ein Tier, isoliert von der Außenwelt und seinen Anhängern. Wer da draußen jetzt seinen Namen aussprach, der zeigte keine Furcht mehr, denn der Halbgott war gefallen. Nicht tot, aber vielleicht war dies für ihn ein noch schlimmeres Schicksal.

Vor seinem inneren Auge erschien ein Mann. Grauschwarze, nach hinten gekämmte Haare. Ein von einem Vollbart bedecktes Gesicht, das zwar Falten aufwies, aber auch noch immer die Stärke der Jugend. Ein schwarzer Anzug, schwarze Krawatte und auch schwarze Schuhe. Seinen Mund zu einem Lächeln verzogen, das all seine Triumphgefühle widerspiegelte.

So hatte Vijay Brahma Singh ihn damals gesehen, als man ihn abgeführt hatte. Sein Name hatte sich förmlich in sein Gedächtnis gebrannt: Sir Gerald Spider.

Wenn er hier herauskam – und er war sicher, dass dies passieren würde –, würde ihm seine ganze Rache gehören. Ihm und seiner Familie. Dabei dachte er vor allem an seinen Sohn, Jimmy Spider. Er hatte damals Daksha Singh, seinen einzigen Sohn, im Kampf getötet. Und dann die

Schande, die er über seine Tochter Shatarupa gebracht hatte ...

Diese beiden Männer würden bald schon ihrer gerechten Strafe zugeführt werden, da war er sich sicher.

Vor etwa einer Woche hatte er die Botschaft erhalten. Eine Stimme war wie aus dem Nichts in seinen Ohren aufgeklungen und hatte ihm angekündigt, dass seine Befreiung kurz bevorstand. Und nun war es soweit, das spürte er ganz deutlich. Der Tag der Befreiung war gekommen – und damit auch der Tag der Abrechnung ...

\*\*\*

Es war ein einsamer Job, den John Matthews ausführte. Wieder einmal schob er Nachtwache, indem er auf einem der Wachtürme die Gegend im Auge behielt.

Die größte Schwierigkeit dabei war es, die Augen auch wirklich die ganze Nacht lang offen zu halten. Ein harter Kampf, den Matthews gerade zu verlieren drohte. Und die Wachablösung erfolgte erst in zwei Stunden ...

Allgemein war ihm nicht wirklich klar, nach was er hier eigentlich Ausschau hielt. Eigentlich wusste niemand, dass dieses Gefängnis überhaupt existierte, und bisher hatte sich nicht mal ein Steppenbewohner hierher verirrt. Zumindest kein menschlicher.

Das Einzige, was es hier zu sehen gab, waren einige Hirsche oder Wölfe, die sich scheinbar an diesem Ort unbeobachtet fühlten und fröhlich ihrem Paarungstrieb nachgingen. Da John Matthews aber kein großer Fan von Tierporos war, blieb ihm im Prinzip nur die Langeweile.

In einem monotonen Rhythmus schwangen mehrere

Scheinwerfer ihre Lichter von den Dächern der Türme über die Landschaft hinweg. Außer endloser Einöde war nichts zu sehen.

*Wenigstens leicht verdientes Geld*, dachte der 38-jährige Ire immer wieder. Einen ruhigeren Job gab es in der TCA wohl nicht.

Nach der Scheidung von seiner Frau und dem Ärger, den es im Zuge dessen damals gegeben hatte, hatte er sich förmlich um die Versetzung hierher gerissen. Glücklicherweise hatte ihm Damien Arias keine Steine in den Weg gelegt. Obwohl ihm der neue Leiter der Personalabteilung der TCA äußerst unsympathisch war (und dies wohl auch auf Gegenseitigkeit beruhte), ließ er ihm des Öfteren innerlich seinen Dank zukommen. Ob dieser auch ankam, war ihm dabei jedoch herzlich egal.

Seit neun Monaten führte er nun schon diesen ziemlich eintönigen Job aus, ohne dass er seine Entscheidung auch nur eine Sekunde lang bereut hatte.

Das Einzige, was ihn störte, war die bodenlose Langeweile, die einem nach einer gewissen Zeit hier erfasste. Wie auch in dieser Nacht, als ihm zum wiederholten Male die Augen zufielen.

Plötzlich erklang ein merkwürdiges Summen. Sofort schreckte John Matthews auf. Was zum Henker war das? Eine Bienenarmee, die dieses Stück Natur zurückforderte? Oder hatte er gar sein Handy auf Vibrationsalarm gestellt?

Sein Blick wanderte über die Steppe, aber auch über den Gebäudekomplex und die anderen drei Wachtürme hinweg. Das Summen blieb, aber zu sehen war nichts. Auch die anderen Wächter schienen nichts mitbekommen zu haben. Aber irgendetwas war da draußen.

Matthews zog seine Stablampe hervor, schaltete sie an und leuchtete zu den anderen Wachtürmen hinüber, um seine Kollegen zu warnen.

Nach einigen Sekunden kam die erste Reaktion. »Was ist los?«, rief Sergej Novakov herüber.

»Hörst du nichts?«, antwortete ihm Matthews.

»Nein. Oder ... Moment!«

Für einige Sekunden lauschten alle Wachleute. Wenn sie nicht gerade einen kollektiven Hörschaden erlitten hatten, mussten sie das Geräusch eigentlich auch registrieren.

Bevor jedoch einer von ihnen antworten konnte, änderte sich die Szenerie dramatisch.

Das Summen wurde immer lauter, und am Himmel über der Anlage erschien plötzlich eine Art fliegendes Ungetüm. Im Mondlicht waren nur Umrisse zu erkennen, aber die allein zeugten schon von der Größe dieses Flugobjekts.

»Was ist denn das?«, murmelte John Matthews vor sich hin. Ein UFO vielleicht? Hatte sich dieser verdammte Singh mit einer Gruppe Aliens verbündet, um aus seinem Gefängnis herauszukommen? Unwahrscheinlich, aber als TCA-Agent hatte er schon einige unwahrscheinliche Dinge erlebt.

»Richtet die Scheinwerfer auf dieses Ding aus!«, schrie Novakov seinen Kollegen zu. Auch die anderen beiden Wachen schienen jetzt das Objekt entdeckt zu haben.

Matthews trat an ein Computer-Terminal heran, drückte einige Knöpfe und richtete die Scheinwerfer damit auf ihr neues Ziel aus.

Fast gleichzeitig schwangen die Lichter aller vier Wachtürme herum und erfassten das fliegende Ungetüm.

Im ersten Moment dachte Matthews, er würde träumen.

Das fliegende Objekt erinnerte tatsächlich an ein Raumschiff. Die Spitze des Flugobjekts besaß eine rechteckige Form und ragte mittig aus dem relativ rund wirkenden Gebilde hervor. Das Raumschiff erinnerte aufgrund seiner recht flach wirkenden Bauweise entfernt – von der Front einmal abgesehen – an ein riesiges, platt getretenes Eis. Wie es an der Rückseite aussah, konnte er aus seiner Position nicht genau erkennen, denn an beiden Seiten des Objekts befanden sich Ausbeulungen, die den Waffenphalanxen eines Kampfhubschraubers ähnelten.

Irgendwie fühlte sich Matthews an eine Science-Fiction-Serie erinnert, wobei ihm partout der Name nicht einfallen wollte. Aber das hätte ihm in diesem Fall auch nicht weitergeholfen.

Plötzlich waren die beiden »Ausbeulungen« des Raumschiffs von einem hellen Leuchten erfüllt. Bevor sich Matthews über deren Bedeutung Gedanken machen konnte, schossen zwei grell strahlende Kugeln hervor. Sie waren so schnell, dass sie sogar einen Schweif hinter sich herzogen.

Ehe sich Matthews versah, explodierte mit einem gewaltigen Donnerschlag der Wachturm links neben ihm. Dort, wo vor einer Sekunde noch sein russischer Freund und Kollege Sergej Novakov gestanden hatte, befand sich nun ein greller Feuerball. Trümmer und Fetzen segelten neben dem Turm zu Boden.

Das unheimliche Raumschiff vollführte aus dem Stand heraus ein Wendemanöver. Sein neues Ziel war der schräg gegenüberliegende Wachturm. Schüsse erklangen, doch Matthews konnte nicht bestimmen, woher sie kamen.

Dafür wurde ihm ein Blick auf die Rückseite des Raumschiffs gewährt, die eine leicht eckige Bauweise besaß, sich

aber doch der Ei-ähnlichen Form des fliegenden Ungetüms anpasste. Während sich Matthews noch über diese Formen Gedanken machte, feuerte das Flugobjekt zwei weitere helle Kugeln ab.

Wieder schlugen sie in einen Wachturm ein, und erneut kam es zu einer gewaltigen Explosion, der ein riesiger Feuerball folgte.

Ein weiteres Mal erklangen Schüsse. In diesem Moment fiel John Matthews wieder ein, dass auch er eine Maschinenpistole besaß. Sofort riss er sie hoch, entsicherte sie und legte auf das fliegende Ungetüm an.

Mehrere Kugeln schlugen in das metallische Ungetüm ein. Aber nicht Matthews hatte geschossen, sondern sein Kollege Tony McNamara. Der Schotte schrie sogar, als er sein ganzes Magazin auf das Flugschiff abfeuerte.

Doch die Kugeln waren nicht stark genug. Immer wieder prallten sie an der Hülle ab und sirrten als Querschläger in den Nachthimmel davon.

Erneut schossen zwei Glutbälle aus dem Raumschiff hervor. Tony McNamara wurde von der Wucht der Einschläge förmlich zerrissen, auch von seinem Turm blieben nur brennende Trümmer zurück.

Nun stand nur noch einer der Wachtürme. Als Matthews dies bewusst wurde, lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter. Er überlegte, ob er versuchen sollte, den Turm hinabzusteigen. Aber würde ihm dadurch wirklich die Flucht gelingen?

Mittlerweile hatte sich das Raumschiff vollständig in seine Richtung gedreht. Außer einem Summen und dem Knistern der Flammen war nichts zu hören.

Eigentlich hatte sich Matthews zur Leiter begeben wol-

len, aber der Anblick des fliegenden Ungetüms hatte ihn förmlich gebannt.

»Nein. Bitte nicht«, flüsterte er vor sich hin. Doch es half nichts. Das Letzte, was John Matthews in seinem Leben sah, waren zwei leuchtende Kugeln, die ungeheuer schnell auf ihn zu rasten. Dann gab es für ihn nur noch die Schwärze ...

\*\*\*

Innerhalb des Flugschiffes war die Stimmung wesentlich gelöster.

»Gute Arbeit, Mister Sauer! Mister Magnum, wenden Sie die *Excelsior* nun dem Gebäudekomplex zu.«

»Aye, Captain!« Der braunhaarige Mann, dessen Markenzeichen seine bunten Hawaiihemden waren, tat, wie ihm befohlen worden war.

»Ach, und Mister Magnum?«

»Ja, Captain?«

»Hören Sie endlich damit auf, mich *Captain* zu nennen – ich bin Commander! Ein einfaches ›Sir‹ reicht auch.«

»Ja, Capta... ich meine Sir ... ähm, Commander Colt!«

Der Angesprochene verdrehte die Augen, ließ aber keine weitere Reaktion folgen. Stattdessen starrte er auf den Bildschirm vor ihm, der ihm die drei Gebäude zeigte. An der Außenhülle der *Excelsior* waren Dutzende Kameras angebracht, die jeden Winkel um das Flugschiff herum überwachen konnten.

Mit seiner rechten Hand strich sich der Mann über seinen schwarzen Dreitagebart. Nun war es endlich so weit, der Moment, auf den er schon seit Monaten vorbereitet worden

war und für den er lange Zeit mit seinen Helfern trainiert hatte.

Links neben ihm erschien eine blondhaarige Frau. Wer ihr ins Gesicht schaute, der erkannte, dass sie kaum älter als zwanzig Jahre war. Ein ebenmäßiges, verführerisches Gesicht, das Haar zu einem Zopf gebunden. Nur die abgrundtiefe Kälte, die in ihren strahlend blauen Augen lag, zeugte davon, dass es sich bei ihr nicht um eine normale junge Frau handelte. Sie war eine Killerin, eine Terroristin, jemand, für den ein Menschenleben nichts bedeutete. Aber das ließ sie sich nur selten anmerken.

»Also, Miss Derringer, was halten Sie bisher von unseren Erfolgen?«, fragte Colt mit einem Lächeln im Gesicht.

Seine junge Partnerin lächelte zurück. »Nicht schlecht – für den Anfang. Aber das dicke Ende folgt noch.«

Mister Colt warf ihr einen schiefen Blick zu. »Ich hoffe, das war keine Anspielung auf das Körpergewicht unserer Zielperson«, flüsterte er ihr zu.

Für einen Augenblick sah die blonde Frau ihn entgeistert an. Dann flüsterte sie: »Nein.«

»Das will ich auch hoffen. Schließlich befindet sich ein ganzes Dutzend von Singhs Dienern an Bord, die für eine solche Frechheit möglicherweise unser Bündnis über Bord und Sie gleich hinterher werfen könnten.«

Bevor Miss Derringer antworten konnte, erklang von hinten eine Stimme. »Aus dem linken Gebäude sind gerade ein halbes Dutzend Männer und Frauen gekommen. Offenbar haben zwei von ihnen einen Raketenwerfer dabei.«

»Keine Sorge, Mister Gatling, eine Rakete würde bei uns höchstens einen Kratzer hinterlassen. Ganz davon abgesehen, dass wir sie wohl kaum zum Schuss kommen lassen

werden. Also, machen Sie die Waffen bereit.«

Gatling, ein muskulöser Glatzkopf, drückte einige Knöpfe, bevor er antwortete. »Kugelgeschütze bereit, Sir!«

»Feuer!«, rief Mister Colt.

Gleichzeitig drückte er auf einen Knopf neben seinem Bildschirm, der die Lautsprecher aktivierte. So konnte er hören, wie die TCA-Agenten bei den Einschlägen der Kugelsalven schmerzerfüllt aufschrien. Fünf von ihnen brachen blutüberströmt zusammen, aber einer hielt sich noch immer auf den Beinen. Mit letzter Kraft hob er seine Pistole an und feuerte auf das Flugschiff.

Kugel um Kugel traf auf die Außenhülle, ohne auch nur den Hauch einer Wirkung zu erzielen. Als das Magazin schließlich leer war, brach auch der Schütze zusammen.

»Sehr gut!«, gab Mister Colt zu verstehen. »Miss Beretta?«

»Ja, Sir?« Die angesprochene, braunhaarige Italienerin bediente die Granatgeschütze.

»Sind die Granatwerfer feuerbereit?«

»Ja, Sir.«

»Dann richten sie sie auf das linke Gebäude aus. Feuern auf mein Kommando.«

»Ja, Sir!«, antwortete die Italienerin.

Innerlich fragte Colt sich, ob die Dame noch mehr als diese zwei Worte auf Englisch sagen konnte.

»Granatwerfer sind ausgerichtet.«

Da hatte er seine Antwort. »Feuer!«

Innerhalb weniger Sekunden schoss ein halbes Dutzend der leuchtenden Granaten auf das Gebäude zu. Bei ihrem Aufprall ließen sie den Bau förmlich erzittern. Die Granatexplosionen rissen mehrere gewaltige Löcher in die Mau-

ern, die folgenden Feuerbälle taten ihr übriges dazu. Schließlich brach sogar die Vorderseite des Baus zusammen. Zurück blieben Schutt, Asche und eine brennende Ruine.

»Mister Magnum, wenden Sie das Schiff dem rechten Gebäude zu.«

»Aye, Cap... ich meine, Sir!«

Der Ausschnitt auf dem Bildschirm schwenkte nach rechts. Nun erschien das kleinste der drei Gebäude, das wahrscheinlich als Büro- und Computerzentrale diente. Ob sich noch Menschen in dem Gebäude befanden, hätte ihm sicherlich Miss Derringer oder jemand anderes an Bord sagen können. Im Prinzip war es ihm aber egal. Wenn die Granaten in das Häuschen einschlugen, würde von ihnen so oder so nur noch ein Häufchen Asche zurückbleiben.

»Granatgeschütze auf Ziel ausgerichtet«, gab Miss Beretta zu verstehen.

»Feuer!«

Die Geschütze feuerten kurz hintereinander vier Mal. Und diesmal konnten sie ihre Wirkung frei entfalten. Das Gebäude vor ihnen flog in einem Meer aus Feuer und Trümmern förmlich auseinander. Als die Flammen langsam wieder einen Blick durch sie hindurch gewährten, war von dem Bau nicht mehr als nur die Grundmauern übrig geblieben.

»Ausgezeichnet«, flüsterte Colt. Dann wandte er sich zu seinen Gefolgsleuten. »Mister Sauer – bringen Sie uns runter. Mister Magnum ...«

»Ja, Sir?«

»So klingt das doch gleich viel besser. Sie und Mister Sauer bleiben hier. Miss Beretta, Mister Gatling und Miss

Derringer, Sie kommen mit mir.«

Colt bewegte sich auf den Ausgang der Kommandozentrale zu, während ihm seine Untergebenen folgten.

Colts Weg führte ihn durch mehrere Gänge bis hin zu einem großen Aufenthaltsraum. Nachdem er mit seiner rechten Hand einen Sensor berührt hatte, öffnete sich die Tür.

Sein Blick fiel auf elf uniformierte indische Soldaten, Elitekämpfer der Singh-Bruderschaft. Bei ihrer Kleidung herrschten die Farben Rot und Schwarz vor. Zwischen ihnen saß ein Mönch, der sich selbst nur Ramanuja nannte. Ein kahlköpfiger Mann um die Siebzig, der eine orangefarbene Robe trug. Er war der Acharya der Singh-Bruderschaft, was ihm in der Praxis zum religiösen und militärischen Vertreter von Vijay Brahma Singh machte.

»Ist es soweit?« Seine Stimme war mehr ein Hauch, aber dennoch schaffte sie es, den gesamten Raum zu erfüllen.

»Ja«, antwortete Mister Colt ihm.

Ramanuja nickte ihm zu. »Meine Männer werden Sie begleiten, wenn Sie *ihn* befreien.«

Die elf Soldaten wollten sich schon auf den Weg machen, aber Colt hob die Hände an, um sie zurückzuhalten. »Sechs Ihrer Leute reichen völlig. Wir rechnen nicht mehr mit allzu viel Widerstand, und wenn mir mit einer ganzen Armee anrücken, würden wir uns nur gegenseitig im Weg herumstehen.«

Der Mönch, der es wohl nicht gewohnt war, dass man ihm widersprach, zog zunächst scharf die Luft ein, entspannte sich aber kurz danach wieder. »Also gut, Mister Colt. Ich werde Ihrem Wunsch entsprechen.« Er gab sechs seiner Männer ein Zeichen. Die Soldaten sonderten sich sofort vom Rest der Gruppe ab und bewegten sich auf Colt

und seine Leute zu.

Der schwarzhaarige Mann trat einen Schritt zurück. »Zur Waffenkammer!«, wies er seine Mitarbeiter an.

Die sechs Inder folgten ihnen. Sie hielten bereits Sturmgewehre in ihren Händen, während an ihren Gürteln Dolche befestigt waren.

*Hübsche Retro-Dekoration*, dachte sich Mister Colt seinen Teil dazu.

Nach einigen Abzweigungen hatte die Gruppe die Waffenkammer erreicht. Jeder griff sich eine der Maschinenpistolen, die an den Wänden befestigt waren. Zusätzlich nahm Colt noch ein funktionsbereites Headset aus einem Regal und setzte es sich auf.

Danach machte sich die Gruppe auf den Weg zum Ausgang.

»Mister Sauer, können Sie mich hören?«, sprach Colt ins Mikrofon.

»Klar und deutlich, Sir«, erklang die Stimme des Navigators in seinen Ohren.

»Hat sich draußen etwas getan?«

»Nein, nichts. Es ist niemand zu sehen.«

»Gut.«

Mittlerweile hatte die schwer bewaffnete Gruppe eine zweiflüglige Tür erreicht. Wieder legte Colt seine rechte Hand auf einen Sensor. Mit einem leisen Summen schoben sich die beiden Türhälften auseinander.

Mister Colt trat als Erster hinaus, gefolgt von Miss Deringer. Seine blondhaarige Partnerin trat sofort neben ihn. »Diese Ruhe gefällt mir nicht.«

»Denken Sie nicht, dass wir alle Wachen erwischt haben?«

»Ich habe das Gefühl, dass da noch jemand auf uns wartet. Von Singh einmal abgesehen.«

»Das lässt sich leicht herausfinden.«

Wieder sprach er in das Mikrofon seines Headsets hinein. »Mister Sauer, überprüfen Sie das Gebäude auf Lebenszeichen.«

»Ja, Sir.« Für einen Moment herrschte Stille. »Ich registriere drei Lebenszeichen, zwei im Erdgeschoss und eines im ersten Stock.«

»Danke.«

Colt gab die Informationen an seine Partnerin weiter.

»Wahrscheinlich stammt das Lebenszeichen im ersten Stock von Singh«, gab Miss Derringer zu verstehen. »Die anderen Beiden dürften die restlichen TCA-Agenten sein.«

»Oder der Putzdienst«, fügte Colt hinzu.

Bevor seine Kollegin darauf antworten konnte, gab er Singhs Männern und seinen Helfern ein Zeichen. Mit den Waffen im Anschlag rückten sie in breiter Reihe auf das letzte noch intakte Gebäude des Gefängnisses zu.

Durch die vollständige Zerstörung des rechten Gebäudes war der überirdische Verbindungsgang zwischen ihm und dem zentralen Bau freigelegt worden. Vor Colt und seinen Leuten stiegen bereits einige Soldaten der Singh-Bruderschaft über die Trümmer hinweg, die die Gruppe vom Einstieg in den Verbindungstrakt trennte.

Bisher hatte sich noch kein Widerstand gereg, aber das musste nicht für immer so bleiben.

Als schließlich alle Mitglieder des Sturmtrupps den Einstieg erreicht hatten, übernahmen die Singh-Anhänger die Führung. Colt störte das nicht im Geringsten. Wenn sich die restlichen Wachen tatsächlich noch zur Wehr setzen

sollten, waren seine indischen Verbündeten der perfekte Kugelfang ...

\*\*\*

Todesangst erfüllte Joan Mallard.

Sie und ihr Kollege Jeffrey Bloomberg hatten die Zerstörung der anderen Gebäude und den Tod ihrer Freunde beinahe hautnah miterlebt. Auf den Bildschirmen vor ihnen, die die Aufnahmen der Überwachungskameras wiedergaben, hatten sie mit ansehen müssen, wie ein TCA-Agent nach dem anderen von der unheimlichen Macht, die dort draußen lauerte, getötet worden war.

Nun aber waren sie von der Außenwelt abgeschnitten. Die Bildschirme waren schwarz. Nach der Zerstörung der Elektronik-Zentrale waren alle Lichter um sie herum von einer Sekunde auf die andere erloschen. Lediglich eine Notbeleuchtung, die von einem Generator unterhalb des Gebäudes gespeist wurde, war noch aktiv.

Zumindest hatten sie kurz zuvor noch einen Notruf an die TCA-Außendienststelle in Neu-Dehli absetzen können. Aber bis man dort reagieren konnte, war es mit Sicherheit für sie schon zu spät.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Bloomberg seine Freundin und Lebensgefährtin.

Darauf wusste Joan Mallard keine Antwort. Normalerweise war die neununddreißigjährige Schottin eine äußerst schlagfertige Frau, aber in diesen Momenten hatte sie der Mut verlassen.

»Joan?« Ihr Freund rüttelte an ihrer linken Schulter. »Was ist los mit dir?«

»Nichts ist los. Gar nichts. Das ist ja das Problem. Ich weiß darauf keine Antwort.« Traurig blickte sie zu Jeffrey auf.

Der TCA-Agent lächelte sie an. »Noch ist nichts verloren. Wir verschanzen uns im Keller, bis Hilfe da ist, und dann ...«

Seine nächsten Worte blieben ihm im Halse stecken. Plötzlich erzitterte wenige Meter vor ihnen die Eingangstür. Zwar war durch die Inbetriebnahme des Generators eine Notverriegelung der Türen aktiviert worden, aber sie würde ihre Gegner wohl auch nicht allzu lange aufhalten.

»Verdammt, sie sind schon da ...«, fluchte Bloomberg. »Komm!« Er riss Joan Mallard vom Stuhl und damit auch aus ihrer Lethargie hoch. »Wir müssen weg.«

Wieder erzitterte die Tür unter einem gewaltigen Stoß. Noch einmal würde sie wohl nicht halten.

Bloomberg zog seine Pistole, eine SIG Sauer. Mit der rechten Hand schob er seine Kollegin weiter in Richtung der Kellertreppe.

Erneut schlug etwas gegen die Tür, und diesmal gab sie nach. Krachend flog sie nach innen.

Im Ausschnitt erschien ein dunkelhäutiger Mann in einer rot-schwarzen Uniform. In seinen Händen hielt er ein Sturmgewehr.

Bevor er auf irgendetwas zielen konnte, drückte Bloomberg ab. Seine Kugeln hieben in die ungeschützte Brust des Mannes, der schreiend zu Boden stürzte.

Doch sofort erschien der nächste Gegner im Türausschnitt.

»Lauf!«, schrie er Joan Mallard zu, während er erneut schoss.

Doch diesmal reagierte er zu spät. Zwar traf seine Kugel auch diesmal, aber gleichzeitig hieben auch ein halbes Dutzend Geschosse seines Gegners in seinen Körper. Blutüberströmt brach Bloomberg zusammen.

Mit schreckgeweiteten Augen musste Joan Mallard mit ansehen, wie ihr Partner vor ihren Füßen liegend starb. Erst jetzt stieg auch der eigene Überlebenstrieb in ihr hoch. Ohne groß über die Konsequenzen nachzudenken, wandte sie sich ab und rannte auf die Kellertreppe zu.

*Geschafft!*, schrie etwas in ihr, als sich ihre linke Hand um das Treppengeländer schloss. Im nächsten Moment traf ein gewaltiger Schlag ihren Rücken. Etwas Heißes und ungeheuer Starkes wühlte sich durch ihren Körper.

Als sie auf der Treppe aufschlug, war Joan Mallard bereits tot.

\*\*\*

Neben Mister Colt erschien seine junge Kollegin, die ihre MP etwas angehoben hatte. Die dünne Rauchfahne, die aus der Mündung ihrer Waffe stieg, zeugte davon, dass sie es gewesen war, die der TCA-Agentin den finalen Todeschuss gesetzt hatte.

»Kein schlechter Schuss, oder?«, rief sie ihrem Partner zu.

»Vielleicht hätte sie uns lebend mehr geholfen.«

Derringer warf Colt einen bösen Blick zu. »Du verstehst es wirklich, einem die Stimmung zu vermiesen.«

»Dafür liebst du mich doch«, gab er grinsend zurück.

Der Blick seiner jungen Partnerin wurde noch stechender, aber bevor sie ihm etwas entgegnen konnte, wandte er sich einfach von ihr ab und schritt gemeinsam mit Miss Be-

retta auf die Treppe zu. Den beiden toten Singh-Dienern würdigte er keines Blickes mehr.

Kurz darauf folgten ihnen auch Mister Gatling, die restlichen indischen Soldaten sowie schließlich auch Miss Derringer.

Colt ließ seinen Waffenarm nun etwas baumeln. Nachdem die beiden Wachen ausgeschaltet waren, konnte sich jetzt nur noch Vijay Brahma Singh in dem Gebäude befinden.

Nach etwa einer halben Minute hatte die Gruppe das erste Stockwerk erreicht. Vor ihnen erschien ein Gang, der nach etwa zwanzig Metern in einer Sackgasse zu enden schien.

Plötzlich erzitterte die rechte Wand. Entweder hatte es im ersten Stock gerade ein lokales Erdbeben gegeben, oder jemand hatte sich von innen bemerkbar gemacht.

Wieder bebte die Wand.

Mister Colt ging vor. Nachdem er sich seine an einem Halteband befestigte MP über die Schulter geworfen hatte, tastete er mit beiden Händen die ominöse Wand ab. Nach einigen Metern erreichte er eine Stelle, die sich deutlich vom Rest der Oberfläche abhob.

Möglicherweise war dies eine Art Tür. Er strich an der Unebenheit entlang und merkte bald, dass es sich tatsächlich um den Zugang zu einem dahinter liegenden Raum handelte. Zwischen der Tür und dem Rest der Wand befand sich ein nicht mal ein Millimeter großer Schlitz. Für ein Messer zu dünn, und eine Kugelgarbe würde die Wand mit Sicherheit aushalten.

Hinter Colt erklang ein Hüsteln. Miss Derringer hatte sich an der gegenüberliegenden Wand aufgebaut und dort

eine Art Klappe geöffnet. »Manchmal fehlt dir einfach der Blick fürs Wesentliche«, flüsterte sie ihm mit einem leicht verächtlichen Unterton zu. Dann drückte sie auf einen Knopf, der sich wohl hinter der Klappe versteckt befunden hatte.

Plötzlich schob sich die Tür vor Colt nach innen. Nach etwa einem halben Meter glitt sie zur rechten Seite weg und gewährte den Anwesenden einen Blick in den dahinter liegenden Raum.

Dort stand der Mann, um den sich alles drehte – Vijay Brahma Singh.

Die Beschreibung, die Colt zu seiner Zielperson erhalten hatte, war nicht übertrieben gewesen. Singh war etwa 2,30 Meter groß, sein Gewicht lag bei ungefähr zweihundert Kilo. Ein Koloss, aber trotz seines Gewichts galt er als sehr beweglich, was Colt nur schwer glauben konnte.

Anders als viele wohlhabende und adlige Inder besaß Singh eine durch und durch schwarze Hautfarbe. Ein Gerücht besagte, dass seine Mutter von den Fidschi-Inseln stammte. Die Herkunft seines Vaters dagegen lag im Dunkeln. Nicht ganz zufällig, dachte sich Colt, schließlich musste er ja dem eigenen Ruf, ein Halbgott zu sein, gerecht werden.

Singh trug eine Art Sträflingsuniform, ein graues Hemd, eine graue Hose und – zur Überraschung aller – auch graue Schuhe.

Die erste Reaktion, die er seinen Befreiern zeigte, war, dass er seine rechte Hand erhob, sie zur Faust ballte und sie den Ankömmlingen entgegen streckte.

»Ich wusste, dass Ihr kommen würdet.« Seine Stimme glich einem Donnerrollen. »Die Freiheit hat mich wieder,

und meine Feinde werden wieder vor mir erzittern.«

Erst jetzt bemerkte Colt, dass sich Singhs Diener auf ihre Knie hatten fallen lassen und demütig ihren Kopf gesenkt hielten.

»Erhebt euch, meine Kinder.« Singh gab seinen Männern mit beiden Händen das Zeichen, sich aufzurichten. Mit roboterhaften Bewegungen folgten sie dem Befehl ihres Anführers.

Plötzlich erklang hinter Colt und seinen Leuten ein Schrei der Freude. »Meister, Ihr seid es wirklich!«

Als sich Colt herumdrehte, erblicke er Ramanuja, der es wohl nicht mehr in der *Excelsior* ausgehalten hatte. Der Mönch lief noch einige Meter in die Zelle hinein und ließ sich schließlich vor seinem Meister auf die Knie fallen. »Meister, es ist geschafft, Ihr seid frei! Ich habe alles in die Wege geleitet, damit Euch der Weg zurück an die Macht geebnet wird.«

Singh gab seinem obersten Diener ein Zeichen, woraufhin sich Ramanuja wieder erhob. »Und was ist mit Shatarupa?«, fragte er den Mönch.

»Ich habe Prakash und einige weitere Männer nach England geschickt, um sich ihrer anzunehmen, ebenso wie auch der Familie Spider.«

»Sehr gut«, gab Vijay Brahma Singh zu verstehen. »Damit ist der Tag der Abrechnung endlich gekommen ...«

\*\*\*

Obwohl Manchester eher als Arbeiterstadt bekannt war, existierte hier dennoch ein ziemlich reges Nachtleben. Ob in der Canal Street, im Stadtzentrum oder im ziemlich gro-

ßen Chinatown von Manchester, überall tanzte nachts und besonders am Wochenende der Bär (und des Öfteren auch ein paar weniger behaarte junge Menschen).

In diesem Fall war das Stadtzentrum mein Ziel, doch anders als die Scharen von Nachtschwärmern, die die Straßen auf der Suche nach ein paar heißen Rhythmen oder kalten Drinks bevölkerten, war ich lediglich auf dem Weg zu einem Treffen. Und dieses Treffen war eine Angelegenheit, bei der es mir nicht unbedingt nach Feiern zumute war.

Die Dame, die mich eingeladen hatte, trug den schönen Namen Shatarupa Singh. Vor einigen Jahren hatten wir eine äußerst innige und spektakuläre Liebesaffäre, die vor allem dank meines potentiellen Schwiegervaters ein jähes Ende gefunden hatte. Bei jenem handelte es sich schließlich um niemand anderen als Vijay Brahma Singh, einem indischen Top-Terroristen, der für sich selbst die Weltherrschaft beanspruchte und sich mit Scharen loyaler Diener umgab. Dazu gehörten nicht nur die Soldaten der rein zufällig nach ihm benannten Singh-Bruderschaft, sondern auch die Namenlosen, eine Kaste Ausgestoßener, die ihrem Meister als willenlose Killer dienten.

Eigentlich hatte ich gedacht, dass dieses Kapitel meines Lebens beendet war, nachdem mein Vater Singh durch einen Trick verhaftet und in ein Geheimgefängnis in Sibirien verfrachtet hatte. Der Singh-Kult galt danach als zerschlagen, wobei dennoch in Indien hin und wieder Kämpfe gegen einige ehemalige Diener aufflackerten.

Was Shatarupa betraf, so hatte sie sich nach der Festnahme ihres Vaters dazu entschlossen, sich zurückzuziehen und auch unsere Beziehung zu beenden. Seit damals hatte ich nichts mehr von ihr gehört - bis heute ...

Unser Treffpunkt war ein kleines Café in der Innenstadt. Der Name Chéri deutete zwar auf einen Besitzer französischer Herkunft hin, in Wirklichkeit aber befand sich der Schuppen im Besitz der TCA, die das Etablissement für streng geheime Tête-à-Têtes mit ausländischen Agenten nutzte. Nun ja, wenn es nicht gerade zu diesem Zwecke gebraucht wurde, war das Chéri ein völlig normales Café, in dem es zugegebenermaßen einen ziemlich lausigen Kaffee gab. So hielt man zumindest unerwünschte Zeugen von solch geheimen Gesprächen fern.

Da ich kein eigenes Auto besaß, hatte ich mir für dieses Treffen den Land Rover meines Freundes Dave Logger geliehen. Ich hoffte nur, ihn auch in einem Stück wieder zurückbringen zu können. Was mir Shatarupa erzählt hatte, klang nämlich alles andere als erfreulich. Anscheinend planten die Helfer ihres Vaters dessen Ausbruch. Und da ich wusste, dass Vijay Brahma Singh nicht allzu gut auf mich und seine Tochter zu sprechen war, rechnete ich mit einigen brenzlichen Situationen.

Noch aber war alles ruhig. Der Verkehr hielt sich in Grenzen, abgesehen von den Fußgängern, die die Straße offensichtlich als einen überdimensionalen Zebrastreifen betrachteten. Irgendwie hatte ich aber das Gefühl, verfolgt zu werden. Bildete ich mir das nur ein, oder war nun schon zum dritten Mal ein schwarzer Wagen mit blauen Scheinwerfern in meinem Rückspiegel aufgetaucht?

Da ich nicht mehr weit von meinem Ziel entfernt war, suchte ich mir einen Parkplatz und hielt an. Auf einen vorbeifahrenden Wagen mit blauen Scheinwerfern wartete ich allerdings vergeblich. Umso besser, dachte ich.

Vorsichtig stieg ich aus.

Das Café befand sich noch einige Hundert Meter entfernt in einer Fußgängerzone. Für diesen Weg sollte ich eigentlich nur ein paar Minuten brauchen.

Während ich ging, strich ich noch einmal unauffällig über mein Jackett. Die Desert Eagle befand sich an ihrem angestammten Platz, und auch ein paar Ersatzmagazine hatte ich zur Sicherheit mitgenommen.

Nach einigen Dutzend Metern bog ich nach links in die Fußgängerzone ab.

Mein Blick fiel auf einen Club namens *Velvet Star*, vor dem sich eine recht lange Schlange gebildet hatte. Einige Männer, denen der Einlass verwehrt worden war, ließen ihren Ärger in Form verschiedenster Fäkalausdrücke freien Lauf.

Ohne mich weiter an diesem faszinierenden Naturschauspiel zu ergötzen, setzte ich meinen Weg fort.

Einmal noch drehte ich mich um, um festzustellen, ob nicht doch noch ein Verfolger an mir klebte. Und tatsächlich, ein Schatten schien aus dem Licht einer Straßenlaterne hinaus zu huschen. Oder stammte der Schatten von der schwarzhaarigen jungen Frau, die leicht torkelnd die Straße entlang lief und schließlich in die Arme eines Mannes fiel? Litt ich vielleicht schon unter Verfolgungswahn? Nun, die Zukunft würde zeigen, ob ich reif für einen Psychiater war oder nicht.

Shatarupa und ich hatten uns für 3.30 Uhr verabredet. Ich zog meine schwarze Taschenuhr aus dem Jackett hervor. Mir blieben noch vier Minuten. Das sollte ich eigentlich schaffen, wenn nichts Unvorhersehbares passieren sollte.

Und tatsächlich, drei Minuten später näherte ich mich

dem *Chéri*. Als wäre der Name nicht schon Klischee genug, prangte als Markenzeichen über dem Eingang noch ein roter Neon-Kussmund, wobei die Unterlippe immer wieder zu flackern begann. Vielleicht hatte die TCA die letzte Stromrechnung nicht bezahlt.

Mein Blick fiel wieder auf den Eingang – und da stand sie: Shatarupa Singh. Als sie mich entdeckte, formten sich ihre vollen Lippen zu einem Lächeln. Sie trug ihr langes schwarzes Haar offen, wie damals, als wir uns das erste Mal getroffen hatten.

Mit schnellen Schritten lief sie mir entgegen. Im nächsten Moment schon lag sie mir in den Armen. »Jimmy ...«, hauchte sie mir ins Ohr. »Ich habe dich so vermisst.«

Danach löste sie sich wieder etwas von mir.

»Wo bist du die ganzen Jahre gewesen?« Dies war das Erste, was ich hervorbrachte.

Ihr Zeigefinger legte sich auf meine Lippen. »Das ist doch unwichtig.«

Der Finger glitt wieder von meinem Mund herab und ihre Lippen auf meine eigenen zu. Für einen Augenblick war ich zu überrascht, um reagieren zu können, doch als ihre Lippen zum ersten Mal über meine eigenen strichen, zuckte ich zurück.

»Es ... tut mir leid. Ich kann nicht.«

Für einen kurzen Moment war Shatarupa geschockt, dann fing sie sich wieder. »Ich habe es schon befürchtet. Du hast bestimmt nicht fünf Jahre auf mich gewartet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen.«

»Ich auch. Aber nun hat sich alles verändert.«

Ihr Hände lagen noch immer auf meinen Schultern, was

mich nicht sonderlich störte. Im Gegenteil, irgendwie tat es mir gut, sie nach all den Jahren noch einmal zu spüren. Und war da nicht, tief in mir verborgen, noch ein Gefühl ihr gegenüber, das ich nicht genau beschreiben konnte – oder wollte?

»Was genau hat sich verändert?« Ich riss mich selbst aus meinen Gedanken, bevor sie noch zu weit gingen.

Traurig sah mir Shatarupa in die Augen. »Mein Vater ... er wird bald wieder frei sein. Sie werden es schaffen, ihn zu befreien.«

»Wer? Die Singh-Bruderschaft?«

»Auch. Aber sie hat sich Verbündete geholt. Aber frag nicht, wen oder was. Ich weiß nur, was mir Dakshas Witwe erzählt hat, und das ist sehr wenig.«

Ich musste schlucken. Gut, sie hatte mir bereits am Telefon gesagt, dass jemand Singhs Befreiung plante, aber dass sie unabwendbar schien, daran hatte ich gar nicht erst denken wollen.

Gleichzeitig fiel mir ein, dass Singh in einem Geheimgefängnis festgehalten wurde, von dem nur die TCA etwas wusste. Wenn seine Helfer also Wind von ihrem Aufenthaltsort bekommen hatten, dann musste ihr Informant ebenfalls zu meinem Arbeitgeber gehören.

»Wir müssen die TCA warnen«, antwortete ich Shatarupa trotzdem.

»Dafür ist es zu spät, fürchte ich. Jetzt geht es nur noch darum, dass wir uns selbst helfen.« Ihr Blick wurde unstet, immer wieder huschte er von einer Seite zur anderen. »Ich kann es spüren. Sie sind gekommen, um mich zu töten.«

»Die ...«

Shatarupa verschluckte ihre letzten Worte, denn über uns

erklang ein Kratzen. Als ich meinen Kopf nach oben wandte, war es schon zu spät. Etwas Schweres flog mir vom Dach aus entgegen und riss mich zu Boden.

Finger glitten über meine Brust und näherten sich meinem Hals. Mein Gegner war nicht mehr als ein Schatten, aber genau dieser Schatten bekam im nächsten Moment die Härte meines Kopfes zu spüren.

Der Angreifer taumelte zurück. Sofort richtete ich mich auf und zog meine Desert Eagle.

Plötzlich blitzte etwas rechts neben mir auf. Ein Dolch, blank geschliffen, huschte auf mich zu – und über mich hinweg. Gedankenschnell hatte ich mich geduckt.

Der Angreifer wollte gerade erneut ausholen, da trat ich zu. Die Gestalt wurde im Bauchbereich getroffen, zuckte kurz zusammen, fiel aber nicht. Stattdessen riss sie erneut ihren Dolch hoch und stürzte sich auf mich.

Im selben Augenblick schoss ich. Meine Kugel stanzte ein Loch in die Stirn der Gestalt. Zum ersten Mal gelang mir ein Blick auf einen meiner Gegner. Es war ein Mann mit dunkler Hautfarbe, der nur mit einigen grauen Lumpen bekleidet war. Und die Augen ... der Blick des Mannes war leer. Der Mann war tot, bevor er auf dem Boden aufschlug.

Ich kannte diese Gestalten. Man nannte sie die Namenlosen oder auch die Schatten. Singh rekrutierte sie aus der Kaste der Dalits, der »Unberührbaren«. Er holte sie von der Straße und brachte sie in seine Gewalt. Was dabei genau mit ihnen geschah, war mir unbekannt, aber nach dieser *Behandlung* waren sie nur noch willenlose Marionetten, die so gut wie keinen Schmerz empfanden. Lediglich ein tödlicher Schuss ins Herz oder in den Kopf konnte sie stoppen.

Plötzlich erklang ein Schrei. Sofort fuhr ich herum. Der

Namenlose, dem ich eine Kopfnuss verpasst hatte, hatte sich wieder aufgerappelt und Shatarupa zu Boden gestoßen. Bevor er mit seinem Messer zustechen konnte, schoss ich.

Meine Kugel traf die Gestalt mitten ins Herzen. Lautlos wankte der Getroffene zurück und stürzte schließlich zu Boden.

Zwei hatte ich erledigt, aber waren das wirklich alle gewesen?

Ein harter Schlag gegen meinen Waffenarm beantwortete meine Frage. Die Desert Eagle wurde mir aus der Hand geprellt, und sofort setzte mein Gegner nach.

Ich ließ mich einfach zu Boden fallen. Der Dolch meines Angreifers strich haarscharf über mich hinweg.

Ein Blick reichte aus, um zu erkennen, dass nicht nur einer, sondern gleich drei Namenlose hinter mir gelauert hatten. Jeder von ihnen hielt einen Dolch in der Hand, und wenn mir nicht schnell etwas einfiel, würde man einen indischen Spießbraten aus mir machen.

»Jimmy!« Shatarupas Schrei lenkte mich von meinen eigenen Problemen ab.

Wieder hatte sich einer der Angreifer auf sie gestürzt. Sie versuchte, ihn wegzustoßen, doch es war aussichtslos. Der Namenlose zog einen Dolch hervor.

»Nein!«, schrie ich, doch es war bereits zu spät.

Die Klinge blitzte noch einmal im Licht des Vollmonds auf, dann raste sie auf Shatarupa Singh hinab ...

## Jimmy Spider und die Rache des Inders

Schweigend betrachtete Mister Colt den Bildausschnitt, der ihm Aufnahmen des Urwaldes unterhalb des Flugschiffes zeigte. Es war noch immer tiefste Nacht, aber manchmal erhellten ein Feuerschein oder vereinzelt elektrische Lichter die Dunkelheit.

Letztere waren in den vergangenen Stunden aber immer seltener geworden. Je tiefer die *Excelsior* in den Dschungel hineinflog, desto dünner wurde die Besiedelung. Es schien, als würden die Menschen den Wald aus irgendeinem Grund meiden. Als würde dort etwas Böses lauern ...

»Wenn die wüssten ...«, murmelte der schwarzhaarige Mann vor sich hin. Niemand dort unten ahnte, welches Grauen auf sie zukam. Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen, aber der Tag würde kommen, an dem nichts mehr so sein würde, wie es einmal war. Und davor würde ein Mann die Verantwortung tragen: Vijay Brahma Singh.

In den letzten Stunden hatte Colt viel über seine Mission nachgedacht. Eigentlich war Singh nie Teil der Pläne gewesen, die seine Hintermänner aufgestellt hatten. Aber einige unvorhersehbare Verzögerungen in deren Ablauf hatten dazu geführt, den indischen Top-Terroristen zu reaktivieren.

Colt wusste, dass dies ein Spiel mit dem Feuer war. Natürlich hatten sie ein Bündnis mit der Singh-Bruderschaft geschlossen, aber würde sich der Inder auch wirklich daran halten? Colt hatte da so seine Zweifel. Singh war ein mächtiger Mann, der sich nicht so leicht an der langen Leine führen lassen würde.

Im Moment befand sich außer ihm nur Mister Sauer auf

der Brücke, der ohne ein Wort von sich zu geben das Flug-schiff in Richtung des angepeilten Zieles lenkte.

Plötzlich begann vor Colt ein gelber Knopf zu leuchten. Der Mann wusste, was dies zu bedeuten hatte – seine Vorgesetzten wollten mit ihm in Kontakt treten.

Sofort drehte sich Colt herum, um den einzigen möglichen Zeugen eines solchen Gesprächs loszuwerden. »Mister Sauer?«

Der Steuermann gab keinen Laut von sich. Offenbar war er aufgrund der äußerst spektakulären letzten Stunden glatt eingeschlafen.

»Mister Sauer!« Diesmal rief er etwas lauter. Und tatsächlich – der Steuermann regte sich.

»Ähm, ja – Sir?«

»Wenn Sie sofort auf Autopilot stellen und den Raum verlassen, vergesse ich ihr kleines Schäferstündchen mit der Steuerkonsole.«

»Natürlich.« Der Mann war noch immer etwas schlaftrunken, schaffte es dann aber doch, ein paar Knöpfe zu drücken. Danach machte er sich auf dem Weg zum Ausgang, mehr schwankend als gehend.

Als sich die Tür hinter Sauer schloss, atmete Colt einmal durch. Bei der Army hätte er bei solch einem Verhalten sofort dafür gesorgt, dass der Kerl nie wieder das Steuer von irgendetwas übernommen hätte. Aber er war ja nicht mehr bei der Army ...

Colt drückte auf den blinkenden Knopf. Die Aufnahme des nächtlichen Urwaldes verschwand und machte Platz für ein hartes Männergesicht. Colt wusste um die Stärke und Macht seines Gegenübers. Der andere Mann, von dem lediglich der Kopf mit den schwarzen Haaren und ein Teil

der Schultern zu sehen waren, trug eine Uniform und ein schwarzes Stirnband.

»Schön, Sie zu sehen, Commander Colt. Wie ist der Status unserer Mission?«

»Alles läuft nach Plan, General. Singh befindet sich mit seinen Männern im Aufenthaltsraum. Das Flugschiff befindet sich gerade über dem indischen Bundesstaat Schaaat... Moment, wie hieß er noch gleich ...«

»Chhatisgarh«, half ihm sein Vorgesetzter aus.

»Danke. Jedenfalls sind es noch 15 Meilen bis Orissa.« Orissa war ein weit im Osten gelegener Bundesstaat Indiens.

»Das bedeutet, es sind nur noch wenige Minuten bis zum Ziel. Sehr gut, Sie liegen genau im Zeitplan. Aber denken Sie daran: Halten Sie sich nicht zu lange mit dem Tempel auf. Ihr Ziel ist Singhs Nebelinsel, der Zwischenstopp in Orissa ist nur eine Gefälligkeit an unseren neuen Verbündeten.«

»Ja, Sir. Ich werde daran denken.«

»Davon gehe ich aus.«

Nach diesem Satz beendete der General die Verbindung.

Colt atmete einmal tief durch. Er wusste genau, wenn er mit seiner Mission scheitern würde, würden Köpfe rollen – und seiner würde dabei die Spitze übernehmen. Andererseits, was sollte schon schief gehen?

Plötzlich öffnete sich die Tür zur Kommandozentrale. Jemand schob sich auf die Brücke – niemand anderes als Vijay Brahma Singh. Der Inder war ein Koloss von einem Mann. Von der Größe überragte er Colt um fast drei Köpfe.

Jemand hatte ihm einmal erzählt, Singh könnte mit einer Hand den Kopf eines Menschen zerquetschen. Ob dieses

Gerücht einen wahren Kern besaß, wollte er lieber nicht herausfinden.

Mittlerweile trug Singh nicht mehr seine Sträflingsuniform, sondern einen schwarzen Anzug, sogar mit Krawatte. Stand heute Nacht etwa noch eine Beerdigung an?

»Es freut mich, Sie hier alleine anzutreffen, Mister *Colt*.« Seine Stimme war mehr ein Grollen, das aus irgendeiner unendlichen Tiefe zu dringen schien. »Es gibt da etwas, dass ich mit Ihnen besprechen muss.«

Colt hatte Mühe, den richtigen Tonfall zu treffen. »Ich habe für Sie immer ein offenes Ohr, Mr. Singh.«

Etwas blitzte in Singhs dunklen Pupillen auf. Offenbar war er es nicht gewohnt, von seinen Verbündeten mit *Mister Singh* angesprochen zu werden. Aber falls er sich tatsächlich darüber ärgern sollte, so gelang es ihm, diese Gefühle vollständig zu unterdrücken.

»Da bin ich sicher. Um was es mir geht, ist unser Ziel – unser eigentliches Ziel. Sie wissen doch, welche Funktion meine Insel einnimmt, oder?«

»Natürlich.«

»Nun, ich wusste ja nicht, wie viel man Ihnen über mich berichtet hat. Was mich nun interessieren würde: Werden außer der Besatzung dieses Schiffes noch weitere Ihrer Soldaten auf der Insel eintreffen?«

Langsam fragte sich Colt, worauf Singh mit seiner Frage rei hinauswollte. Trotzdem gab er ihm eine normale Antwort. »Dahin gehend ist nichts geplant.«

»Danke für Ihre Auskünfte.« Mehr sagte Singh nicht zu dem Thema.

Colt hatte der Verlauf des Gesprächs alles andere als gefallen. Es schien ihm, als hätte Singh mehr Pläne, als ihm

und seinen Vorgesetzten bekannt waren. Oder interpretierte er etwa zu viel in diese harmlos wirkende Unterhaltung hinein?

Er kam nicht mehr dazu, seine Gedankengänge weiterzuführen, denn plötzlich erklang ein sirrendes Geräusch. Das Flugschiff hatte sein Ziel erreicht!

»Alle sofort auf die Brücke!«, rief Colt ins Bordmikrofon.

Nicht mal eine halbe Minute später hatte sich seine gesamte Mannschaft eingefunden und ihre Plätze eingenommen. Miss Derringer hatte sich auf einem Sitz links neben ihm niedergelassen und blickte ihn schweigend an. Ob sie sauer war, dass er die Nacht auf der Brücke verbracht hatte?

»Der Brahma-Tempel befindet sich jetzt in Sichtweite«, gab Mister Magnum zu verstehen.

»Auf den Hauptschirm!«, befahl Colt.

Magnum führte den Befehl sofort aus.

Was die Besatzung der *Excelsior* dann sah, ließ ihnen eine Gänsehaut über den Rücken laufen ...

\*\*\*

Starr vor Schreck musste ich mit ansehen, wie der Namenlose seinen Dolch auf meine frühere Geliebte Shatarupa Singh niedersausen ließ. Meine Desert Eagle lag außer Reichweite, und hinter mir lauerten drei weitere dieser zombieartigen Gestalten, um mich mit ihren Stichwaffen zu Hackfleisch zu verarbeiten.

Plötzlich fiel ein Schuss. Der Namenlose, der gerade noch hatte zustechen wollen, wurde nach vorne geschleudert. Erst jetzt erkannte ich, dass ihm der halbe Kopf fehlte. Sein

Dolch zischte dennoch zu Boden, traf aber nur die Teerauflage neben dem Kopf der Inderin.

Sofort fuhr ich herum. Die drei Namenlosen hinter mir hatten allesamt ihre Waffen gezogen und waren bereit, sich auf mich zu stürzen. Aber dazu kam es nicht mehr.

Erneut wurde geschossen. Der Linke der Angreifer wurde in die Brust getroffen, den Mittleren erwischte eine Kugel am Kopf. Die dritte Gestalt schaffte es schließlich noch, sich mir entgegen zu werfen, aber bevor sie wirklich zustecken konnte, wurde auch ihr Kopf von einer Kugel zerstört.

Meine Gegner waren tot – aber wer hatte geschossen? Bis jetzt hatte ich unseren Lebensretter noch nicht zu Gesicht bekommen.

Ich kroch zu Shatarupa hinüber, die noch immer geschockt auf dem Boden lag.

»Hey, alles klar?«, flüsterte ich ihr zu, während ich über ihr Gesicht streichelte.

Es war, als hätte ich damit den Schleier, der ihren Geist umgab, weggestrichen. »Ja, Jimmy, es ist alles in Ordnung. Was ist denn nur passiert?«

Ich lächelte ihr beruhigend zu. »Die Namenlosen, sie haben uns angegriffen. Aber jetzt ist alles vorbei. Sie sind tot.«

»Hast du ...?«

»Nein, das war jemand anderes.«

Ich ließ meinen Blick über die Umgebung gleiten. Die Dunkelheit verhüllte so einiges, aber etwa zehn Meter entfernt, neben dem Licht einer Straßenlaterne, entdeckte ich eine Gestalt. Einen Schatten, der etwas in der Hand hielt, das mich an eine Pistole erinnerte.

Schritt für Schritt näherte sich die dunkle Gestalt, ohne einen Ton von sich zu geben.

Langsam machte ich mir darüber Gedanken, wer unser geheimnisvoller Retter sein könnte. Dave Logger? Wohl eher nicht. Einer der McLaughingtons? Denen traute ich einen derart düsteren Auftritt nicht zu. Vielleicht ein weiterer Schattenmann, ein Bekannter von dem, dem ich vor einiger Zeit in einer stillgelegten Bahnhofstoilette hier in Manchester begegnet war?

Endlich hatte sich der Mann (so viel hatte ich schon feststellen können) dem Café *Chéri* so weit genähert, dass ich ihn dank der Außenbeleuchtung erkennen konnte. Ich sah seine Hautfarbe, die einen südländischen Teint besaß, seine schwarzen, nach hinten gegelten Haare und seine dunkle Kleidung, eine dunkelbraune Jacke und eine schwarze Hose.

Als ich sein angespanntes Gesicht erkannte, wusste ich, wen ich da vor mir hatte. Ich hatte ihn schon einige Male gesehen, aber nie ein Wort mit ihm gewechselt. Er war Simon, der Leibwächter von Albert Scarfe, dem früheren Partner meines leiblichen Vaters bei der TCA, der innerhalb der Organisation noch immer eine hohe Position bekleidete. Aber was zum Henker tat sein Leibwächter hier?

»Haben Sie mich mittlerweile erkannt, Spider?«, fragte er mit deutlich französischem Akzent. Dank seines Aussehens konnte ich davon ausgehen, dass er zumindest zum Teil aus einer der ehemaligen nordafrikanischen Kolonien Frankreichs stammte.

»Nach einigem Überlegen schon.«

»Gut.«

»Und weiter?« Offenbar war mein Gegenüber keine längeren Konversationen gewohnt.

»Was weiter?«

Dem Kerl musste man wirklich alles aus der Nase ziehen.  
»Was zum Beispiel tun Sie eigentlich hier?«

»Ihnen das Leben retten. Nach was sieht es denn sonst aus?«

Langsam ging mir der Typ auf die Nerven. Mittlerweile hatte ich mich wieder aufgerichtet, die Desert Eagle an mich genommen und auch Shatarupa auf die Beine geholfen.

»Ich meine, warum sind Sie überhaupt hier? Sind Sie mir gefolgt?«

»Oui. Einen Moment, ich kenne da jemanden, der Ihnen das besser erklären wird.« Simon zog ein Handy aus einer Jackentasche hervor, drückte einige Tasten und hielt sich das Gerät ans Ohr. »Er ist hier. Lebendig«, sagte er nach einigen Sekunden und reichte mir sein Mobiltelefon.

Ich nahm es mit der linken Hand entgegen und hielt es mir ans Ohr. »Mit wem habe ich die Ehre?«

Aus dem Hörer erklang ein Lachen. »Mit einem alten Freund, hoffe ich zumindest. Hier ist Albert Scarfe.«

Ich hatte ihn schon an der Stimme erkannt, ihn aber nicht unterbrechen wollen. Insgeheim musste ich zugeben, dass ich zu Scarfe ein weitaus besseres Verhältnis hatte wie zu Sir Gerald, meinem Vater. »Dann habe ich die nächtliche Begegnung mit Ihrem Leibwächter wohl Ihnen zu verdanken.« Obwohl er mich immer duzte, konnte ich mir bei ihm das ›Sie‹ einfach nicht abgewöhnen.

»Ganz genau. Dein Vater und ich dachten, dass dir etwas zusätzliche Sicherheit gut tun würde.«

»Dann wissen Sie also von Singhs möglichen Ausbruch?«, fragte ich etwas überrascht.

»Nicht nur von einem möglichen – es ist bereits gesche-

hen. Er ist frei.«

Ich musste kurz schlucken. Natürlich, Shatarupa hatte mir berichtet, dass Singhs Befreiung wohl nicht zu verhindern sein würde, aber dass einer der gefährlichsten Verbrecher der Welt nun auf freiem Fuß war, verschaffte mir nicht gerade ein wohliges Gefühl. Ganz davon abgesehen, dass er mit Shatarupa, mir und rein zufällig auch meinem Vater noch einige Rechnungen offen hatte.

»Das hat dich geschockt, oder irre ich mich?«

»Ein wenig«, gab ich zu. »Aber wie konnte das geschehen?«

»Das ist eine Frage, die wir uns auch stellen, aber besser nicht am Telefon besprechen sollten. Ich traue unserem Verein nicht mehr hundertprozentig über den Weg. Singhs Ausbruch war schließlich nicht das einzige *ungewöhnliche* Ereignis in letzter Zeit. Ich brauche da nur an den Mona-Lisa-Fall zu denken ...«

Da hatte Scarfe recht. Damals hatte ein gewisser Commander Rathbone, ein Mitglied der TCA, geplant, mich zu töten und mit Raymond Sterling und der Mona Lisa zu fliehen. Erst ein geheimnisvoller Schütze hatte mich davor bewahrt, zum mutmaßlich ersten Schweizer Käse zu werden, der in den Sümpfen von Louisiana verrottete.

»War Simon auch damals mit von der Partie?«, fragte ich, auf die Ereignisse in den USA anspielend.

»Nein. Wie kommst du darauf?«

»Ach, nur so.« Ich wollte ihm nicht unbedingt auf die Nase binden, dass der Schütze damals versucht hatte, mich in das sogenannte House B der TCA zu lotsen, von dem ich bis heute nicht wusste, um was es sich dabei handelte. »Wie soll es jetzt weitergehen?«, fragte ich stattdessen.

»Simon wird dich und Mrs. Singh an einen sicheren Ort bringen, was vorerst *Oliver's Antiques* sein wird.« Das Geschäft, das Scarfe mir genannt hatte, war in Wirklichkeit eine Art Geheimhotel der TCA, in dem des Öfteren wichtige Zeugen oder in Gefahr geratene Agenten einen Zufluchtsort fanden. »Zumindest, bis wir wissen, was Singh vorhat. Dann wirst du natürlich wieder direkt eingebunden.«

»Sehr tröstlich.«

»Keine Sorge, Simon wird schon dafür sorgen, dass du dort sicher ankommst. Wenn du mal in meinem Büro vorbeischauen solltest, werden ich dir seine Akte von der Fremdenlegion zeigen.« Ein kurzes Lachen erklang noch, dann beendete Scarfe das Gespräch. Zu einer Frage nach dem merkwürdigen Code, den er mir einmal überreicht hatte, ließ er mich gar nicht erst kommen.

»Was hast du jetzt vor, Jimmy?«

Mir war es zwar alles andere als recht, mich in *Oliver's Antiques* zu verkriechen, aber für Shatarupa wäre es sicher eine gute Unterkunft, zumindest für eine Weile.

Die Inderin war von meinem Vorschlag wenig begeistert. »Ich bin doch nicht den weiten Weg zu dir gereist, um mich hier in irgendeinem Hinterhof-Motel zu verstecken. Das hätte ich auch auf den Malediven machen können.«

»Aha, da hast du dich also herumgetrieben.«

Shatarupa war etwas geschockt, dass ihr diese Bemerkung herausgerutscht war. »Ich ...«, begann sie. »Hör zu, Jimmy, es tut mir leid, dass ich mich in all den Jahren nicht gemeldet habe. Aber ich wollte mein altes Leben einfach hinter mir lassen. Meinen Vater, die Gefahren, ...«

»Mich ...«, fügte ich hinzu.

»So ... so habe ich das nicht gemeint. Ich – ich wollte einfach noch mal neu anfangen.«

Ich hätte ihr noch etwas entgegnen können, aber was hätte das gebracht? Es war nun mal alles anders gelaufen, wie ich es mir damals erhofft hatte.

»Lass uns einfach zu diesem Versteck fahren, okay?«

Shatarupa nickte mir zu, ohne etwas zu antworten.

Ich nahm ein wenig unsere Umgebung in Augenschein. Es wunderte mich etwas, dass niemand Simons Schüsse gehört hatte. Nicht einmal im Café *Chéri* schien man sie zur Kenntnis genommen zu haben. Nun ja, umso größer würde am nächsten Morgen die Überraschung sein, wenn ein paar ahnungslose Spaziergänger über ein halbes Dutzend Leichen stolpern würden.

»Wir sollten gehen«, gab Simon zu verstehen.

»Mein Wagen oder Ihrer?«

»Mein Wagen. Ihrer ist bestimmt gesehen worden.«

»Ihrer auch. Hübsche blaue Scheinwerfer.«

Simon blickte mich überrascht an.

»Tja, ich habe Augen wie eine Katze.«

Zu dritt schritten wir durch die Nacht, die immer wieder durch Leuchtreklame und die Beleuchtung verschiedener Klubs und Bars erhellt wurde. Ein geradezu harmloses Bild, wenn man bedachte, dass vor wenigen Minuten noch einige mörderisch-mordgierige Mörder versucht hatten, uns zu ermorden.

Nach einigen Minuten kamen wir wieder am Velvet Star vorbei. Die Schlange vor dem Nachtclub hatte sich mittlerweile signifikant gelichtet, ebenso wie der Mageninhalt einiger Besucher, die inzwischen wieder den Weg nach draußen gefunden hatten.

Von weiteren Namenlosen war nichts zu sehen. Die einzigen Menschen, die uns begegneten, waren ein paar junge Nachtschwärmer.

»Wo steht Ihr Wagen eigentlich?«, fragte ich Simon.

»Etwa hundert Meter hinter Ihrem Jeep.«

Bald würden wir die Straße erreichen, die von Autos förmlich zugeparkt war. Es gab keine Stelle am Bürgersteig, an der kein Wagen abgestellt worden war, ob nun auf regulären Parkplätzen, im Halteverbot oder auf einem nachtaktiven Tier, das sich den falschen Liegeplatz ausgesucht hatte.

An meiner rechten Hand spürte ich eine Bewegung. Es war Shatarupa, die über meine Haut strich. Ich sah zu ihr herüber.

In diesem Moment wusste ich wieder, weshalb ich vor fünf Jahren so von ihr fasziniert war. Es waren ihre tiefgründigen braunen Augen, die einen an- und gleichzeitig in einen hinein blicken konnten. Ein Blick, dem ich einfach nicht hatte widerstehen können, ebenso wie der Frau, die ihn warf.

Meine Hand legte sich um ihre, und in diesem Moment schien Tanja Berner für mich so weit weg. Es war, als hätte jemand die Zeit zurückgedreht und mich all dies vergessen lassen, was in den letzten Jahren geschehen war.

Sie lächelte mir zu, ich lächelte zurück. Langsam näherten sich unsere Körper. Im nächsten Moment würden unsere Lippen aufeinanderliegen und ...

»Ähem ...«, meldete sich jemand von links zu Wort. Es war Simon, der uns wenig verständnisvoll anstarrte.

»Ich bringe ihn um«, hauchte ich Shatarupa zu. »Noch vor dem Morgengrauen treibt er einen der Kanäle hinun-

ter.«

Die Inderin konnte sich ein Lachen nicht verkneifen, was Simon noch weniger verstehen konnte. »Sie lachen nicht mehr, wenn Singhs Leute uns ihre Kugeln um die Ohren schießen.«

Ich hätte ihm liebend gerne gezeigt, was ich von dieser Aussage hielt, aber dazu kam es nicht mehr. Plötzlich wurde die nächtliche Stille von einem lauten Knall zerrissen. Im nächsten Moment schon schleuderte uns die Wucht einer Explosion zu Boden.

Einige Sekunden herrschte ein heilloses Durcheinander in meinem Kopf, dann erkannte ich die Bescherung: Eine Autobombe war etwa zwanzig Meter von uns entfernt explodiert – und Opfer war ausgerechnet Dave Loggers Land Rover geworden. Grelle Flammen schlugen meterhoch empor, während von der Straße erste Schreie aufgellten.

*Das wird teuer ...*, dachte ich nur.

Vorsichtig erhob ich mich wieder. Auch Simon und Shatarupa kamen langsam wieder auf die Beine. Der Franzose hielt wieder seine Pistole in der Hand. Auch ich überlegte, ob ich meine Desert Eagle ziehen sollte. Aber auf wen oder was hätte ich anlegen sollen?

»Wir müssen weg von den Autos!«, rief mir Simon zu.

Kaum hatten wir einige Meter Distanz zwischen uns und die parkenden Wagen gebracht, explodierte die nächste Bombe. Diesmal erwischte es einen dunklen Sportwagen.

Erneut schleuderte uns die Explosion zu Boden.

Langsam fragte ich mich, was der Bombenleger damit erreichen wollte. Er musste doch wissen, dass die Autos zu weit von uns entfernt standen, als dass die Bomben uns wirklich verletzen konnten.

Plötzlich erhielt ich die Antwort: Jemand schoss auf uns!

Die ersten Kugeln schlugen nur etwa einen Meter neben mir in den Boden.

Ich packte Shatarupa und zog sie mit mir hinter einen herumstehenden Gesteinsblock, der Passanten wohl als Sitzgelegenheit dienen sollte. Auch Simon schaffte es, sich hinter einem weiteren Block in Sicherheit zu bringen.

Noch immer wusste ich nicht, wer auf uns schoss und von wo die Kugeln abgefeuert wurden.

Wieder schickte der Schütze eine Garbe in unsere Richtung. Kleine Gesteinsbrocken spritzten auf, als die Geschosse unsere Deckung trafen.

Nun zog ich doch meine Desert Eagle.

Vorsichtig lugte ich über den Stein hinweg – und entdeckte den Angreifer. Viel konnte ich nicht erkennen, außer dass er wohl ein Sturmgewehr festhielt, mit dem er auf uns schoss.

Auch der Stein, hinter dem unser ›Babysitter‹ kauerte, wurde jetzt unter Feuer genommen.

Das war meine Chance. Ich sprang auf und drückte sofort ab.

Die erste Kugel verschwand im klaren Sternenhimmel, die nächsten aber trafen ihr Ziel. Ein Schrei erklang, während der Angreifer zu Boden stürzte.

Im nächsten Moment erkannte ich meinen Fehler. Genau auf diese Reaktion hatte ein zweiter Schütze gewartet und drückte sofort ab.

Ich versuchte noch, mich schnell zu ducken, konnte aber dem Treffer nicht entgehen. Die Kugel rasierte an meinem linken Ohr entlang und verschwand danach in der Dunkelheit.

Ich schrie kurz schmerzerfüllt auf, hatte mich dann aber wieder unter Kontrolle. Der stechende Schmerz aber verging leider nicht so schnell.

Sofort war Shatarupa bei mir, beugte sich über mich und drückte mir ein Taschentuch auf die Wunde. »Es tut mir so leid, Jimmy ...«, hauchte sie mir zu.

»Ist doch nicht deine Schuld«, presste ich hervor. »Ich hab eben zu große Ohren.«

Shatarupa versuchte zu lachen, aber es blieb ihr im Halse stecken.

Dafür meldete sich wieder Simon zu Wort. »Spider!«, rief er zu mir herüber. »Wie schlimm ist es?«

»Nur ein paar heiße Ohren«, schrie ich zurück. »Aber danke für die Fürsorge.«

Der Franzose ignorierte meine sarkastische Bemerkung und dachte stattdessen praktischer. »Wir müssen hier weg. Die einzige Möglichkeit ist, dass wir den Schützen gleichzeitig unter Feuer nehmen. Sind Sie dazu in der Lage?«

»Und ob.«

Ich drückte Shatarupa sanft von mir herunter und warf das blutige Taschentuch weg.

»Also gut, auf 3 knöpfen wir ihn uns vor. 1 ...«, begann Simon zu zählen.

»Moment - auf 3 oder erst 3 und dann ...«

»Bitte, lassen Sie das«, wiegelte der Franzose ab. »Die Filme hängen mir zum Halse raus.«

Na ja, hin und wieder schien der Kerl doch Humor zu haben.

»Also gut 1 ... 2 ... 3!« Die letzte Zahl schrie er laut heraus, während wir gleichzeitig aufsprangen und ...

Der Anblick des uralten Tempels war schier gewaltig. Riesige Türme, die Dutzende Meter in den Himmel ragten, umringen ein beinahe eiförmiges Hauptgebäude, an dessen Außenmauern unzählige mysteriöse Figuren aus der hinduistischen Mythologie abgebildet waren.

Das alles hätte bei Nacht niemand von ihnen bestaunen können, wenn Singhs Anhänger nicht Hunderte Fackeln an dem Tempel angebracht hätten. Ihre Flammen sorgten für ein geradezu magisches Schattenspiel, das den Bauten ein erhabenes, der irdischen Welt entrücktes Flair gab.

Die Mitglieder der Singh-Bruderschaft hatten vor dem Eingang des Tempels zwei Reihen gebildet, um ihren Meister in Empfang zu nehmen. Zusätzlich waren an Dutzenden Stellen bewaffnete Wachen postiert worden.

Colt musste zugeben, dass Singhs Soldaten sein Eintreffen wirklich eindrucksvoll in Szene gesetzt hatten. Für seinen Geschmack sogar ein bisschen *zu* eindrucksvoll. Vielleicht hätte er doch eine größere Besatzung für die *Excelsior* einplanen sollen. Nun waren seine Leute klar in der Unterzahl, was sich sicher negativ auf seine Befehlsgewalt auswirken würde.

Aber das war noch Zukunftsmusik. Nun galt es erst mal, diesen kleinen Ausflug zu überstehen und den Inder dann zu seiner Nebelinsel zu bringen.

Für einen Moment blickte Colt in Vijay Brahma Singhs Gesicht. Seine Züge waren starr, aber aus seinen Augen schien doch eine Art Triumphgefühl heraus zu strahlen. Kein Wunder, schließlich hatte er die letzten fünf Jahre in Einzelhaft verbracht und sicherlich jeden Tag davon ge-

träumt, wieder seine Macht derart ausspielen zu können.

»Landung einleiten«, wies Colt Mister Magnum an. Der Amerikaner trug wieder sein unvermeidliches Hawaii-hemd. Wenigstens hatte er sich vor dem Start der Mission seinen Schnurrbart abrasiert. Scheinbar war ihm sein Deckname etwas zu Kopf gestiegen.

»Aye, Captain!«

Colt überlegte, ob er seinen lernunfähigen Navigator nach der Landung irgendwo im Wald verscharren sollte, entschied sich aber schließlich doch dagegen.

Das Flugschiff glitt beinahe lautlos dem Boden entgegen und landete schließlich auf den ausgefahrenen Landestellen.

Wortlos verschwand Vijay Brahma Singh durch die Tür. Wahrscheinlich würde er sich mit seinen Männern auf den Empfang vorbereiten.

Das wollte sich Colt nicht entgehen lassen. Er wies Miss Derringer und Mister Gatling an, ihm zu folgen.

Auf seinem Weg zum Aufenthaltsraum begegnete ihm Mister Bazooka, ein stark übergewichtiger, glatzköpfiger Thailänder, der für den Maschinenraum verantwortlich war und dort nur selten herauskam. Wahrscheinlich suchte er gerade nach der Toilette.

Colt nickte ihm zu und gelangte etwa dreißig Sekunden später zur Tür des Aufenthaltsraums, die bereits offen stand.

Als Erstes trat ihm Ramanuja, Singhs rechte Hand, entgegen. Noch immer trug er seine orangefarbene Mönchsrobe.

»Ah, Mister *Colt* ...«, begrüßte der Geistliche ihn wie einen guten Freund. »Es freut mich, dass Sie sich persönlich von Meister Singh verabschieden wollen.«

»Verabschieden?«, fragte Colt etwas verwirrt.

»Ja, aber natürlich nicht für immer. Nach seinem Besuch im Tempel des Brahma wird er sofort die Reise zur Insel fortsetzen. Aber nun muss er mit dem großen Schöpfer Brahma in Kontakt treten, um Kraft für die anstehenden Aufgaben zu sammeln.«

»Das ist ja eine tolle Neuigkeit. Natürlich werden wir ihn dabei begleiten.«

Ramanuja hob etwas empört die Arme. »Aber wo denken Sie hin? Nur wahre Diener des großen Brahma dürfen seinen Tempel betreten. Ganz davon abgesehen, dass für die Sicherheit des Meisters bereits ausreichend gesorgt wurde.« Das Lächeln, das nach dem letzten Satz in seinem Gesicht erschien, war genauso falsch wie seine gespielte Freundlichkeit.

Colt sah aus den Augenwinkeln, dass Miss Derringer dazu etwas sagen wollte. Er hob kurz den rechten Arm, was sie dazu veranlasste, wieder zurückzutreten.

»Natürlich werden wir Ihren Wünschen entsprechen«, sagte er, wieder zu Ramanuja gewandt. »Meine Leute und ich respektieren die religiöse Bedeutsamkeit Ihres Handelns.«

Der Mönch nickte ihm zu. »Es freut mich, dass wir uns so gut verstehen.«

Ramanuja rief etwas auf Indisch in den Aufenthaltsraum hinein. Vijay Brahma Singh kam heraus, warf Colt kurz einen vielsagenden Blick zu und wandte sich dann in Richtung des Ausgangs. Kurz darauf folgten ihm Ramanuja und die Soldaten der Singh-Bruderschaft.

Als alle Inder durch die offene Tür verschwunden waren und diese sich wieder hinter ihnen geschlossen hatte, mel-

dete sich Miss Derringer zu Wort.

»Was sollte das denn, verdammt? Seit wann lässt du dich so einfach abspeisen?«

Zunächst warf Colt ihr einen bösen Blick zu. Dass sie ihn nun auch in aller Öffentlichkeit duzte, daran hatte er sich schon gewöhnt, nun aber stellte sie durch ihre Fragen auch noch vor einem anderen Crewmitglied seine Autorität infrage.

Miss Derringer bemerkte sofort die Gedanken ihres Gegenübers und gab ihre aggressive Haltung auf.

»Ich hätte natürlich darauf beharren können, der Tempelbegehung beizuwohnen«, antwortete er, nicht ohne einen sarkastischen Unterton. »Andererseits gibt es doch viel gemütlichere Methoden, um Singh und seine Leute auf Schritt und Tritt zu beobachten.«

Auf Miss Derringers Gesicht erschien der Anflug eines Lächelns. Wahrscheinlich waren ihr gerade auch die kleinen Sonden eingefallen, mit denen die *Excelsior* bestückt war.

Dabei handelte es sich um etwa einen halben Meter breite und etwa halb so hohe Flugobjekte, die gänzlich aus Metall und elektronischen Bauteilen bestanden und von zwei flexiblen, an den Seiten angebrachten Düsen angetrieben wurden. Zwischen diesen Düsen befand sich ein rundlicher Metallkörper, in dem sich eine Videokamera und ein kleines Mikrofon befanden, die ihre Aufzeichnungen direkt an das Flugschiff senden konnten.

Wortlos kehrten Colt, Miss Derringer und Mister Gatling zur Brücke zurück, wo sie mit überraschten Blicken empfangen wurden.

»Eine kleine Planänderung«, erklärte Colt seine plötzli-

che Rückkehr. »Miss Beretta, starten sie *Catcher I* auf mein Zeichen.«

»Ja, Sir.«

Colt hatte sich bei den Sonden für den Namen ›Catcher‹ entschieden, weil diese kleinen Geräte ihr Ziel quasi niemals aus den Augen (beziehungsweise dem Objektiv) verloren.

Er nahm wieder seinen Platz ein, drückte einige Knöpfe und sorgte so dafür, dass die Aufnahmen der Sonde auf den Hauptmonitor projiziert wurden.

»Starten Sie die *Catcher II*!«

»Ja, Sir.«

Die Schwärze auf dem Bildschirm verflüchtigte sich und machte Platz für den Widerschein der Flammen über der Tempelanlage.

»Ab jetzt übernehme ich das Steuern der Sonde.« Colt ging zu Miss Berettas Stuhl hinüber und setzte sich. Die Italienerin hatte ihm sofort Platz gemacht und sich eine neue Sitzgelegenheit gesucht.

Links neben Colt erschien Miss Derringer. »Weiß du auch, was du da tust?«, flüsterte sie ihm ins Ohr.

»Sicher. Ich war nicht immer Commander dieses Schiffes. Und keine Sorge, ich werde die Sonde schon nicht gegen Singhs Kopf manövrieren. Seine Leute werden gar nicht merken, dass wir live dabei sind.«

Colt wandte sich wieder der Bedienungskonsole zu.

Vor ihm erschien der Tempel in seiner ganzen Pracht. Noch immer waren an allen strategisch wichtigen Punkten Wachen postiert, aber auch sie würden nichts von dem sich so gut wie lautlos bewegendem Flugobjekt mitbekommen.

Langsam näherte sich die Sonde dem Haupttempel. Colt

navigierte *Catcher I* so, dass er das Gebäude umflog und sich auf der Rückseite dem Boden auf gut drei Meter näherte. Auch hier waren einige Wachen postiert, aber weitaus weniger wie an der Vorderseite. Insbesondere standen sie hier nicht am Eingang, was das Eindringen in den Tempel signifikant erleichterte.

Dennoch wurde auch diese Seite von einigen Fackeln erleuchtet. Die Sonde flog zwischen zweien, die den etwas kleineren rückwärtigen Eingang markierten, hindurch und drang so in das Innere des Tempels ein.

Nebenbei schaltete Colt das Mikrofon ein. Das erste Geräusch, das die Mannschaft der *Excelsior* hörte, war der Widerhall eines merkwürdigen Gesanges. Niemand verstand ein Wort, nicht einmal Mister Sauer, der unter anderem auch als Dolmetscher mit an Bord gekommen, bisher aber nicht in diesem Bereich gebraucht worden war.

»Das ist ein altindischer Dialekt, für mich nicht zu verstehen«, gab der etwa vierzig Jahre alte Mann mit den dunkelblonden, kurz geschnittenen Haaren zu. »Es klingt wie ein Göttergesang, aber beschwören kann ich es nicht.«

»Das Beschwören überlassen wir lieber der Singh-Bruderschaft«, antwortete Mister Colt.

Die Aufnahmen der Sonde zeigten jetzt eine recht breite Vorhalle, deren Decke in tiefer Finsternis verschwand. Glücklicherweise waren auch hier überall Fackeln angebracht worden, sodass Colt nicht auf Nachtsicht umschalten musste.

Vorsichtig lenkte er die Sonde auf den linken von drei Gängen zu, die aus der Vorhalle hinaus führten. Dabei hielt er das Flugobjekt immer etwa zweieinhalb Meter über dem Boden. Schließlich wollte er vermeiden, dass das Ding nicht

doch zufällig mit Vijay Brahma Singh kollidierte.

Der Gang machte einen leichten Knick nach rechts und mündete in einer weiteren größeren, von mächtigen Säulen gestützten Halle, in der sich zahlreiche Altäre und Schreine befanden, in denen kleine Abbilder verschiedener Hindu-Gottheiten aufgestellt waren. Außerdem befanden sich in dem Raum mehrere gut drei Meter hohe Statuen, die vogelartige Kreaturen mit ausgebreiteten, scheinbar lederartigen Schwingen darstellten.

Obwohl sich Colt eingehend mit der hinduistischen Mythologie beschäftigt hatte, erkannte er keine einzige dieser Gestalten. Als er einen Blick zu Mister Sauer hinüber warf, hob dieser nur die Schultern.

Colt navigierte die Sonde zwischen den verschiedenen Altären, Schreinen und Statuen hindurch auf einen weiteren Gang zu. Auch dieser war mit zahlreichen Fackeln ausgeleuchtet. Offenbar hatte es sie im örtlichen Supermarkt gerade im Sonderangebot gegeben.

Nach einigen Dutzend Metern endete auch dieser Gang. Wieder drang die Sonde in eine Halle ein, nur war diese um einiges größer als die bisherigen. Hier musste sich das Zentrum des Tempels befinden.

Der Raum besaß eine viereckige Form, wobei an jeder Ecke eine Fackel angebracht war. Trotz der zahlreichen Flammen war die Decke der Halle nicht einmal ansatzweise auszumachen.

Menschen hatte Colt bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Allerdings versperrte auch irgendein großer Gegenstand im Zentrum der Halle die Sicht auf einen Großteil des Raumes.

Colt stellte die Sonde so ein, dass sie in etwa fünf Meter

Höhe den Gegenstand umrundete. Als dieser den Blick auf den Rest des Raumes freigab, blieb Colt fast die Spucke weg.

Der »Gegenstand«, den die Sonde umflogen hatte, war nichts anderes als eine riesige Götterstatue. Und vor ihr kniete, mit nicht mehr als einem roten Tuch bekleidet, das seinen Unterleib umschlang, Vijay Brahma Singh!

Als die Kamera auf die etwa zwanzig Meter große Statue schwenkte, erkannte er, dass dieses Gebäude alles war, nur kein Brahma-Tempel.

Das schien auch Miss Derringer bemerkt zu haben. »Ist das wirklich Brahma?«, flüsterte sie.

»Nein, ganz sicher nicht«, antwortete Colt. »Brahma wird normalerweise mit vier Köpfen, vier Gesichtern und vier Armen dargestellt. Die einzige Gemeinsamkeit zwischen diesem Wesen und Brahma ist die Farbe Rot. Brahma wird oft mit roter Kleidung dargestellt, aber diese Ähnlichkeit kann auch Zufall sein.«

Tatsächlich war die Gottheit, vor der Vijay Brahma Singh kniete, seine Arme erhoben hatte und dabei etwas rief, dass wie eine Beschwörungsformel klang, fast vollkommen in Rot gehalten worden. Es handelte sich um eine im Schneidersitz sitzende Gestalt mit zwei Armen, zwei Beinen und einem haarlosen Kopf. Letzterer war im Vergleich zum Rest des Körpers für menschliches Ermessen zu groß geraten und stark in die Breite gezogen. Der geschlossene Mund war zu einem Grinsen verzogen. Im Gegensatz zur Farbe der Haut waren die Augen vollkommen schwarz. Obwohl keine Pupillen zu erkennen waren, hatte Colt den Eindruck, von diesem Augenpaar angestarrt zu werden.

Die Gestalt war zwar außer einer kaum erkennbaren

Hose völlig nackt, trug aber als Halsschmuck mehrere matt schimmernde goldene Ketten. Zudem hielt sie in jeder ihrer zwei gewaltigen Hände einen mächtigen Säbel. Die beiden Waffen hatte die Gottheit vor ihrem Körper überkreuz gelegt, als wollte sie ihre kriegerische Ader demonstrieren.

»Wie Sie wahrscheinlich schon gesehen haben, ist das nicht Brahma«, sagte Mister Sauer, der sich wieder zu seinem Vorgesetzten gewandt hatte. »Ich nehme an, diese Gestalt ist ein Asura, ein Dämon der hinduistischen Mythologie, obwohl mir dieses Wesen bisher noch nicht bekannt war. Die Waffen, die der Dämon in Händen hält, sind übrigens Talwars, indische Säbel.«

»Wenn das vorbei ist, sollten Sie hier vielleicht Touristenführungen machen«, antwortete ihm Mister Colt.

Der vor der Statue kniende Vijay Brahma Singh rief weiterhin einige unverständliche Beschwörungsformeln. Dabei wurde seine Stimme in den letzten Sekunden immer lauter. Schließlich wiederholte er wieder und wieder ein bestimmtes Wort. »Rakasha! Rakasha! Rakasha!«

Wahrscheinlich war das der Name des Dämons, dachte Colt.

Schließlich verhallte dieses Wort ein letztes Mal, dann herrschte Stille. Zunächst dachte Colt, dass damit die heutige Gebetsstunde beendet war, aber Singh blieb weiterhin vor seinem mysteriösen Gott knien.

Dafür kam es an der Statue zu einer Veränderung. Etwas schien über den roten Körper des Dämons hinweg zu huschen. Nach einigen Sekunden bildeten sich schwarze Schlieren auf der Haut, während das Rot einen geradezu strahlenden Glanz erhielt.

Auch in die Augen war jetzt Leben gekommen. Ein

schwarzes Funkeln war zu sehen, und schließlich schossen zwei schwarze Strahlen hervor, die an der der Statue gegenüberliegenden Wand endeten.

Plötzlich hing eine graue, durchsichtige Fahne über der Statue. Zuerst dachte Colt, dass es sich dabei um Rauch handelte, dann aber formte sich aus der Fahne ein Körper. Ein rotes Gebilde, ein Abbild oder eine Projektion des Dämons. Im selben Moment, indem Colt dies bewusst wurde, riss die Erscheinung ihren Mund auf. Ein gewaltiger Schrei fegte durch die Tempelhalle – und das Bild wurde schwarz.

Colt versuchte noch, den Kontakt zu der Sonde wiederherzustellen, aber es war hoffnungslos.

Die gesamte Besatzung der *Excelsior* starrte fassungslos und wie gebannt auf den schwarzen Bildschirm. Niemand der Anwesenden konnte glauben, was da vor ihren Augen geschehen war.

\*\*\*

Nun war der entscheidende Moment gekommen. Gemeinsam sprangen Simon und ich auf und eröffneten das Feuer auf den uns unbekannt Schützen.

Ich sah, wie das Mündungsfeuer unseres Gegners erneut aufblitzte und merkte, wie die Kugeln in meine bisherige Deckung hieben. Gleichzeitig feuerte aber auch ich.

Der Schütze hatte sich bisher hinter einigen Zierbäumen versteckt gehalten. Einige meiner Kugeln schlugen in die Stämme und ließen zahlreiche Holzsplitter aufspritzen. Dann aber traf ich.

Ob meine Kugeln oder die des Franzosen zuerst in den Körper unseres Gegners einschlugen, konnte ich nicht sa-

gen. Wichtig war nur, *dass* er getroffen wurde. Ein erstickter Laut erklang, dann herrschte Stille.

Vorsichtig ließen Simon und ich unsere Deckung hinter uns und schlichen auf die am Boden liegenden Schützen zu.

Noch immer brannten die beiden Wagen, die unsere Gegner vor wenigen Minuten in die Luft gesprengt hatten. Doch zum Glück hielt sich zumindest die Anzahl der Schaulustigen in Grenzen.

Ich sah mir zuerst den Kerl an, der uns am nächsten lag. Mindestens drei Kugeln hatten ihn am Oberkörper getroffen. Ich benötigte keine medizinische Ausbildung, um zu sehen, dass der Mann tot war. Viel interessanter aber war seine Kleidung – eine schwarze Uniform mit drei roten, quer von oben nach unten laufenden, etwa vier Zentimeter dicken Streifen. Genauso hatte ich sie in Erinnerung, die Uniformen der Singh-Bruderschaft.

Neben mir bemerkte ich eine Bewegung. Es war Shatarupa, die sich ebenfalls aus dem Versteck hervorgetraut hatte. »Er war ein Soldat meines Vaters, nicht wahr?«, hauchte sie mir zu.

»Ja, leider. Und ich befürchte, dass die beiden nicht die Einzigen waren.«

Die Inderin nickte nur. Ich wusste genau, was sie durchmachte. Als vor fünf Jahren ihr Vater von der Beziehung zwischen seiner Tochter und mir erfahren hatte, hatte er seine Tochter verstoßen und sie dabei zum Tode verurteilt. Nur das Urteil selbst hatte er zum Glück nie vollstrecken können.

Die Reaktion ihres Vaters hatte ihr damals sehr zugesetzt, und ich konnte mir denken, dass sich daran bis heute

nichts geändert hatte. Allerdings ließ sich Shatarupa davon kaum etwas anmerken.

»Der andere Kerl ist auch tot«, rief mir Simon zu und riss mich damit aus meinen Gedanken.

Ich ging auf Simon zu, um mir auch den zweiten Toten anzusehen.

»Wir sollten uns von den Autos fernhalten«, gab der Ex-Legionär zu bedenken. »Wer weiß, wie viele Gegner hier noch auf uns lauern und wie viele Bomben sie versteckt haben.«

»Ich habe da eine bessere Idee«, antwortete ich, weil ich etwas auf der Straße gesehen hatte. Ein Black Cab, die altehrwürdige britische Version eines Taxis, fuhr uns entgegen.

Ich sprang auf die Straße, um den Fahrer zum Anhalten zu bewegen. »Hey, stehen bleiben!«

Es funktionierte tatsächlich, das Taxi hielt an. Ich winkte meinen beiden Begleitern zu. Gemeinsam zwängten wir uns auf die Rückbank des Wagens.

»Was ist denn hier passiert?«, fragte der Fahrer, ein etwa sechzig Jahre alter, grauhaariger Mann. Mit seiner Frage spielte er offensichtlich auf die beiden brennenden Fahrzeuge an.

»Hier herrscht eben eine Bombenstimmung.«

Mit meiner Antwort konnte er offensichtlich nicht viel anfangen. »Und wo soll's hingehen?«, fragte er schließlich.

»Erstmal Richtung Deansgate, dann sehen wir weiter.« Deansgate war eine wichtige Straße, die durch das Stadtzentrum von Manchester führte.

Der Fahrer warf mir noch einen entsetzten Blick zu. »Was ist mit ihrem Ohr passiert?«

Ich fühlte an die getroffene Stelle. Etwas Feuchtes geriet zwischen meine Finger, während sich mein Hirn wieder daran erinnerte, dass ich eigentlich Schmerzen haben sollte.

»Wahrscheinlich zu laute Musik gehört«, antwortete ich.

Der Fahrer schaute mich noch einige Sekunden entgeistert an, bis er schließlich doch anfuhr.

Ich konnte nur hoffen, dass es eine ruhige Fahrt wurde ...

\*\*\*

Der fast fünfzig Jahre alte Mann mit den leicht angegrauten schwarzen Haaren und dem dichten, dunklen Vollbart saß an einem kahlen Tisch, hielt eine mit Tee gefüllte Tasse in der Hand und dachte nach.

Anvit, Kiran und Rohan hätten sich schon längst melden sollen. Drei seiner besten Männer und sechs veränderte Dalits sollten doch eigentlich ausgereicht haben, um einen einzelnen TCA-Agenten und eine waffenlose Frau zu töten. Oder hatte er diesen Jimmy Spider etwa erneut unterschätzt?

Vielleicht hatte er einen Fehler begangen, vielleicht aber auch nicht.

Er nahm noch einen Schluck Tee zu sich, dann stellte er die Tasse wieder auf den Untersatz zurück.

Sein Blick glitt ins Leere. Er dachte an die Vergangenheit, in der er schon einmal versagt hatte. Diesmal aber war er es, der den Verlauf der Dinge kontrollieren würde.

Plötzlich klingelte etwas. Es war das Telefon, das neben dem Tisch auf dem Boden lag. Der Mann griff nach dem Hörer und legte ihn an sein rechtes Ohr. »Ja?«

»Colonel, wir haben versagt!« Der Mann erkannte an der

Stimme, dass es Anvit war, der sich endlich gemeldet hatte. Er hatte schon geahnt, dass nicht alles so gelaufen war, wie er es geplant hatte.

»Was ist passiert?«

Anvits Stimme zitterte, während er seinen Bericht abgab. »Die Dalits hatten die Zielpersonen schon so gut wie ausgeschaltet, als plötzlich ein zweiter Mann auftauchte und sie eliminierte. Kiran und Rohan haben noch versucht, sie selbst zu erledigen, aber auch sie sind gefallen. Mir ist als Einzigem die Flucht gelungen.«

»Wohin sind die Zielpersonen geflüchtet?«

»Sie haben ein Taxi genommen. Ich habe es verloren.«

Der Mann schwieg. Damit hatte Anvit sein Todesurteil unterschrieben, auch wenn er das vielleicht noch nicht wusste.

»Fahr zurück zum Treffpunkt. Dann erhältst du weitere Instruktionen«, wies er seinen Untergebenen an, bevor er das Telefonat beendete. Als er daran dachte, dass die einzige Instruktion an ihn der Selbstmord sein würde, zuckten kurz seine Mundwinkel. Lachen konnte er darüber nicht.

Etwas summt. Es war ein Mobiltelefon, das sich in seiner Hosentasche befand und dem Kontakt mit einem bestimmten Informanten diente.

Der Mann nahm das Gespräch an, ohne sich zu Wort zu melden.

»Ihre Zielperson und seine beiden Begleiter sind auf dem Weg zu einem Geschäft namens *Oliver's Antiques*.« Mit einem verärgert wirkenden Unterton berichtete ihm der Anrufer, wo das Geschäft lag und was für eine Funktion es hatte. »Lassen Sie sie diesmal nicht entkommen!« Ohne eine Antwort abzuwarten, beendete der Anrufer das Tele-

fonat.

Der Mann dachte nach. Das Geschäft, von dem er soeben erfahren hatte, lag in einem Viertel mit vielen mehrgeschos-  
sigen Häusern. Das ideale Terrain für einen Mann, der ihm zur Seite gestellt worden war.

Erneut nahm er das Telefon, das auf dem Boden lag, in die Hand und wählte eine bestimmte Nummer.

»Hallo?«, erklang es aus dem anderen Ende der Leitung.

»Ich habe einen Job für Sie ...«

Nachdem er dem Mann seinen Auftrag erklärt hatte, legte er auf.

Er wusste um die Qualitäten des Helfers, den er gerade angerufen hatte. Dennoch wollte er diesmal auf Nummer sicher gehen. Mit einer gleitenden Bewegung erhob sich Prakash Amrani von seinem Sitzkissen und machte sich bereit für den wichtigsten Kampf seines Lebens ...

\*\*\*

Nach einer nicht enden wollenden Fahrt durch das nächtliche Manchester, die sich unter anderem dadurch verlängert hatte, dass wir uns dreimal verfahren hatten, erreichten wir schließlich das unscheinbare Geschäft namens *Oliver's Antiques*. Anders als das *Café Chéri* deutete dieser Laden tatsächlich auf den Besitzer hin, namentlich Oliver Brown, einem langjährigen und verlässlichen TCA-Agenten.

Unterwegs hatte Shatarupa mein Ohr dank eines in dem Taxi befindlichen Erste-Hilfe-Koffers notdürftig verbunden, sodass ich zumindest nicht mehr auslief.

Das Geschäft machte von außen einen offenen und seriö-

sen Eindruck. Ein sicher fast drei Meter hohes und etwa fünf Meter breites Fenster, von innen geschmückt mit einigen Blumen und einer Ritterrüstung, gewährte einen äußerst offenherzigen Einblick in einen normal und harmlos wirkenden Laden.

*Oliver's Antiques* lag nicht direkt an der Deansgate, sondern in einer parallel verlaufenden Seitenstraße.

Ein Blick zum Himmel zeigte mir, dass der Morgen langsam graute. In mir stieg der Wunsch hoch, in dem TCA-Geheimhotel vielleicht doch ein bisschen die Füße hochzulegen, eine Kleinigkeit zu essen und ein Schläfchen zu halten.

Hintereinander stiegen Simon, Shatarupa und ich aus dem Taxi aus, nachdem ich bei unserem Fahrer die Rechnung beglichen hatte. Zunächst fiel mein Blick auf einige geparkte Fahrzeuge, darunter ein blauer Buick. Außer uns befand sich kein Mensch auf der Straße. Alles schien ruhig und friedlich, aber dieser Eindruck konnte auch täuschen.

Ohne große Umwege begaben wir uns sofort in das Geschäft.

Als Erstes wanderte mein Blick zu einem Vorhang, der links neben dem großen Fenster lag und die Treppe verdeckte, die zu den geheimeren Räumen führte, für die dieser Laden eigentlich gedacht war.

Natürlich befanden sich auch zahlreiche Antiquitäten wie Schwerter, Rüstungen, antike Möbel und Bilder in dem kleinen Geschäft, mit denen der Besitzer tatsächlich auch Geld verdiente. Vielleicht wurde die TCA ja auf diese Weise finanziert ...

In dem Laden brannte zwar Licht, dennoch herrschte absolute Stille. Wahrscheinlich war Oliver Brown noch nicht auf den Beinen, obwohl sein Geschäft eigentlich 24 Stunden

am Tag geöffnet und auch die Eingangstür nicht abgeschlossen war. Simon erklärte sich bereit, nach dem TCA-Agenten zu suchen.

Wieder strich mir Shatarupa über den linken Arm. Als ich mich umdrehte, blickte ich in ihre müden Augen, aber auch ihr angespanntes Lächeln.

»Jimmy, da gibt es noch einige Sachen, die ich dir sagen wollte.«

Ich dachte schon an ein romantisches Geständnis, wurde aber zumindest dahin gehend enttäuscht.

»Ich habe dir doch erzählt, dass Dakshas Witwe bei mir aufgetaucht ist und mir vom möglichen Ausbruch meines Vaters berichtet hat.«

»Ja, so weit reicht meine Erinnerung noch zurück.«

»Sie hat mir auch verraten, wie mein Vater den Weg zu seiner Nebelinsel findet.«

Jetzt wurde ich wirklich hellhörig. Die Nebelinsel war das Geheimversteck des Vijay Brahma Singh, von dem aus er früher angeblich sein Imperium geleitet hatte. Angeblich, weil bis heute niemand die Lage dieser Insel herausgefunden hat, nicht einmal mein Vater. Nur durch einen Trick hatte er damals Singh festnehmen können.

»Und wie hat er es nun angestellt?«

»Indira hat mir erklärt, dass die Insel durch einen magischen Nebel geschützt wird, der nur mit Amuletten, die dem großen Brahma geweiht sind, durchdrungen werden kann. Von diesen Amuletten hat mein Vater einige an seine engsten Vertrauten weitergegeben. So viel Indira mir erzählt hat, werden sie von einem Brahma-Mönchsorden in Neu-Delhi gehütet.«

Das war wirklich eine überraschende Neuigkeit. Wenn

die TCA in den Besitz eines dieser Amulette gelangen würde, wäre das möglicherweise ein schwerer Schlag gegen die Singh-Bruderschaft.

Eine Frage brannte mir aber noch auf dem Herzen: »Warum hat Dakshas Witwe dir das alles eigentlich so offenherzig erzählt? Immerhin hattest du eine Beziehung mit dem Mann, der ihren Ehemann getötet hat.«

Shatarupa lächelte mir zu. »Weil sie ihren Schwiegervater hasst. Als sie Daksha geheiratet hat, war er ein reicher, aber dennoch bodenständiger und gutherziger junger Mann. So verliebten sich die beiden ineinander. Doch irgendwann entschied sich mein Vater, meinen Bruder zu seinem Nachfolger aufzubauen. So schuf er über die Jahre einen neuen Daksha Singh, einen tyrannischen Verbrecher, dem nichts außer das eigene Leben und das seines Vaters heilig war.«

Bevor wir noch weiter in der Familiengeschichte herumstochern konnten, klangen hinter uns Schritte auf. Simon war zurückgekehrt, und mit ihm ein ziemlich schlaftrunken wirkender Oliver Brown.

»Hätten Sie nicht vorher anrufen können?«, fragte er mürrisch. Brown war ein Mann um die Siebzig mit einem schmalen Gesicht und einem nicht allzu viel breiteren Körper. Sein eigentlich graues Haar hatte er sich braun gefärbt. Von der Größe her zumindest konnte er gut mit unserem französischen Begleiter mithalten. Obwohl er gerade seine Nachtruhe gehalten hatte, trug er ein weißes Hemd, ein braunes Jackett und eine ebenso braune Cordhose.

»Das war leider eine ziemlich kurzfristige Entscheidung«, gab ich zu. »Ich hoffe, Sie sind nicht überbucht.«

Brown lachte auf. »Von wegen. Seit zwei Wochen hatte

ich schon keine Übernachtungsgäste mehr.«

»Was sich jetzt ändern wird«, antwortete ich ihm.

\*\*\*

Der glatzköpfige Mann richtete sich in aller Ruhe auf dem Dach eines Bürogebäudes ein. Den Koffer abstellen, das Präzisionsgewehr der Marke Arctic Warface zusammensetzen, das Zielfernrohr mit Laservisier anmontieren und schließlich die Waffe auf den Ständer setzen. All dies geschah mit einer jahrelang antrainierten Routine.

Routine war auch sein Auftrag. Drei Zielpersonen sollten ausgeschaltet werden. Dass sie sich in einem Geschäft hinter einem Fenster aufhielten, stellte für ihn kein Problem dar. Im Gegenteil, der Mann und die Frau – Jimmy Spider und Shatarupa Singh – machten es ihm besonders leicht, indem sie fast direkt am Fenster standen und somit ein nahezu perfektes Ziel darstellten.

Besonders auf den finalen Schuss bei Jimmy Spider freute er sich. Mit ihm hatte Finnegan noch eine Rechnung offen

...

\*\*\*

»Womit habe ich das verdient? Und das mitten in der Nacht«, beschwerte sich Oliver Brown.

»Das ist der Fluch der TCA«, sagte ich. Shatarupa Singh konnte sich ein Lachen nicht verkneifen, und auch Simon rang sich ein schiefes Grinsen ab.

Ich wollte die Inderin gerade zu ihrer neuen Bleibe bringen, als mich etwas ablenkte. Etwas hatte die Scheibe ge-

troffen und mein linkes Auge gestreift. Ein Lichtreflex vielleicht? Dabei war die Sonne noch gar nicht am Himmel zu sehen.

Ich blickte auf die Gesichter von Simon und Oliver Brown. Ein roter Punkt strich über ihre Körper hinweg, ohne dass einer von ihnen etwas bemerkte. Schließlich erschien er auch an Shatarupas linker Kopfseite.

Jetzt erst realisierte ich, um was es sich bei dem roten Punkt handelte – eine Laserdiode!

Shatarupas Lächeln verschwand, als ich sie entgeistert ansah. »Jimmy, was ...«

»Runter!«, schrie ich und stürzte mich ihr entgegen, während neben mir mit einem gewaltigen Klirren die Scheibe zerbarst ...

## Jimmy Spider und die Todesschwadron

Obwohl bereits mehr als eine halbe Stunde vergangen war, seit die *Excelsior* den Kontakt zu der Sonde *Catcher I* verloren hatte, herrschte an Bord des Flugschiffes immer noch eine eisige Stille. Keiner aus den Reihen der Besatzung konnte begreifen, was dort in dem angeblichen Brahma-Tempel geschehen war.

Auch Mister Colt hatte damit noch seine Probleme. Auf einen Schlag war ihm und seiner Crew vor Augen geführt worden, welche eine Macht hinter ihrem Verbündeten Vijay Brahma Singh wirklich stand. Dass es nicht nur eine leere Behauptung war, als er sich als Halbgott bezeichnet hatte, hatte Colt wirklich überrascht. Bisher hatte er Singh als einen zwar äußerst einflussreichen, aber eher weltlichen Tyrannen angesehen. Nun aber fragte er sich, ob ein Bündnis mit so einem Mann nicht vielleicht eine Nummer zu groß für ihn war. Immerhin bestand die Gefahr, dass er die Crew der *Excelsior* als ersetzbar betrachten und das Flugschiff mit seinen Männern selbst übernehmen könnte.

Colt hatte sich daher in sein Quartier zurückgezogen, um über sein weiteres Vorgehen nachzudenken. Allein, denn Miss Derringer befand sich auf der Brücke, worüber er recht froh war, denn für amouröse Avancen hatte er im Moment nun wirklich keinen Sinn.

Bevor er eine überstürzte Entscheidung traf, wollte er lieber seinen Vorgesetzten kontaktieren. Dazu aktivierte er einen Bildschirm, der an einem Schreibtisch angebracht war. Nach einigen Sekunden erreichte sein Signal die Zentrale, woraufhin ein uniformierter Mann mit einem Stirnband erschien. »Was kann ich für Sie tun, Commander Colt? Es

gibt doch hoffentlich keine Probleme«, sagte der General mit leicht sarkastischem Unterton.

»Ich müsste lügen, wenn ich ›Nein‹ sagen würde.«

»Dann raus mit der Sprache!«

Colt berichtete dem General von den Aufnahmen, die die Sonde gemacht hatte, sowie von dem Aufgebot an Soldaten, das Singh in und um den Tempel platziert hatte.

Der General überlegte für einen Moment, bevor er antwortete. »Lassen Sie sich davon nicht beirren, schließlich müssten Sie mittlerweile wissen, dass nicht nur normale Menschen zu unseren Helfern gehören. Denken Sie nur an Sterlings Monchoppies.«

»Wie könnte ich die vergessen!? Und wie soll die weitere Vorgehensweise aussehen?«

»Lassen Sie die Dinge einfach weiterlaufen. Vergessen Sie nicht, wir haben vor Singhs Befreiung eine Abmachung mit Ramanuja getroffen. Singh wird seine Maschine nicht aktivieren, bevor wir grünes Licht geben. Wir werden ihn, seinen Mönch und die Soldaten der Singh-Bruderschaft auf die Insel bringen und für ihre Sicherheit sorgen.«

»Die Frage ist nur, ob Singh und Ramanuja auch tatsächlich diese Abmachung einhalten und sich wirklich von uns Befehle erteilen lassen.«

»Dieses Risiko werden wir eingehen müssen, wenn wir unser Endziel erreichen wollen. Einige Verzögerungen haben nun mal dazu geführt, dass wir auf Singh zurückgreifen müssen, selbst wenn auch ich nicht davon begeistert bin. Aber falls die Mission doch nicht so läuft wie geplant, gibt es immer noch Mittel und Wege, um sich unserer neuen Verbündeten zu entledigen.« Nach dem letzten Satz unterbrach der General die Verbindung.

Wirklich schlauer war Colt nach diesem Gespräch auch nicht geworden. Zwar wusste er jetzt, dass er den Dingen eher ihren Lauf lassen sollte, aber seine Zweifel waren dennoch geblieben.

Bevor er sich noch weitere Gedanken über seine derzeitige Situation machen konnte, erklang über Funk eine Durchsage von Miss Beretta. »Commander, bitte kommen Sie sofort auf die Brücke.«

Colt ahnte schon, was geschehen war. Wahrscheinlich war Singh von seinem kleinen Plausch mit dem rothäutigen Dämon zurückgekehrt. Innerlich war er auf die Reaktion des Inders gespannt. Hatte er die Sonde vielleicht bemerkt? Immerhin musste sie nach dem Kontaktverlust abgestürzt sein.

Als er auf der Brücke eintraf, empfing ihn Miss Derringer mit einem leicht ängstlichen Blick. Hatten sie die letzten Ereignisse wirklich derart mitgenommen? Mit einem Blick auf den Hauptbildschirm erkannte Colt, dass ihr Zustand einen anderen Grund hatte.

Vijay Brahma Singh war zurückgekehrt, und dass nicht nur mit den zehn bisher an Bord befindlichen Soldaten. Es mussten mindestens fünfzig bewaffnete Mitglieder der Singh-Bruderschaft sein, die sich auf das Flugschiff zu bewegten und es in wenigen Sekunden besteigen würden.

*Das kann ja heiter werden,* dachte sich Mister Colt ...

\*\*\*

Neben mir zerbrach die Scheibe, ich hörte die Schreie meiner Begleiter und gleichzeitig stürzte ich mich auf Shatarupa Singh, um sie vor der Kugel eines Scharfschützen zu

retten.

Für eine Sekunde blickte ich noch in das Gesicht der Inderin, in dem sich blankes Entsetzen widerspiegelte, dann wurde ihr Kopf von einer ungeheuren Kraft herumgerissen.

Gemeinsam fielen wir zu Boden, doch als wir dort aufschlugen, war es bereits zu spät. Ich benötigte nur einen Blick, um zu sehen, dass sie tot war. Rasend schnell verbreitete sich ihr Blut auf dem Boden von Oliver's Antiques.

Als ich in Shatarupas gebrochenen Blick sah, glaubte ich Hunderte von Kilometer weit weg zu sein. War das gerade wirklich passiert? War sie wirklich tot? Oder lag ich nicht vielleicht doch mit ihr an einem einsamen Strand auf den Malediven, schlürfte ein paar Drinks und genoss die Zärtlichkeiten, die wir dabei austauschten?

Von irgendwoher erklangen Schüsse. Schüsse am Strand? Ging da jemand auf Möwenjagd? Aus leidiger Erfahrung wusste ich, dass ihr Fleisch nicht zu den schmackhaftesten Sorten zählte. Aber immer noch besser als Ratten. Und beim Stichwort Ratten fielen mir so einige nette Geschichten ein ...

»Spider!«, erklang ein Schrei aus weiter Ferne.

Hatte jemand eine Spinne entdeckt? Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Schluss, dass mein Name zufällig auch Spider war und der Schreiende vielleicht mich gemeint haben könnte.

»Spider, sie ist tot! Kommen Sie zu sich!«

Mit einem Schlag war ich zurück in der Realität. Vor mir lag Shatarupa Singh, tot und in ihrem eigenen Blut. Über mir erschien das Gesicht eines Franzosen. Simon, der Ex-Legionär, hatte eigentlich für unsere Sicherheit sorgen sol-

len, doch einen derartig heimtückischen Anschlag hatte auch er nicht verhindern können.

»Spider, es tut mir leid. Sie ist tot, und Sie können auch nichts daran ändern. Aber Sie können weiterleben, und wenn Sie das wollen, dann ziehen Sie endlich Ihre Waffe und helfen mir!«

Plötzlich wurde ich eiskalt. Es war, als hätten Simons Worte einen Mantel um meine Wut, meine Trauer und meinen Schock gelegt. Mit der rechten Hand zog ich meine Desert Eagle hervor und spähte aus dem Geschäft hinaus.

Es war wie vor wenigen Minuten. Wieder blitzte vor meinen Augen etwas Rotes auf, nur diesmal erkannte ich den Ursprung des Lichts. An einer Dachkante auf der schräg gegenüberliegenden Straßenseite hielt sich der Schütze auf. Bevor er erneut abdrücken konnte, schoss ich.

Auch Simon feuerte auf den Scharfschützen. Unsere Kugeln ließen den Backstein des Mauerwerks aufspritzen. Einige Geschosse trafen sogar das Gewehr selbst. Es wurde dem Schützen aus der Hand geprellt, überschlug sich einige Male auf dem Rand des Daches und fiel schließlich herunter. Vom Scharfschützen selbst war nichts mehr zu sehen.

»Was zum Teufel ist denn das?«, rief jemand hinter mir. Es war Oliver Brown, der sich von seinem ersten Schock erholt hatte. Was er mit seiner Frage meinte, erkannte ich im nächsten Moment.

Reifen quietschten infernalisches, und etwa dreißig Meter vor dem Geschäft kamen zwei schwarze Transporter zum Stehen. Türen wurden aufgerissen, Männer in schwarz-roten Uniformen sprangen hervor. Es waren Soldaten der Singh-Bruderschaft, und allesamt waren sie mit Sturmge-

wehren bewaffnet.

Nur Sekunden später eröffneten etwa ein Dutzend Gegner das Feuer auf uns ...

\*\*\*

»Was sollen wir tun?«, wurde Mister Colt gefragt.

Es war Miss Derringer, die blondhaarige Killerin, die ihn ansah, als wäre er ihr persönlicher Heilsbringer.

Wahrscheinlich würde ihr seine Antwort nicht gefallen.

»Nichts. Wir lassen sie gewähren.«

»Was?«, schrie die junge Frau.

»Du hast mich schon verstanden«, zischte er ihr zu. Vielleicht teilte er mit ihr das Bett, vielleicht hatte er auch Gefühle für sie, aber irgendwann würde auch sein Geduldsfaden reißen, insbesondere wenn sie seine Autorität infrage stellte.

Nach dieser Antwort hielt sich Miss Derringer zurück.

Gemeinsam beobachtete die Besatzung, wie sich das Schott der *Excelsior* öffnete und Singh, Ramanuja und Dutzende ihrer Anhänger das Flugschiff betraten.

»Sollen wir sie in Empfang nehmen?«, wurde Colt von Mister Gatling gefragt.

*Mit ein paar Kugeln vielleicht*, erriet der Commander die Gedanken des glatzköpfigen Ex-Söldners. »Nein, sie werden sich schon früh genug bei uns melden«, antwortete er stattdessen.

Und tatsächlich, wenige Sekunden später öffnete sich die Tür zur Brücke. Zunächst trat Vijay Brahma Singh über die Schwelle, gefolgt von sechs seiner Soldaten. Der fast zweieinhalb Meter große Inder trug wieder seinen schwarzen

Anzug mit dem weißen Hemd darunter.

»Wie Sie gesehen haben ...«, begann er mit grollender Stimme. »... habe ich mir für meine – das heißt, für *unsere* Mission etwas Unterstützung geholt. 56 meiner treuesten Soldaten werden mich zu meiner Insel begleiten, um dort alles unter Kontrolle zu halten und meine Anlagen wieder instand zu setzen. Diese sechs, die sie hier sehen ...«, Singh wies auf seine Begleiter, »... werden Ihnen auf dem Flug zur Insel direkt zur Seite stehen.«

Er legte einem seiner Männer, einem etwa dreißig Jahre alten, dunkelhäutigen Mann mit einer Narbe an der Stelle seines linken Auges, eine Hand auf die Schulter. »Lieutenant Karun Sirgat wird die ehrenvolle Aufgabe übernehmen, Sie zur Nebelinsel zu führen.«

Der Angesprochene plusterte sich aufgrund der scheinbaren Ehre, die ihm zuteilwurde, förmlich auf. Dann streckte er seine linke Hand aus und nahm einen an einer Kette hängenden Anhänger entgegen, den Singh aus einer Jackettasche gezogen hatte.

»Von nun an wird sich uns niemand mehr in den Weg stellen«, fügte er hinzu, wieder zu Mister Colt gewandt. Doch ob er wirklich ihn ansprach, ließ er offen. »Brahma wird herrschen, Singh wird herrschen«, rief er, woraufhin seine Männer in einen kurzen Jubelschrei ausbrachen.

Danach nickte er seinem Lieutenant noch einmal zu und verließ die Brücke.

Colt wunderte sich, dass der Inder mit keinem Wort die Sonde erwähnt hatte, die nur wenige Meter von ihm entfernt abgestürzt sein musste. Entweder war er derart in Trance gewesen, dass er das nicht mitbekommen hatte,

oder, und das befürchtete Colt viel eher, Singh war sich seiner Sache so sicher, dass er einfach über diesen Frevel hinweg sah.

Der Commander der *Excelsior* wies Mister Magnum an, den Start einzuleiten. »Aye, Cap... sorry, Sir!«, erhielt er als Antwort. Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, seinen Untergebenen nicht im Wald zu verscharren, dachte sich Colt.

Sein nächster Gang führte ihn zu Karun Sirgat, der inmitten von Singhs Soldaten stand und den Anhänger in seinen Händen fest umschlossen hielt.

»Was haben Sie da Schönes?«, fragte Colt den einäugigen Soldaten.

»Das geht Sie nichts an!«, fuhr der Inder den Commander an.

»Wenn Sie nicht wollen, dass ich Ihrem Boss erzähle, wie unkooperativ Sie sich mir gegenüber verhalten haben, rate ich Ihnen, für mich eine Ausnahme zu machen.«

Unsicher blickte sich der Lieutenant zu den anderen Soldaten um, die aber auch keine Antwort für ihn parat hatten. Schließlich gab er seinen Widerstand auf, zog seine linke Hand zurück und gewährte Colt so einen Blick auf den Anhänger.

Es handelte sich um einen flachen, kreisrunden, graubraunen Stein, in dem etwas eingraviert war. Mit ein wenig Fantasie erkannte Colt, dass es sich dabei um eine Darstellung des echten Brahma handelte.

»Dieses Amulett wird uns den Weg zur Nebelinsel weisen«, flüsterte Sirgat ihm zu.

»Und wie weit ist es bis dorthin?«

»Es kann Stunden dauern, vielleicht auch nur Minuten.

Nicht wir finden sie, nein, die Insel wird uns finden. Warten Sie nur ab ...«

\*\*\*

Intuitiv warf ich mich zu Boden, noch bevor mich eine der Kugeln an der Nase kitzeln konnte.

Ein Meer aus Splittern ging auf mich nieder. Ich versuchte mich vor der herannahenden Scherbenflut zu schützen, indem ich mich reflexartig auf den Bauch drehte. Doch einigen der kleinen Glassplitter gelang es trotzdem, meine Haut als Landebahn zu nutzen. Die Stiche, die ich dabei im Nacken spürte, waren aber nichts im Vergleich zu denen, die mir die Kugeln zugefügt hätten, die über mich hinweg flogen.

Links neben mir kroch jemand über den Boden. Es war Simon, der sich ebenfalls rechtzeitig in Deckung geworfen hatte.

»Wir müssen in den hinteren Teil des Ladens«, schrie er mir zu.

Ich nickte. Zum Glück war Oliver's Antiques so groß, dass nicht die gesamte Einrichtung von der Straße aus übersehen werden konnte. Tatsächlich machte der Raum einen Knick nach rechts, was uns als sehr gute Deckung dienen könnte.

Gemeinsam krochen wir so flach wie möglich über den Boden, während Singhs Soldaten weiter unaufhörlich auf uns feuerten.

Nach einigen Metern kam ich an einem am Boden liegenden Mann vorbei. Es war Oliver Brown, und die zahlreichen blutigen Einschusslöcher in seinem Oberkörper ließen

keinen Zweifel daran, dass er tot war. Wahrscheinlich hatte er in seinem Alter nicht so schnell reagieren können wie wir.

Im Moment hatte ich aber Wichtigeres zu tun, als ihm nachzutruern. Ebenso wie Shatarupa musste ich ihn in dieser Position liegen lassen, denn nun ging es um mein eigenes Leben.

Nach einer weiteren Minute Trockenschwimmübungen hatten Simon und ich unsere Deckung erreicht. Neben einem Gemälde, das eine nackte Frau mit einem riesigen Apfel zeigte, der alle anstößigen Regionen ihres Körpers verdeckte, richtete ich mich auf und hielt dabei meine Desert Eagle eisern fest.

Auch Simon war inzwischen um die Ecke herum gekrochen und lehnte sich an eine vermoderte Ritterrüstung. »Das war knapp«, murmelte er vor sich hin.

»Und es wird noch knapper«, antwortete ich.

Ein bestimmtes Geräusch ließ mich erstarren. Es war ein Knirschen, das entstand, wenn jemand über Glasscherben lief.

Vorsichtig lugte ich um die Ecke. Und tatsächlich, zwei der Soldaten hatten den Laden betreten, um zu sehen, wer von uns wohl die meisten Kugeln abbekommen hatte. Als sie Shatarupa entdeckten, lachte einer von ihnen auf.

Damit war die Ablenkung perfekt und mein Geduldsfaden gerissen. Ich streckte meinen Waffenarm aus der Deckung hervor, zielte und schoss.

Einer der Soldaten wurde in den Kopf getroffen, wankte und fiel zu Boden. Der zweite Mann aber, jener, der sich über Shatarupas Tod so köstlich amüsiert hatte, riss sein Sturmgewehr und schoss zurück.

Die Kugelgarbe schlug in die Wand, die mir Deckung gab. Steine und Holzsplitter spritzten hervor, während ich meinen Kopf zurückzog. Gleichzeitig schoss ich aber weiter.

Kugel um Kugel jagte ich meinem Gegner entgegen, bis plötzlich ein Schrei erklang und etwas polternd zu Boden fiel. Mit einem schnellen Blick um die Ecke erkannte ich, dass auch mein zweiter Gegner erledigt war.

Gerade noch rechtzeitig, denn erst jetzt merkte ich, dass ich keinen Schuss Munition mehr in meiner Waffe hatte. Aus meiner Jacke zog ich ein Ersatzmagazin hervor und lud meine Desert Eagle nach.

Wieder erklang plötzlich ein Geräusch, nur hörte es sich diesmal wie Musik in meinen Ohren an. Laute Polizeisirenen sandten ihre Töne durch das morgendliche London.

»Scheint, als würden wir etwas Unterstützung bekommen«, sagte ich zu Simon gewandt.

»Freuen Sie sich nicht zu früh. Oder glauben Sie, ein paar Polizisten hätten eine Chance gegen ein Dutzend schwer bewaffneter Terroristen?«

»Nur mit unserer Unterstützung.«

Vorsichtig lugte ich aus meiner recht durchlöchernten Deckung hervor. Bis jetzt hatte es kein weiterer Gegner gewagt, den Laden zu betreten. Dafür fielen plötzlich wieder Schüsse.

Für einen Moment zuckte ich zurück, bis ich merkte, dass die Kugeln unserer Gegner nicht uns galten. Wahrscheinlich hatten sie die heranrückende Polizei ins Visier genommen. So sehr es mir auch um meine Kollegen vom Manchester Police Department leidtat, bot sich Simon und mir dadurch eine Chance, in die Offensive zu gehen.

Als hätte der Ex-Legionär meine Gedanken erraten, trat er plötzlich neben mich. »Jetzt oder nie«, flüsterte er mir zu.

Ich nickte und sprang im nächsten Moment aus meiner Deckung hervor.

Durch das zerstörte Fenster wurde uns ein perfekter Blick auf die beiden schwarzen Lieferwagen gewährt. Nur noch eine Handvoll Terroristen hielt sich dort auf, doch keiner achtete auf Oliver's Antiques. Einer von ihnen aber schien aus den Augenwinkeln unsere Bewegungen wahrgenommen zu haben, schrie auf und riss sein Sturmgewehr herum. Doch er war nicht schnell genug. Bevor er auch nur einen Schuss abgeben konnte, trafen ihn zwei Kugeln in die Brust und schleuderten ihn zu Boden.

Bevor die Kollegen des Getroffenen reagieren konnten, sprangen Simon und ich durch das zerstörte Schaufenster und gingen hinter einem am Straßenrand geparkten Wagen in Deckung. Der blaue Buick, der mir schon bei unserem Eintreffen aufgefallen war, hatte bereits einige Dutzend zusätzliche Luftlöcher erhalten.

Im nächsten Augenblick kamen noch weitere dazu, zum Glück für uns trafen die Kugeln aber nur die Scheiben des Wagens.

Mit einem Blick nach links erkannte ich, dass in einigen Dutzend Metern Entfernung ein Polizeiwagen quer auf der Straße stand. Von den Insassen war nichts zu sehen, dafür brandete von irgendwoher erneut Sirenenengeheul auf.

Plötzlich erklang ein lautes Quietschen. Vorsichtig spähte ich über die Motorhaube des Buicks hinweg. Auf der Straße, die jene, in der Oliver's Antiques lag, kreuzte, war ein weiterer Streifenwagen zum Stehen gekommen.

Erneut fielen Schüsse. Während zwei Beamte aus dem

Wagen sprangen, wurde die Frontscheibe von einer Kugelgarbe förmlich zerrissen.

Neben mir fuhr Simon hoch und feuerte auf unsere Gegner. Ein Schrei erklang, bevor auch ich mich aufrichtete und auf die Singh-Anhänger anlegte.

Eine Kugel flog über Freund und Feind hinweg und erlegte einen Briefkasten, die nächsten aber traf. Ein groß gewachsener Soldat wurde gleich von mehreren Geschossen in die Brust getroffen, wankte zurück und riss im Fallen noch einen seiner Kollegen mit sich, den ebenfalls einige Kugeln erwischt hatten. Ein dritter Terrorist ging hinter einem der schwarzen Lieferwagen in Deckung.

»Das ist wie bei Desert Storm«, schrie mir Simon zu.

»Mich erinnert das eher an das Starlight Inn.«

Der Franzose sah mich entgeistert an.

»Sie lesen wohl nie Zeitung?«, fragte ich.

»Selten.«

»Wenn wir das überleben, erkläre ich es Ihnen.«

Ich gab dem Franzosen ein Zeichen, dass er hinter mir bleiben sollte, und verließ endgültig die Deckung. Von dem Terroristen, der sich hinter dem schwarzen Transporter verschanzt hatte, war ebenso wenig etwas zu sehen wie von den restlichen Anhängern der Singh-Bruderschaft. Hin und wieder waren einige Dutzend Meter weiter links auf der Straße Schüsse zu hören, aber wer da auf wen schoss, war nicht auszumachen.

Mittlerweile hatten Simon und ich den vordersten der beiden Lieferwagen erreicht. Plötzlich schrie jemand laut: »Polizei, weg mit der Waffe!«

Wahrscheinlich war es einer der Beamten, der die Kooperationsbereitschaft seines Gegners leicht unterschätzt hatte.

Ich hörte etwas über den Boden rollen, dann erschien direkt vor uns erneut der Singh-Soldat, der vor wenigen Sekunden noch in Deckung gegangen war. Allerdings hatte er mit unserer Anwesenheit wohl nicht gerechnet, was man an seinen schreckgeweiteten Augen erkennen konnte.

»Waffe weg!«, schrie jetzt auch ich.

Schlagartig änderte sich die Szenerie. Ein gewaltiger Knall ertönte, gefolgt von einer Druckwelle, die mich zu Boden warf. Während ich auf dem harten Asphalt landete, schleuderte ein greller Feuerball den Polizeiwagen empor und ließ ihn auf der rechten Seite wieder zu Boden stürzen. Brennend schaukelte das Wrack hin und her, bis es schließlich in seiner Seitenlage stehen blieb.

Wahrscheinlich hatte unser Gegner eine Handgranate eingesetzt. Auch der Inder war zu Boden geschleudert worden, hielt aber eisern sein Sturmgewehr fest. Bevor ich auf ihn anlegen konnte, drückte Simon ab. Seine Kugel traf den Terroristen an der Stirn.

Sofort rappelte ich mich wieder auf, lief zu dem toten Singh-Anhänger und versuchte die Lage zu sondieren. Wenn ich richtig gezählt hatte, hatten wir sieben Mitglieder der Singh-Bruderschaft erledigt. Aber das waren sicher nicht alle. Wo also steckten die restlichen Soldaten?

Plötzlich sprang eine Gestalt in einer blauschwarzen Uniform auf mich zu. »Hände hoch und keine Bewegung!«, schrie der Mann, augenscheinlich ein Polizist. Er musste etwa vierzig Jahre alt sein. Sein dunkelbraunes Haar quoll förmlich unter seiner Uniformmütze hervor.

»Schon gut, Officer. Wir stehen auf derselben Seite.«

»Das kannst du meiner Mutter erzählen«, blaffte er mit vorgehaltener Waffe entgegen. »Weg mit der Waffe.«

»Ich weiß zwar nicht, was Ihre Mutter mit der ganzen Sache zu tun hat, aber ...«

»Lass es, Larry!«, unterbrach mich ein weiterer Polizist, der hinter seinem Kollegen erschienen war. Sein von grauen Haaren umrahmtes, recht alt wirkendes Gesicht kam mir sofort bekannt vor.

»Wie bitte?«, schrie der Kerl, der offenbar Larry hieß. Wahrscheinlich war er mit der Situation völlig überfordert.

»Ich kenne den Mann. Er ist von der TCA. Spider heißt er, glaube ich. Ich hab ihn wegen der Schießerei damals am alten Scottish Cinema befragt.«

»Ganz genau.« Ich ließ meine Desert Eagle sinken, griff in die Innentasche meines Jacketts und zog meinen Ausweis hervor.

»TCA, hm? Ist das nicht irgendein Geheimdienst?«

»Wenn ich Ihnen das sagen würde, müsste ich Sie töten.«

Der Polizist sah mich entsetzt an, bis ich ihm erklärte, dass es nur ein Scherz war. Zumindest war aber jetzt das Eis gebrochen. In den nächsten Sekunden erfuhr ich, dass die beiden Beamten Larry Bernhardt und Jeff Dean hießen.

»Und was hat das alles hier zu bedeuten?«, fragte mich Officer Dean.

»Ich will es mal so formulieren: Ein paar indische Terroristen versuchen, mich und einige Bekannte von mir aus Rache zu töten.«

»Aha, und ...?« Jeff Dean kam nicht mehr dazu, seine zweite Frage zu stellen. Plötzlich fielen erneut Schüsse. Mehrmals wurde der Polizist durchgeschüttelt, bevor er zu Boden stürzte.

Der unbekannte Schütze drückte weiter ab. Während Larry Bernhardt, Simon und ich uns zu Boden warfen,

schlugen mehrere Geschosse in einen der schwarzen Lieferwagen und die Hauswand ein.

Ohne ein Ziel zu haben, schoss ich zurück. Verputz spritzte an einer gegenüberliegenden Hauswand auf. Vorsichtig warf ich einen Blick am Heck des Lieferwagens vorbei. Endlich sah ich den Schützen. Er trug recht helle Kleidung und hielt sich in einer Seitengasse versteckt.

»Geben Sie mir Feuerschutz, ich hole mir den Kerl«, gab ich Simon zu verstehen. Der Franzose nickte mir zu.

Wieder feuerte ich aus der Deckung hervor, dann verließ ich den Schutz des Lieferwagens.

Von Officer Deans Mörder war nichts mehr zu sehen, dafür hatten meine und Simons Kugeln gesorgt.

Schließlich kam ich an der Hauswand links neben der Gasse zum Stehen. Eine Metzgerei bot dort verführerische Leckereien im Schaufenster an. Zu schade, dass ich mich darum derzeit nicht kümmern konnte. Stattdessen schlich ich an der Hauswand entlang, bis ich die Ecke erreicht hatte, an der die Gasse begann.

Mit erhobener Waffe sprang ich hinein. »Stop!«, schrie ich der Gestalt zu, die etwa zehn Meter vor mir gerade zur Flucht angesetzt und mir den Rücken zugewandt hatte.

»Heben Sie langsam die Arme hoch.«

Der glatzköpfige Mann folgte meinem Befehl. In seiner rechten Hand hielt er noch immer seine Pistole fest, wahrscheinlich eine Glock.

»Und jetzt weg mit der Waffe!« Nachdem die Pistole auf dem Boden aufgeschlagen war, näherte ich mich langsam meinem Gegner. Dieser Mann war ganz sicher kein Mitglied der Singh-Bruderschaft, dafür trug er zu lockere Kleidung – ein weißes Shirt mit gelben Streifen sowie eine kur-

ze, weiße Hose. Seine weiße Hautfarbe zeigte mir, dass er nicht einmal Inder war. Was also hatte er hier zu suchen?

Vorsichtig ließ der Mann seine Arme wieder sinken. Dann drehte er sich zu mir herum. Ein feistes Grinsen hatte sich über sein Gesicht gelegt, an dem vor allem der braune Kinnbart auffällig war. »Schön, Sie mal wieder zu sehen, Spider!«

Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Er war es, derjenige, der Victor von Borgh beim Mord an meinen Eltern geholfen hatte. »Finnegan!«, presste ich hervor ...

\*\*\*

Noch immer glitt die *Excelsior* durch tiefe Dunkelheit, doch seit etwa zehn Minuten hatte das Flugschiff den indischen Dschungel hinter sich gelassen und bewegte sich nun über das offene Meer hinweg. Bis vor kurzer Zeit hatten sie noch einige einsame Fischerboote überflogen, nun aber war es, als würde das Schiff die unendlichen Weiten des Welt- raums durchqueren. Nur der kräftige Schein des vollen Mondes erinnerte die Besatzung daran, dass sie sich noch immer auf der Erde befand.

Mister Colt hatte sich neben Karun Sirgat aufgebaut und wartete darauf, dass sich etwas tat. Der Inder fühlte sich ganz offensichtlich in seiner Anwesenheit äußerst unwohl. Das besserte sich nicht gerade, als auch Miss Derringer zu ihm trat.

Mit einer sanften Bewegung strich ihr linker Zeigefinger über das Kinn des Soldaten hinweg, fuhr über die rechte Wange und schließlich an den dunklen Lippen entlang. Sir- gat begann zu zittern.

»Na, gefällt dir das?«

Bevor er antworten konnte, stieß einer seiner Helfer Sirgat von der Seite an. Es schien, als wäre er aus einer Trance erwacht. Fast schon verächtlich stieß er Miss Derringers Finger weg, während sich seine rechte Hand um den Griff eines Dolches legte, der an seinem Hosenbund befestigt war. Doch ehe er seine Waffe ziehen konnte, hatte Colt das Handgelenk gepackt und drückte unerbittlich zu.

Karun Sirgat schrie schmerzerfüllt auf, und schließlich zog er seine Hand von dem Dolchgriff herunter.

»Vielleicht sollten wir noch mal ein Gespräch über unser leicht angespanntes Arbeitsverhältnis führen«, flüsterte Colt dem Lieutenant zu.

»Ich habe schon verstanden.«

Nach dieser Antwort löste der Commander den Griff um Sirgats Handgelenk. Danach bedachte er Miss Derringer noch mit einem bösen Blick. Hatte sie etwa wirklich gedacht, mit diesem Schulmädchentrick einen scheinbar recht hochrangigen Diener von Vijay Brahma Singh um den Finger wickeln zu können?

Die blondhaarige Frau hob beschwichtigend die Hände und zog sich wieder zurück.

»Also, Lieutenant Sirgat ...«, begann Colt, wieder zu dem Einäugigen gewandt. »Wann können wir mit der Ankunft auf der Nebelinsel rechnen?«

»Ich sagte Ihnen schon ...«

»Ja, ich weiß, was Sie gesagt haben«, unterbrach Colt den Inder. »Aber ...«

Einer der Mitglieder der Singh-Bruderschaft zischte Sirgat etwas zu. Colt verschluckte seine letzten Worte, während sein Blick zu dem Amulett wanderte, das der Lieuten-

ant sich um den Hals gehängt hatte.

Es begann mit einem hellen Flimmern. Plötzlich glühte der Anhänger förmlich auf, gelbliches Licht strahlte in alle Himmelsrichtungen ab.

Karun Sirgat konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.  
»Es ist soweit. Die Insel – sie ist da!«

»Das Bild der Frontkamera auf den Hauptschirm!«, rief Colt seiner Besatzung zu. Nur eine Sekunde später sah er, was vor der *Excelsior* geschah.

Es war unglaublich. Statt in tiefe Dunkelheit zu blicken, waren auf dem Schirm nur dunkelgraue Schleier zu sehen. Nebel ...

Immer weiter stieß das Flugschiff in die graue Wand vor, doch der Nebel schien kein Ende zu nehmen. Dafür hatte Colt das Gefühl, aus den düsteren Schleiern heraus beobachtet zu werden. Waren da nicht einige Dutzend rötlicher Punkte, die immer wieder ihre Position veränderten? Für kurze Zeit waren in der grauen Wand einige kaum auszumachende Bewegungen zu erkennen, als hätte das Flugschiff einen Vogelschwarm aufgescheucht.

Doch dieser Eindruck verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war, als sich der Nebel endlich lichtete und den Blick auf seinen Inhalt freigab: die geheime Insel der Vijay Brahma Singh ...

\*\*\*

Nachdem Spider in der Gasse verschwunden war, herrschte für einige Sekunden Stille. Stille, in der sich Simon über seine derzeitige Situation klar werden konnte. Und die sah alles andere als rosig aus.

Alleine mit einem völlig überforderten Streifenpolizisten kauerte er in einer Deckung, die ihm zwei schwarze Lieferwagen gaben, während sich einige Dutzend Meter weiter östlich schwer bewaffnete indische Terroristen mit der Polizei von Manchester den dritten Weltkrieg lieferten.

In Momenten wie diesen fragte sich Simon, ob es wirklich eine gute Entscheidung gewesen war, die unerbittlichen Kriegseinsätze bei der Fremdenlegion gegen einen ruhigen Job als Leibwächter eines alten Bekannten bei einem Geheimdienst einzutauschen. Im Prinzip hatte sich letztlich doch nichts verändert – abgesehen von der besseren Bezahlung.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte ihn Larry Bernhardt, der zitternd neben ihm hockte, eisern seine Dienstwaffe festhielt und immer wieder nervös nach rechts und links schaute.

»Abwarten.«

»Ach, das hilft mir wirklich weiter. Wirklich, Sie sind mir eine große Hilfe.«

Wenn Simon nicht solchen Aussagen gegenüber abgehärtet gewesen wäre, hätte er ihm wahrscheinlich erklärt, dass Spider und er ihm gerade das Leben gerettet hatten.

»Seien Sie endlich still!«, fuhr der Franzose ihn dennoch an.

Und tatsächlich, Bernhardt beendete seinen Redefluss.

Von einiger Entfernung her erklangen Explosionsgeräusche, ähnlich derer, die bei dem Einsatz der Handgranate entstanden waren. Danach herrschte für einige Sekunden eine gespenstische Stille.

So gelang es Simon, die Schritte zu hören, die sich sehr schnell dem Lieferwagen näherten. Mit seiner SIG Sauer im

Anschlag wagte er sich in Höhe der Motorhaube aus seiner Deckung hervor. Der Soldat der Singh-Bruderschaft, der nur wenige Meter von ihm entfernt stand, war so überrascht, dass er zu keiner Reaktion mehr kam.

Stattdessen traf ihn die Kugel des Leibwächters direkt zwischen die Augen. Lautlos kippte er um.

Dafür reagierten zwei seiner Kollegen, die einige Meter hinter ihm gestanden hatten, um einiges schneller. Während sich Simon zu Boden warf, rauschten mehrere Dutzend Kugeln über ihn hinweg und zersiebten die Transporter seiner Gegner.

»Wir müssen hier weg!«, schrie er seinem Leidensgenossen Larry Bernhardt zu.

»Wirklich sehr einfallsreich«, antwortete der Streifenpolizist.

Geduckt lief er an dem hinteren der beiden schwarzen Lieferwagen entlang und hoffte, mit etwas Glück die Gasse zu erreichen, in die Jimmy Spider vor wenigen Minuten verschwunden war.

Als er an der Motorhaube vorbei huschte, bemerkte er einen sich rasend schnell bewegenden Lichtreflex. Im letzten Moment zog er den Kopf ein. Die Hand mit dem Dolch zischte nur Zentimeter über seine Haarspitzen hinweg.

Für eine Sekunde blickte Simon in das Gesicht des Angreifers, oder vielmehr der Angreiferin – eine junge dunkelhäutige Frau mit langen schwarzen Haaren, in deren Augen sich die blanke Mordlust widerspiegelte.

Dieser Eindruck blieb für den Franzosen nur eine Momentaufnahme, denn ohne weiteres Zögern stürzte sich die Killerin mit ihrem Messer auf ihn ...

\*\*\*

Der Nebel hatte sein Geheimnis preisgegeben, und nun zeigte sich, dass es allen Grund gab, diese Insel derart versteckt zu halten.

Das Eiland musste mehr als zwanzig Quadratkilometer groß sein. Hohe Berge und tiefe Täler bildeten die Landschaft. Die gesamte Insel war von dichtem Regenwald bewachsen. Ein schier undurchdringliches, feucht schimmerndes Blätterdach – eine atemberaubende Natur, wenn diese Insel nicht ein schauerliches Geheimnis bergen würde.

Nachdem die *Excelsior* die Insel zur Hälfte umrundet hatte, erschienen auf dem Bildschirm zwei weit weniger dicht bewachsene, aber dafür umso zerklüfteter wirkende Felsenberge, die Hunderte Meter weit in den Himmel ragten und gemeinsam eine Art natürliches Tor zu einer Bucht bildeten.

An der rechten Felswand entdeckte Mister Colt ein größeres Gebäude. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um einen Wachturm. Singh hatte wirklich für alles gesorgt.

Nachdem das Flugschiff das natürliche Tor durchquert hatte, nahm ein gewaltiger Gebäudekomplex fast das gesamte Sichtfeld des Bildschirmes ein. Mehrere miteinander verbundene, metallisch glänzende Bauten waren zu sehen, die als eine Art Hafen direkt am Wasser begannen und bis tief ins Landesinnere reichten. Und dort, einige Hundert Meter weit von den letzten Ausläufern des Ozeans entfernt, befand sich ein kaum übersehbarer Landeplatz.

Selbst aus dieser Höhe erkannte Colt die große Anzahl an Transport- und Kampfhubschraubern, die dort platziert

worden waren und nur darauf warteten, wieder in Betrieb genommen zu werden. Als wäre es gerade erst gestern gewesen, dass Singh seine Insel verlassen hatte.

Wie nebenbei wunderte sich der Commander, dass jener selbst ernannte Halbgott noch nicht auf der Brücke erschienen war, um seine Rückkehr zur Nebelinsel an einem Bildschirm mitzuerleben. Dafür bemerkte Colt, wie ergriffen Karun Sirgat und die restlichen Singh-Anhänger von dem Anblick waren.

Der Commander dachte da eher praktischer. Er wies Mister Magnum an, auf einer größeren Freifläche zwischen den abgestellten Hubschraubern zu landen. Auch der Navigator des Flugschiffs schien von dem Anblick gebannt worden zu sein, denn diesmal enthielt er sich eines dümmlichen Kommentars.

Schweigend lenkte Magnum die *Excelsior* in die avisierte Position und leitete den Landevorgang ein. Kurz vor der Bodenberührung ließ er die Landestelzen ausfahren, auf denen das Flugschiff sanft zum Stillstand kam.

Als Erste lösten sich die Mitglieder der Singh-Bruderschaft aus ihrer Erstarrung. Eilig verließen sie die Brücke, wahrscheinlich um so schnell wie möglich mit ihrem Meister die Insel zu betreten.

Auch Colt wollte sich diesen Augenblick nicht entgehen lassen. Er rief Miss Derringer, Miss Beretta und Mister Gatling zu sich. Mit dem Commander an der Spitze verließen sie die Brücke.

Auf dem Gang wimmelte es bereits von Singhs Soldaten. Ohne große Rücksicht drängte sich Colt mit seinen Leuten hindurch, um zu Vijay Brahma Singh zu gelangen.

Schließlich erreichte Colt das Schott, vor dem sich bereits

Singh und Ramanuja aufgebaut hatten. Als wäre es eine feierliche Zeremonie, streckte der mächtige Inder auffallend langsam seine Hand zu dem Sensor aus, der die Tür auffahren ließ.

Dann aber, als sich das Doppeltor endlich öffnete, schien es Singh kaum noch in dem Flugschiff auszuhalten. Sofort lief er die kurze, automatisch ausgefahrene Treppe hinunter, streckte seine Arme aus und brüllte seinen ganzen Triumph heraus.

»Endlich! Endlich ist es soweit!«, schrie er. »Ich bin zurück auf meiner Insel. Die Zeit des Wartens, die der Zurückhaltung ... und die der Erniedrigungen ist nun vorbei. Von heute an wird die Bruderschaft des Vijay Brahma Singh in neuem Glanz erstrahlen. Von dieser Insel aus werden wir ein neues Reich erschaffen, eine neue Ordnung errichten. Dies ist der Augenblick, meine Freunde – der Augenblick, von dem an wir die Welt beherrschen werden!«

Lautes Jubelgeschrei klang um Colt herum auf. Singhs Soldaten waren von den Worten ihres Meisters regelrecht euphorisiert worden.

Zunächst aber folgte Ramanuja mit gemächlichen Schritten seinem Meister. Selbst von der Seite konnte Colt das arrogante Grinsen im Gesicht des Mönchs erkennen.

Kaum dass Singhs rechte Hand die Insel betreten hatte, folgten ihm auch die Soldaten. Nicht nur Männer strömten und drängten sich an Mister Colt vorbei, auch einige Frauen waren darunter. Sicherlich nicht nur, weil sie so gute Kämpferinnen waren – für eine neue Weltordnung brauchte man schließlich eine ausreichende ›biologische‹ Basis.

Der Commander wusste genau, dass dieses Ziel alles andere als ein Bluff war. Diese Insel war nicht nur die Schalt-

zentrale der Singh-Bruderschaft, sie beherbergte auch eine Maschine, die, wenn sie einmal in Gang gesetzt wurde, die vielleicht schlimmste Waffe auf diesem Planeten war. Eine Maschine, die ein gigantisches Seebeben auslösen konnte, deren Folge eine Flutwelle apokalyptischen Ausmaßes wäre, die den gesamten südasiatischen Kontinent unter sich begraben würde.

Und Vijay Brahma Singh war ein Mann, der, das war Colt klar, jegliche getroffenen Absprachen missachten und ohne jeden Skrupel auch von dieser Waffe Gebrauch machen würde ...

\*\*\*

Waffenlos stand der glatzköpfige Mann vor mir, und doch war das Bedürfnis in mir groß, ihm eine Kugel direkt zwischen die Augen zu schießen. Obwohl ich ihm eigentlich einen viel schmerzhafteren Tod gönnen würde.

Bis auf einige Falten mehr hatte er sich, seit ich ihm vor elf Jahren in Alfonso Hierros Villa begegnet war, nicht verändert. Selbst seinen für einen Killer im Einsatz recht locker wirkenden Kleidungsstil hatte er beibehalten.

»Na, da kommen Erinnerungen hoch, oder?«, fragte Finnegan geradezu höhnisch.

Nur mühsam konnte ich die innere Wut bei meiner Antwort unterdrücken. »Ja, besonders erinnere ich mich an die Kugel, mit der ich dich damals erwischt habe.«

»Stimmt, das war nicht nett. Aber wie heißt es so schön: Unkraut vergeht nicht.«

»Und jetzt hast du wohl bei den Indern angeheuert, oder irre ich mich?«

Finnegan kicherte unmotiviert vor sich hin. »Spider, du denkst wieder mal in zu kleinen Bahnen. Das ist der Beginn einer neuen Zeitrechnung, und Vijay Brahma Singh ist nur ein kleines Rad in einem großen Getriebe.«

»Und was soll dieses Getriebe sein?«

»Spider, Spider, du denkst doch nicht, dass ich dir das erzähle? Nein, das müsstest du schon selbst herausfinden. Wobei es eher müßig ist, sich darüber Gedanken zu machen, weil du diesen Tag so oder so nicht überleben wirst.«

»Tatsächlich?« Finnegan schien seine Situation etwas zu unterschätzen. »Ich denke, die Desert Eagle in meiner Hand ist ein äußerst schlagkräftiges Argument dafür, dass du mir ein wenig mehr erzählst.«

»Willst du mir etwa Angst machen? Ich kenne Typen wie dich. Du würdest doch niemals auf einen waffenlosen Mann schießen.«

»Ach, wirklich?«

Vor wenigen Minuten hätte ich jemandem, der mir das gesagt hätte, vielleicht noch zugestimmt, aber jetzt ... jetzt stand ich vor dem Mann, der kaltblütig Shatarupa Singh ermordet hatte. Nur er konnte es gewesen sein, denn ich wusste um seine Profession als Scharfschütze.

Er war es auch gewesen, der mit seinem Partner damals, vor vielen Jahren, in das Haus meiner Mutter eingedrungen war und dabei geholfen hatte, meine Eltern zu ermorden. Für einen Augenblick fühlte ich mich in den Kleiderschrank zurückversetzt, in dem ich mich aus Angst damals versteckt und die Morde mit angehört hatte. Und das als Kind ...

Es war, als würde meine linke Hand wie von selbst auf meine Desert Eagle gleiten. Beidhändig hielt ich die Waffe

von Quentin Tremaine fest, dem Mann, den ich als meinen Vater angesehen hatte. Langsam legte sich mein rechter Zeigefinger um den Abzug.

Auch Finnegan schien die Veränderung in mir bemerkt zu haben. Sein arrogantes Lächeln zog sich immer weiter zurück. War es nicht eine tief sitzende Angst, die ich da in seinen Augen aufblitzen sah?

Mir war das im Moment völlig egal. Mein Zeigefinger hielt nun völlig den Abzug umschlossen. Dann drückte ich ihn langsam nach hinten, und ...

\*\*\*

Colonel Prakash Amrani spürte, dass sein Plan allmählich aus dem Ruder lief. Zwar war es dem Scharfschützen gelungen, Shatarupa Singh, die verräterische Tochter seines Meisters, zu töten, aber es schien, als hätte er die Ausmaße dieses Einsatzes unterschätzt. Nicht nur, dass Spider und sein Begleiter mindestens die Hälfte seiner Männer ausgeschaltet hatten, auch die lokale Polizei machte ihm zu schaffen.

Sein Glück dabei war, dass es sich lediglich um normale Streifenbeamte handelte und keine Spezialeinheiten. So waren sie den besser bewaffneten und ausgebildeten Soldaten der Singh-Bruderschaft trotz ihrer hohen Anzahl unterlegen.

Mehrere Reihen von Streifenwagen blockierten mittlerweile die Straße. Ein halbes Dutzend Polizisten hatten er und seine Leute bereits erledigen können, aber es wurden immer mehr.

Gemeinsam mit Mahesh Karjat und Siyed Vardhanna

hielt sich Amrani im Schatten eines Geländewagens in Deckung.

Erneut erklang ein etwas naiver Aufruf eines Polizisten.  
»Geben Sie auf! Werfen Sie die Waffe weg und ...«

Der Colonel wartete das Ende der Ansprache erst gar nicht ab. Stattdessen huschte er aus seiner Deckung hervor, legte mit seiner M16 an und schoss. Der Sprecher, der neben einem in zweiter Reihe abgestellten Streifenwagen gestanden hatte, wurde von der Kugelgarbe förmlich umgerissen.

Doch Amrani hatte noch nicht genug. Er schoss weiter, traf Fensterscheiben, Autotüren und Reifen. Schreie erklangen, die wahrscheinlich von den in ihren Verstecken kauern den Polizisten stammten.

Als der Colonel zwischen den Wagen einige huschende Gestalten erkannte, zog er sich wieder zu seinen Soldaten zurück.

»Es scheint, als würde die Polizei bald eine Offensive gegen uns starten«, gab er den beiden Männern zu verstehen.  
»Das müssen wir verhindern. Machen Sie Ihre Handgranaten scharf!«

Die beiden Singh-Anhänger nickten zustimmend, griffen unter ihre Uniformen und zogen insgesamt vier eiförmige Sprengkörper hervor. Fast gleichzeitig entfernten sie die Stifte.

»Auf die Streifenwagen!«, befahl ihnen ihr Kommandant.

Die beiden Soldaten verließen ihre Deckung und schleuderten die Granaten auf die Polizeiwagen. Es hörte sich an, als würden sie mit einfachen Steinen werfen, als die Sprengkörper die abgestellten Autos trafen.

Plötzlich erschütterten gewaltige Explosionen die Straße.

Prakash Amrani glaubte für einen Augenblick, sein Trommelfell würde platzen. Stattdessen wurden nur die Streifenwagen durch die Wucht der Explosionen zerrissen. Ob auch Polizisten dieses Schicksal teilten, wusste der Colonel nicht, aber er hoffte es. Auf jeden Fall hatte er von dieser Seite fürs Erste nichts mehr zu befürchten.

Während hinter ihm die gesamte Straße in Flammen zu stehen schien, wies er seine Männer an, zurück zu ihren Lieferwagen zu gehen. Er ließ Mahesh und Siyed den Vortritt, warf noch einmal einen Blick zurück und konzentrierte sich dann auf sein neues Ziel.

Plötzlich schoss ein Mann hinter der Motorhaube des vordersten Lieferwagens hervor. Amrani wusste sofort, dass es sich nur um Jimmy Spiders Helfer handeln konnte. Der Mann hielt eine Pistole in der Hand und drückte sofort ab.

Mahesh, der etwas mehr als einen Meter vor dem Colonel stand, traf eine Kugel direkt in die Stirn. Wäre er nicht vor Amrani gelaufen, würde er jetzt tot auf dem Bürgersteig liegen. Doch an irgendwelche Sentimentalitäten konnte er jetzt keine Zeit verschwenden. Gemeinsam mit Siyed erwiderte er das Feuer.

Doch der Mann ging wieder rechtzeitig in Deckung.

Colonel Amrani gab Siyed ein Zeichen. Während sie weiter feuerten, näherten sie sich langsam dem Lieferwagen. Das Fahrzeug wurde durch die zahlreichen Kugeln förmlich zersiebt. Wer immer dahinter gelauert hatte, er konnte unmöglich überlebt haben.

Vorsichtig umrundeten die beiden Mitglieder der Singh-Bruderschaft den zerstörten Wagen.

Und tatsächlich - auf der anderen Seite lag eine Leiche.

Aber es war nicht der Schütze, sondern ein Polizist, der am ganzen Körper getroffen worden war. Aber wo hielt sich Spiders Begleiter auf?

Von irgendwoher erklangen Kampfgeräusche. Ein Stöhnen, ein erstickter Schrei, Metall, das über den Asphalt schleifte.

Gemeinsam mit Siyed ließ er auch den zweiten Lieferwagen sowie ein brennendes Polizeiauto hinter sich – und erkannte schließlich den Ursprung der Geräusche. Karuna Sishwar, Amranis rechte Hand, kämpfte verbissen mit dem Mann, der vor wenigen Sekunden Mahesh Karjat erschossen hatte.

Immer wieder blitzte in ihrer linken Hand ihr Messer auf, das sie in den Leib des Mannes zu stoßen versuchte, während sie mit der rechten Hand die Mündung der Pistole ihres Gegners von ihrem eigenen Körper wegdrückte.

Siyed wollte bereits eingreifen, aber der Colonel hielt ihn zurück. Hier musste sich Karuna selbst beweisen.

Für einen Augenblick schien es, als würde sie die Oberhand behalten. Immer näher drückte sie die Spitze ihres Messers an den Hals des Mannes heran. Gleichzeitig aber gelang es ihm, Karunas Griff um seinen Waffenarm zu sprengen.

Plötzlich drückte der Lauf der Pistole gegen die Brust der Soldatin. Dem Colonel gelang noch ein Blick in die vor Schrecken erstarrten Augen seiner Assistentin, dann fiel ein einziger Schuss.

Wie in Zeitlupe kippte Karuna Sishwar zurück, während sich der Mann wieder aufrichtete. Es war sein Fehler, dass er nur Augen für die Frau hatte, die er gerade erschossen hatte. So bemerkte er nicht, was hinter seinem Rücken ge-

schah.

Prakash Amrani schoss erneut. Zwei Kugeln trafen den Mann in den Rücken. Lautlos stürzte er zu Boden.

Noch bevor sein Gegner auf dem Boden aufschlug, erkannte der Colonel, dass auch seine eigentliche Zielperson und damit die Erfüllung seines Plans zum Greifen nahe war ...

\*\*\*

Mein Zeigefinger hatte sich um den Abzug gelegt, und eigentlich hatte ich gedacht, dass mich nichts mehr von dem entscheidenden Schuss abbringen würde, aber dann geschah etwas, das mich irritierte.

War vor wenigen Sekunden noch Finnegans überhebliches Grinsen im Angesicht des nahen Todes aus seinem Gesicht gewichen, so kehrte es nun wieder zurück. Es schien, als würde er sich förmlich auf meine Kugel freuen.

Dass dem bei Weitem nicht so war, erfuhr ich nur einen Moment später, als ich den kalten Druck einer Waffenmündung an meinem Nacken spürte. Kurz darauf erklang eine raue Stimme. »Es ist mir eine Ehre, Sie töten zu dürfen, Mister Spider!«

## Jimmy Spider und die Spur des Schreckens

Es gibt immer wieder Momente im Leben, in denen man sich am liebsten in den eigenen Hintern beißen würde. Da ich nun aber leider nicht zu den Schlangenmenschen gehörte, musste ich damit vorlieb nehmen, mich insgeheim für meine Leichtsinnigkeit zu verfluchen. Ich hatte mich einfach zu sehr von meinen Gefühlen ablenken lassen, als ich in dieser schmalen Gasse auf Finnegan, der kurz zuvor Shatarupa Singh erschossen und auch am Mord an meinen Eltern einen nicht unerheblichen Anteil hatte, getroffen war. Da mir nun wahrscheinlich Mitglied der Singh-Bruderschaft den Lauf seiner Waffe in den Nacken presste, konnte ich davon ausgehen, dass meine vermeintliche Rückendeckung in Form des Ex-Legionärs Simon und des Polizisten Larry Bernhardt sich in die ewigen Jagdgründe verabschiedet hatte.

Nun, eine derart aussichtslose Lage war mir nicht neu, und bisher hatte ich all jene misslichen Situationen (offensichtlich, da ich ja daran zurückdenken konnte) überstanden.

Darauf schien Finnegan aber keine Rücksicht nehmen zu wollen. Verächtlich grinste er mich an. »Na, wie fühlt es sich an, dem Tod in die Augen zu blicken?«

»Bei der Vorstellung, dass der Tod einen derart schlechten Geschmack in Bezug auf seine Kleidung hat, wird mir schon recht mulmig«, presste ich hervor.

Die Gesichtszüge meines Gegenübers entgleisten von der einen Sekunde auf die nächste. »Dafür jage ich dir persönlich eine Kugel durch den Schädel.«

»Das werden Sie nicht!«, erklang hinter mir die Stimme

des mir noch immer unbekanntes Mannes, der mich mit seiner Waffe in Schach hielt. »Sie verschwinden!«

Finnegan blickte geschockt an mir vorbei. Offenbar war er es nicht gewohnt, derartige Befehle zu erhalten. »Was soll das werden, Colonel?«

»Ihre Aufgabe ist erfüllt. Was nun folgt, ist eine Sache zwischen Jimmy Spider und mir.«

»Aber ...«, wollte der Scharfschütze einwenden.

»Verschwinden Sie!«, unterbrach ihn der Mann. »Oder soll ich vielleicht nachhelfen?«

Damit war Finnegans Widerstand gebrochen. Zwar konnte ich an seinem Gesichtsausdruck ablesen, dass er alles andere als begeistert von dieser Entwicklung war, aber anscheinend wollte er es nicht riskieren, sich gegen meinen Hintermann zu stellen. Ganz davon abgesehen, dass er immer noch waffenlos war. Das änderte sich allerdings im nächsten Augenblick, als er seine Pistole wieder aufhob. Mit ihr in der Hand verließ er die Gasse. Ohne dass ich ihn daran hindern konnte, verschwand er an der gegenüberliegenden Ecke.

»Und nun zu uns, Mr. Spider – zunächst einmal sollten Sie Ihre Waffe fallen lassen.«

»Ist das ein Befehl oder ein guter Rat?«

Sofort wurde mir die Waffenmündung noch härter in den Nacken gepresst. »Werden Sie nicht frech.«

»Schon gut«, beschwichtigte ich und ließ die Desert Eagle fallen.

»Und jetzt werden Sie fünf Schritte nach vorne gehen, aber ganz langsam.«

»Natürlich, ich hab ja zurzeit auch nichts Besseres zu tun.«

Eine Antwort darauf verkniff sich mein Gegner offenbar.

Schweigend ging ich die fünf Schritte nach vorne. Was aber sollte die ganze Show? Sollte das eine standesrechtliche Erschießung werden? Oder würde er mich gleich mit ein paar Kugeln das Tanzbein schwingen lassen?

»Und nun – drehen Sie sich langsam um.«

Vorsichtig drehte ich mich herum – und blickte in ein Gesicht, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Wenig überraschend, immerhin war mir auch die Stimme völlig unbekannt. Aber irgendwoher schien der Mann mich zu kennen.

Mein Gegenüber trug die typische Uniform der Singh-Bruderschaft, dazu noch ein schwarz-rotes Barett auf dem Kopf. Von der Größe her überragte er mich um etwa einen halben Kopf, zudem machte er auf mich einen ziemlich durchtrainierten Eindruck. Obwohl einige Strähnen seines schwarzen Vollbarts bereits ergraut waren, war ich mir doch sicher, dass ich, sollte er es vielleicht auf einen Faustkampf ankommen lassen wollen, mit ziemlicher Sicherheit einpacken konnte. Aber das würde sicherlich nicht passieren.

Als er mit seiner rechten Hand hinter seinen Kopf griff, erkannte ich, dass an seinem Rücken zwei überkreuz liegende Schwerter befestigt waren. Während er eine der Klingen herauszog, wurde mir klar, dass es sich dabei nicht um ein Schwert, sondern um einen Talwar, einen traditionellen indischen Säbel, handelte. Der Griff der Waffe war reich verziert. Auf dem freien Markt wäre dieser Talwar sicherlich ein kleines Vermögen wert. Allerdings war mein Gegenüber bestimmt kein fahrender Antiquitätenhändler.

»Jimmy Spider!«, begann der Inder. »Du hast dich schwe-

rer Verbrechen gegen die Singh-Bruderschaft schuldig gemacht. Neben der Ermordung zahlreicher treuer Diener unserer Gemeinschaft hast du Daksha Singh, den einzigen Sohn des großen Meisters, getötet und Schande über seine Tochter Shatarupa gebracht. Das einzige Urteil dafür ist der Tod.«

»So etwas in der Richtung hatte ich mir schon gedacht«, gab ich zu, ohne darauf einzugehen, dass er mich aus unerfindlichen Gründen plötzlich mit einem freundschaftlichen ›Du‹ ansprach.

Auf dem Gesicht des Mannes erschien der Anflug eines Lächelns. »Da dies aber keine Hinrichtung ist, sondern meine eigene, private Rache werden soll, gebe ich dir eine kleine Chance. Ich, Colonel Prakash Amrani, habe vor vielen Jahren große Schuld auf mich geladen. Einst war ich der Anführer der Leibgarde des großen Daksha Singh. Doch ich habe versagt. Du, Jimmy Spider, hast meinen Meister in einem Zweikampf um Leben und Tod mit dieser Waffe, einem dem großen Rakasha geweihten Talwar, das Leben genommen. Nun ...«, er zog auch den zweiten Säbel hinter seinem Rücken hervor. »... werde ich *dich* mit dieser Waffe in einem Zweikampf töten.«

Daher also wehte der Wind. Ich erinnerte mich noch genau an den Kampf im Innenhof des Palastes jenes Daksha Singh, als ich fast von Vijay Brahma Singhs Sohn getötet worden wäre und erst im letzten Moment, als ich bereits zu Boden gegangen war, ihn mit einem alles entscheidenden Stoß ins Herz besiegt hatte. Wahrscheinlich hatte Singh den Tod seines Sohnes nie überwunden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass sich seine einzige Tochter in mich verliebt hatte.

Wer allerdings dieser Rakasha sein sollte, war mir nicht so ganz klar. Eigentlich hätte ich vermutet, dass, wenn die Talwars überhaupt jemandem geweiht waren, die Wahl auf Brahma gefallen wäre.

Plötzlich hielt der Colonel mir einen der Talwars, jenen in seiner rechten Hand, entgegen. »Da ich dich in einem Zweikampf töten will, übergebe ich dir hiermit diese Klinge. Möge sie dich in die schrecklichste aller Höllen führen.«

Mit einer geschmeidigen Bewegung warf er mir die Waffe zu, die ich mit der rechten Hand auffing. Nun konnte ich mich zumindest wehren. Zwar hatte mir mein leiblicher Vater, Sir Gerald Spider, vor mehr als fünf Jahren den Kampf mit diesen Säbeln beigebracht, aber wirklich wohl fühlte ich mich damit nicht, schließlich war mein letztes Training eben jener bedeutungsschwere Kampf gegen Daksha Singh gewesen.

»Und nun ...«, riss mich der Colonel mit lauter Stimme aus meinen Erinnerungen. »... wirst du sterben!« Blitzschnell erhob er den Talwar und lief schreiend auf mich zu ...

\*\*\*

War das Hauptquartier der Singh-Bruderschaft schon aus der Luft ein gewaltiger Anblick gewesen, so wurde dieser Eindruck vom Boden aus noch übertroffen. Riesige, teils mehrstöckige Konstruktionen, Hallen, endlose, ausladende Gänge, deren Wände metallisch glänzten und teils von monströsen Götterbildern geziert wurden. Uralte Schöpferwesen und modernste Technik waren hier eine teils schon bizarr anmutende Symbiose eingegangen.

»Die Technik dürfte aber nicht mehr auf dem aktuellen Stand sein, oder?«, versuchte Mister Colt seinen Begleiter, den Mönch Ramanuja, aus der Fassung zu bringen. Gemeinsam durchschritten sie nun schon seit fast einer halben Stunde die gewaltig anmutenden Gänge des schier endlos großen Gebäudes, das das Zentrum der Nebelinsel bildete.

Doch der Mönch blieb wie immer gelassen. »Die Technik war zu dem Zeitpunkt, als dies alles hier erbaut wurde, seiner Zeit weit voraus. Und auch jetzt noch würde ich sie als hochmodern bezeichnen, Commander.«

Der Angesprochene schwieg. Obwohl sich die Mitglieder der Singh-Bruderschaft, allen voran Ramanuja, ihm und seiner Crew gegenüber ausgesprochen freundlich verhielten, beschlich ihn doch immer mehr das Gefühl, nur noch ein lästiges Anhängsel zu sein. Und sobald sie die Besatzung der *Excelsior* als überflüssig erachten würden, würde es auch für Colt gefährlich werden, Absprachen hin oder her.

Für diesen Fall trug Colt ein Headset bei sich, das er allerdings ausgeschaltet hatte. Denn sollte Singh wirklich auf einen solchen Gedanken gekommen sein, sollte er sein blaues Wunder erleben ...

»Sie denken doch aber noch an unser Abkommen?«, fragte der Commander seinen Begleiter.

»Welchen Teil genau?«, stellte Ramanuja scheinbar unwissend eine Gegenfrage. In Wirklichkeit, da war sich Colt sicher, wusste der Mönch genau, auf was er anspielte.

»Dass Ihr Meister die Maschine erst aktiviert, wenn von uns aus grünes Licht kommt.«

Ramanuja zögerte für einen Moment. »Ja, natürlich. Keine Sorge, Mister *Colt*«, antwortete er schließlich mit gespielter

ter Arroganz.

Anscheinend hatte Colt damit einen wunden Punkt getroffen. »Er weiß gar nichts von dieser Absprache, oder?« Wenn das wirklich stimmte, hatte Colt ein noch größeres Problem, als er bisher vermutet hatte.

Bevor Ramanuja darauf antworten konnte, kam ihnen ein Soldat der Singh-Bruderschaft entgegen. Er verbeugte sich kurz vor Ramanuja. »Ich soll Sie beide zu unserem Meister in die Kommandozentrale bringen. Er möchte Ihnen etwas zeigen.«

Der Mönch nickte ihm zu und folgte dem Mann. Auch Colt machte sich auf den Weg zu Vijay Brahma Singh. Ingeheim ahnte er schon, *was* Singh ihnen zeigen wollte ...

\*\*\*

Geistesabwesend blickte Miss Derringer auf die Messwerte, die die Außensensoren des Flugschiffes an den Bordcomputer übermittelt hatten.

Wie sollte es weitergehen? War es nicht zu gefährlich, noch länger auf dieser Insel zu bleiben? Diese Fragen stellte sie sich immer wieder, aber eine Antwort darauf fand sie nicht. Zwar hatte sie von Colt den Befehl erhalten, ruhig zu bleiben und lediglich die Augen offen zu halten, aber die innere Unruhe konnte das nicht vertreiben.

Obwohl sie es niemals offen zugeben würde, wünschte sie sich, der Commander wäre jetzt in ihrer Nähe. Ganz nahe, in ihrem Quartier ...

Aber das blieb ein Wunschtraum. Und mehr noch, die blonde Frau hatte das Gefühl, dass sich Colt seit Singhs Befreiung immer weiter von ihr entfernt hatte, sowohl geistig

als auch körperlich. Allerdings wäre er nicht der erste Mann, der sie wie eine heiße Kartoffel fallen gelassen hätte. Die anderen hatten es jedoch bereits mit ihrem Leben bezahlt.

Ihre körperlichen Bedürfnisse waren aber jetzt zweitrangig, das war ihr klar.

Über einen Umstand war sie jedoch mehr als glücklich: Die Mitglieder der Singh-Bruderschaft hatten bis auf wenige Ausnahmen das Flugschiff verlassen. Lediglich Karun Sirgat und seine fünf Begleiter waren zurückgeblieben, allerdings befanden sie sich allesamt im Aufenthaltsraum. So konnte sie mit der verbliebenen Besatzung – Colt hatte sich mit Miss Beretta, Mister Gatling und Mister Sauer zum Hauptquartier der Insel begeben – unbeobachtet ihre eigenen Pläne ausführen.

»Mister Magnum?«, rief sie, während sich ihr Blick weiterhin in den wenig aussagekräftigen Messwerten verlor.

»Was kann ich für Sie tun, Ma'am?«, fragte der Mann, der noch immer sein Hawaiihemd trug, zurück.

Anscheinend glaubte der Kerl, dass jetzt, wo sein Commander nicht mehr an Bord war, er sich alles erlauben konnte. Um ihm das Gegenteil zu beweisen, zog Miss Derringer ein Messer mit langer Klinge aus einer Scheide am Gürtel hervor. »Wenn Sie mich noch einmal *Ma'am* nennen, mache ich Sie zu einer *Ma'am*.«

Das überhebliche Grinsen verschwand augenblicklich aus Mister Magnums Gesicht. »Schon gut, war ja nur ein Scherz.«

Miss Derringer übergang die beschwichtigenden Worte einfach. »Machen sie *Catcher II, III* und *IV* startklar.«

»Warum das denn?«, fragte der Navigator allen Ernstes.

»Weil Sie sich und ihrem kleinen Freund unterhalb der Gürtellinie damit einen großen Gefallen tun würden«, antwortete die junge Frau mit gespielter Freundlichkeit.

Der braunhaarige Mann musste kurz schlucken, bevor er nickte und einige Knöpfe drückte.

Einige Mitglieder der Besatzung konnten sich ein leises Kichern nicht verkneifen. Miss Derringer war es egal, ob sie den Mann mit ihren Worten gedemütigt hatte, die Hauptsache war, dass er jetzt ihre Autorität anerkannte – und ihren Plan in die Tat umsetzte.

Wenn sie schon auf dieser Insel bleiben sollte, dann wollte sie zumindest wissen, wie es auf eben jener aussah. Zwar hatte sie während des Überfluges schon einige Details zu Gesicht bekommen, aber ein paar fliegende Überwachungskameras würden sicherlich nicht schaden, um immer auf dem aktuellen Stand zu bleiben.

»*Catcher II, III und IV* sind bereit«, gab Mister Magnum zu verstehen.

»Dann starten Sie sie ...«

\*\*\*

Mit mörderischer Wucht traf mich der Talwar meines Gegners. Waffenlos wäre ich wahrscheinlich in zwei Hälften zerteilt worden, aber glücklicherweise hatte der Colonel mir eine seiner Klingen überlassen. Im letzten Moment riss ich den Säbel hoch und parierte den Schlag.

Der Inder hatte mich wohl schon mit einem Bein im Jenseits gesehen, so entsetzt starrte er mich an. Aber der Moment der Überraschung dauerte nur eine Sekunde.

Wieder zischte die Klinge auf mich zu, diesmal von links

nach rechts geführt. Instinktiv wich ich einen Meter zurück, sodass mich der Säbel verfehlte. Dafür ging ich nun selbst zum Angriff über.

Senkrecht von unten nach oben führte ich die Klinge. Und tatsächlich – mit der Spitze der Waffe erwischte ich den Colonel an der Schulter. Aber mehr als ein paar Textilschäden hatte ich damit nicht erreicht.

»War das schon alles, Jimmy Spider?«, schrie Amrani mir entgegen, während er erneut ausholte.

Wieder trafen sich unsere Klingen. Dem Druck, den mein Gegner mir dabei entgegensetzte, konnte ich nur mit großer Kraftanstrengung trotzen. Wieder musste ich ein wenig zurückweichen.

»Für Sie brauche ich wohl kaum alles zu geben«, versuchte ich ihn zu provozieren, was auch tatsächlich gelang. Der Colonel, angestachelt durch meine Worte, führte einen weiteren Hieb gegen mich.

Beinahe hätte seine Klinge meinen Schädel gespalten, doch im letzten Moment wich ich einfach zur Seite. Nur einen Augenblick später trat ich zu. Mein Fuß wühlte sich förmlich in den Magen meines Gegners, der keuchend zurückstolperte.

»Das ... das war unehrenhaft!«, presste er hervor, während er versuchte, wieder eine gerade Haltung einzunehmen.

»Ich habe nie behauptet, ehrenhaft zu kämpfen. Das hat Daksha übrigens auch nicht getan.«

In den Augen des Colonel blitzte der blanke Hass auf. Allerdings schien er gemerkt zu haben, dass er seinen Gegner nicht einfach mit ein paar Hieben niederstrecken konnte. Auch wenn ich im Kampf mit den Talwars aus der

Übung war, hatte ich doch noch ein paar Tricks auf Lager.

Das jeweilige Gegenüber fixierend belauerten wir uns. Keiner wollte einen Fehler machen. Als ich schon glaubte, wir wären reif fürs Wachsfigurenkabinett, griff der Colonel plötzlich wieder an.

Mehrmals täuschte er einen Schlag an, bis er wie aus dem Nichts seinen Talwar nach vorne stieß. Diesmal konnte ich nicht rechtzeitig zur Seite weichen. Die Spitze des Säbels glitt durch die Haut meines linken Arms wie durch die viel zitierte warme Butter und hinterließ eine hässliche Fleischwunde.

So schmerzhaft das auch war, ermöglichte mir dieser Umstand, selbst in die Offensive zu gehen. Während mein Gegner gerade wieder seinen Talwar zurückzog, stieß ich selbst zu.

Diesen Angriff konnte auch der Colonel nicht abwehren. Die Klinge bohrte sich in seine rechte Schulter. Kaum dass ich meinen Gegner getroffen hatte, zog ich den Säbel auch schon wieder zurück.

Aber der von mir befürchtete Gegenangriff blieb aus. Stattdessen nickte mir der Inder respektvoll zu. »Nicht schlecht, für einen Weißen.« Die blutige Wunde an seiner Schulter schien ihn weit weniger zu stören als die Tatsache, dass er überhaupt von mir getroffen worden war. »Aber ich muss dir sagen, mit deinem Glück ist es jetzt vorbei.«

Im nächsten Moment stürmte er wieder nach vorne, und diesmal versuchte er es mit aller Gewalt. Hieb auf Hieb prasselte auf mich ein, und ich hatte große Mühe, alle schadlos abzuwehren. Mein linker Arm brannte wie Feuer, aber das war nun das Geringste meiner Probleme.

Immer weiter drängte mich der Colonel in die Defensive.

Amrani führte einen Schlag nach dem anderen, bis es mich schließlich erwischte. Der Druck, den der Inder hinter seinen letzten Stoß gelegt hatte, war so stark, dass mir der Talwar aus der Hand geprellt wurde. Verzweifelt versuchte ich nach meiner Waffe zu greifen, doch bevor ich sie wieder zu fassen bekommen konnte, schlug Amrani zu.

Seine Faust traf mich an der Brust. Ich stolperte zurück, fiel über meine eigenen Beine und blieb auf dem Asphalt liegen.

Für einen Augenblick drehte sich alles vor mir, während es mir schwerfiel, Luft zu holen. Glücklicherweise legte sich das aber nach kurzer Zeit, was meine Lage jedoch nicht signifikant verbesserte. Zumindest lag der Talwar nur wenige Zentimeter neben meiner rechten Hand, aber ob ich ihn rechtzeitig erreichen würde, war eher fragwürdig.

Colonel Prakash Amrani baute sich riesenhaft vor mir auf. Im Angesicht seines Triumphes konnte er sich ein Lachen nicht verkneifen. »Da liegst du nun ...«, sagte er, nachdem sein Gelächter verstummt war. »Du warst ein würdiger Gegner, das muss ich zugeben. Aber nun ist dein Ende gekommen. Ich werde dich deiner gerechten Strafe zuführen.«

Er drehte seinen Säbel herum, sodass die Spitze der Klinge direkt auf mich wies, und legte beide Hände um den Griff. »Eigentlich ist es schade, dass du den größten Triumph des großen Meisters nicht mitbekommen wirst.«

»Was ... soll das heißen?«, presste ich hervor, um einiges gequälter, als ich mich in Wahrheit fühlte. Vielleicht konnte ich den Colonel ja noch ein wenig zu sehr in Sicherheit wiegen.

»Nun, da du so oder so sterben wirst, kann ich es dir ja

erzählen: In ziemlich genau vierundzwanzig Stunden wird der große Vijay Brahma Singh die Maschine aktivieren können, mit der er eine neue Zeitrechnung einleiten wird. Ich werde ein Teil dieser neuen Zeitrechnung sein. Doch du, du wirst für deine Frevel bis in alle Ewigkeit in den finsternen Höllen schmoren!«

Noch einmal schrie der Colonel auf. Dann hob er sein Talwar an, zielte auf meine Brust und stieß mit aller Kraft zu ...

\*\*\*

Singhs Kommandozentrale war ebenso ausladend gestaltet wie der Rest seines Hauptquartiers. Zahlreiche Monitore, Computerterminals und Sitzplätze säumten den Raum. Erleuchtet wurde die Zentrale durch mehrere in die Decke integrierte Leuchtstoffröhren, die ein kalt wirkendes Licht abstrahlten.

Vijay Brahma Singh stand in der Mitte des Raumes und hatte seine Arme ausgebreitet, als wollte er einen guten Freund empfangen. Neben ihrem Meister hielten sich noch zehn weitere Mitglieder der Singh-Bruderschaft in der Kommandozentrale auf. Zwei flankierten den riesenhaften Inder, während die restlichen an verschiedenen Konsolen saßen. Miss Beretta, Mister Gatling und Mister Sauer hielten sich etwas im Hintergrund und hatten sich an einer der metallischen Wände aufgebaut.

»Es freut mich, Sie im Herzstück meiner Insel begrüßen zu dürfen«, begann Singh. Die geradezu überhebliche Freude darüber, endlich wieder in seinem Machtzentrum walten zu dürfen, war aus jedem seiner Worte herauszuhören.

»Von hier aus können wir nicht nur die gesamte Insel überwachen und kontrollieren, sondern auch *Kalis drittes Auge* steuern.« Seinem letzten Satz ließ er ein kurzes Lachen folgen. »Eigentlich müsste ich für den Frevel, Kali mit diesen Worten zu entweihen, sofort vom Blitz getroffen werden. Aber wie Sie wissen, befinde ich mich unter dem Schutz des großen Brahma.«

*Und ich habe genau gesehen, wie treu du deinem heiß geliebten Brahma bist*, dachte sich Colt, sprach es aber nicht aus, um Singh nicht unnötig zu provozieren. »Ich nehme an, *Kalis drittes Auge* ist Ihre Überschwemmungs-Maschine, oder?«, fragte er stattdessen.

»Was für ein belangloser Ausdruck für dieses Wunderwerk der Technik«, antwortete Singh mit gespielter Verachtung. »Dabei bedeutet es so viel mehr. Das Ende der uns bekannten, verkommenen Welt und der Beginn eines neuen Zeitalters, das ich einleiten werde. Ein Knopfdruck genügt, dann wird *Kalis drittes Auge* ein gewaltiges Seebeben erzeugen, welches eine riesige Flutwelle zur Folge haben und den halben asiatischen Kontinent unter sich begraben wird. Für den Rest der Welt werde ich mir noch etwas Besonderes ausdenken, doch das ist vorerst nur Zukunftsmusik. Aber in etwa zweiundzwanzig Stunden wird diese Zukunft zur Gegenwart werden.« Singh streckte Colt seine Arme entgegen. »Nun, was halten Sie von dieser Vorstellung, Commander?«

Colt spürte, dass er sich in einer Zwickmühle befand. Einerseits wollte er Singh nicht vor den Kopf stoßen und damit einen Bruch des recht wackelig erscheinenden Bündnisses zwischen den Hintermännern des Commanders und der Singh-Bruderschaft provozieren, andererseits aber wür-

de die Aktivierung der Maschine die Pläne von Colts Vorgesetzten zerstören, und das konnte er auf keinen Fall zulassen. Es war eine klare Absprache mit Ramanuja getroffen worden, dass Singh seine Maschine erst aktivieren würde, wenn es dafür einen ausdrücklichen Befehl gab. Und nun war Ramanuja in der Pflicht, seine Versprechen auch einzulösen.

»Ich denke, damit sollten Sie noch etwas warten«, antwortete er schließlich.

Für einige Augenblicke blickte Singh den Commander verdutzt, beinahe schon erschrocken an. »Wie bitte?«, fragte der Inder mit grollender Stimme.

Als Colt es schon nicht mehr für möglich gehalten hatte, schritt Ramanuja doch noch ein. »Vielleicht wäre es klug, Meister, wenn wir uns für einige Zeit unter vier Augen unterhalten würden. Es gibt da nämlich eine ... *Angelegenheit*, über die ich Euch dringend in Kenntnis setzen sollte.« Bei seinen Worten schien sich der Mönch regelrecht zu winden, als ob er in jedem Moment das Allerschlimmste befürchtete.

Vijay Brahma Singh schien über diese Entwicklung etwas verwirrt zu sein, willigte aber trotzdem ein. »Also gut, du sollst deine Unterhaltung bekommen, Ramanuja.« Er schrie seinen Männern etwas auf Indisch zu, woraufhin sich die Soldaten wortlos in Bewegung setzten und den Raum verließen. Mister Colt folgte ihnen nach einigen Sekunden, konnte sich dabei aber den Anflug eines Lächelns nicht verkneifen.

Der Commander war gespannt, ob der Mönch nach dieser Unterhaltung ihm immer noch so arrogant wie bisher entgegen treten würde ...

\*\*\*

Auf dem Hauptbildschirm der *Excelsior* erschienen die ersten Bilder der drei Sonden. Jeweils ein Crewmitglied war für die Steuerung von *Catcher II*, *III* und *IV* zuständig, allerdings stets unter der Führungsgewalt von Miss Derringer.

Die Aufnahmen waren schier beeindruckend. Während *Catcher II* auf die beiden Berge, die die Bucht der Insel säumten, zuhielt und dabei erneut die Gigantismen des Hauptquartiers der Singh-Bruderschaft in Bildern fasste, waren die anderen beiden Sonden zu den anderen Seiten der Insel unterwegs. Doch statt weiterer Gebäude, Wachtürme oder Ähnlichem erschienen nur einige Hügel, Nebel und Wald so weit das Auge reichte.

Als Miss Derringer deren Suchflüge schon abbrechen wollte, erschien im Bildausschnitt von *Catcher III* doch noch etwas Interessantes. Umgeben von scheinbar undurchdringlichen Nebelschwaden erhob sich ein riesiger Berg in den Himmel über der Insel. Von der Spitze der Erhebung war dank der weißlich-grauen Suppe nichts zu erkennen, aber Miss Derringer ahnte schon, dass der Gipfel ziemlich hoch lag.

»Mister Luger, verringern sie die Geschwindigkeit und halten Sie auf den Berg zu«, gab die blondhaarige Frau ihre Befehle an einen grauhaarigen, an einen netten Großvater erinnernden Mann, der *Catcher III* steuerte. Hinter der netten Fassade versteckte sich allerdings ein erfahrener Söldner, der vor allem im Jugoslawien-Krieg für Angst und Schrecken gesorgt hatte.

»Aye, Miss Derringer«, antwortete er mit ruhiger Stim-

me.

In gemächlichem Tempo drang die Sonde in den Nebel ein.

Inzwischen kümmerte sich Miss Derringer um den von Mister Magnum gesteuerten *Catcher II*, der mittlerweile den Durchgang zwischen den beiden Berghängen fast erreicht hatte. Von dem Wachturm, der an der Außenseite der Felsen lag, war allerdings noch nichts zu erkennen. Dafür erschien auf dem Bildschirm erneut die schier undurchdringliche Nebelwand, die die Insel wie einen Schutzmantel umgab.

»Miss Derringer?«, meldete sich der Navigator der Sonde zu Wort.

»Was ist?«

»Ich ... habe hier äußerst seltsame Werte von *Catcher II* übermittelt bekommen. Es scheint, als würde sich in der Nähe ein äußerst starkes Energiefeld befinden.«

Wie um seine Worte zu untermauern, zuckten plötzlich zwischen den beiden Felshängen gelbliche Lichtblitze umher. Langsam aber sicher ergab sich ein Muster – ein riesiges, gelb leuchtendes Netz. Wie ein gewaltiges Hologramm schwebte es zwischen den beiden Hängen und der Wasseroberfläche.

»Sofort abdrehen!«, schrie Miss Derringer, denn die Sonde hielt genau auf das Energiegitter zu. Aber es war bereits zu spät – für einen Augenblick war noch ein Blitz zu sehen, der auf den Bildausschnitt von *Catcher II* zuraste, dann wurde der Bildschirm schwarz. Die Sonde war verloren.

»Verdammt, was war das?«, fragte Mister Magnum entgeistert und mehr an sich selbst gerichtet.

»Noch eine böse Überraschung der Singh-Bruderschaft«,

antwortete Miss Derringer. Dabei dachte sie noch einen Schritt weiter: Was, wenn die ganze Insel von diesem Gitter umspannt war? Würde die *Excelsior* im Notfall die Insel überhaupt verlassen können?

Ein Ruf von Mister Luger riss die Frau aus ihren düsteren Gedankengängen. »Was zur Hölle ist denn das?«

Miss Derringer blickte auf den Bildausschnitt von *Catcher III* und erkannte dabei etwas, das sie schon beim Anflug zur Insel zu sehen geglaubt hatte: Große, durch den Nebel huschende Schatten und rötlich leuchtende Punkte, die sie durch die grauen Schwaden zu beobachten schienen.

Wenige Sekunden später lichtete sich der Nebel, und was dort vor *Catcher III* erschien, ließ selbst Miss Derringer einen kalten Schauer über den Rücken rinnen ...

\*\*\*

Unerbittlich raste die Klinge des Talwar auf mich zu – und traf mit voller Wucht den Asphalt der Straße. Im letzten Moment hatte ich mich auf die rechte Seite geworfen und war so dem tödlichen Stich entgangen.

Sofort griff ich nach dem Talwar, sprang wieder auf, wirbelte herum und schlug meinerseits zu. Colonel Amrani, der es offenbar nicht glauben konnte, dass sein Säbel mich verfehlt hatte, wurde von meiner Aktion völlig überrascht.

Die Klinge meiner Waffe drang durch die Uniform und schnitt in die Haut des Mannes. Blut spritzte aus der tiefen, mehr als zehn Zentimeter langen Wunde oberhalb der Brust, während der Colonel schmerzerfüllt aufschrie und getroffen zurückwankte.

»Es ist vorbei!«, schrie ich meinem Gegner zu, den Tal-

war weiterhin erhoben.

Der Inder, der inzwischen mit der gegenüberliegenden Hauswand eine Stütze gefunden hatte, schüttelte unwillig den Kopf. »Es ist nie vorbei«, presste er hervor, während immer mehr Blut aus der Wunde über seine Uniform strömte. »Nicht für mich, aber dein Weg endet hier, Jimmy Spider. Du ... du wirst den Anbeginn eines neuen Zeitalters nicht mehr miterleben. Du – stirbst!«

Noch während er das letzte Wort herausbrüllte, riss er erneut seinen Säbel hoch und stürzte sich auf mich – und damit direkt in meine Klinge, die ich ihm intuitiv entgegen gehalten hatte. Die Spitze des Säbels traf den Colonel in Höhe des Herzens und bohrte sich tief in seinen Körper.

Für einige Sekunden stierte mich der Inder noch ungläubig an, dann brach sein Blick. Mit dem Talwar in seiner Brust kippte er tot zu Boden.

Wie aus weiter Entfernung erklangen plötzlich Schüsse.

Für mich blieb kaum ein Moment zum Durchatmen. Noch bevor ich mich auf die Suche nach meiner Desert Eagle machen konnte, stürmten bewaffnete Männer in die Gasse. Für einen Augenblick dachte ich, dass mich die Singh-Anhänger doch noch erwischt hatten, aber dann erkannte ich, dass es sich um Mitglieder eines Spezialeinsatzkommandos der Polizei handelte.

»Sind sie Jimmy Spider?«, brüllte mir einer der Männer entgegen.

»Höchstpersönlich.«

Die bewaffneten Männer senkten ihre Sturmgewehre. »Albert Scarfe hat uns eine Beschreibung von Ihnen gegeben«, antwortete der mir am nächsten stehende Bewaffnete, ein dunkelhäutiger, etwa dreißig Jahre alter Mann mit ei-

nem kurz geschnittenen Vollbart. Wahrscheinlich handelte es sich bei ihm um den Einsatzleiter.

»Wie ist die Lage?«, fragte ich ihn, ohne viel über die gerade erlebten Geschehnisse nachzudenken.

»Alle Terroristen sind ausgeschaltet. Aufseiten der Polizei gab es sieben Tote und mehrere Verletzte, dazu kommt noch ein Mitglied ihrer Organisation.«

»Simon?«

»Er liegt auf der Straße, nur wenige Meter von hier. Es tut mir leid.«

Ohne mich lange um seine Beileidsbekundungen zu kümmern, verließ ich die Gasse, sammelte unterwegs noch meine Desert Eagle auf und lief dorthin, wo ich die Leiche des Franzosen vermutete. Und tatsächlich, mitten auf der Straße lag der Ex-Legionär auf dem Bauch und rührte sich nicht. In seiner Jacke erkannte ich zwei Einschusslöcher.

Irgendwie war mir der Franzose durch die letzten Ereignisse doch recht sympathisch geworden. Umso schlimmer, dass ich jetzt vor seiner Leiche stand.

Als ich allerdings näher an den Körper herantrat, erklang plötzlich ein Stöhnen. Mir war sofort klar, dass es nur von Simon stammen konnte. Ich beugte mich zu ihm hinunter und versuchte ihn anzusprechen. »Hey Simon, alles klar bei Ihnen?«

»Das war es, bis ich Ihre Stimme gehört habe«, presste er hervor.

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. Weniger über den lauwarmen Witz als vielmehr über die Tatsache, dass der Franzose noch lebte.

»Ich wusste bisher noch gar nicht, dass der Ausdruck *Legionär* davon abgeleitet wird, dass die Namensträger gerne

irgendwo herumliegen«, sagte ich zu ihm.

»Urkomisch. Aber jetzt helfen Sie mir endlich hoch.«

Ich griff dem Franzosen unter die Arme, während er mit eigener Kraft versuchte, auf die Beine zu kommen. Kaum dass er endlich gerade stand, begann er schon wieder zu schwanken. »Ganz schlechte Idee«, gab er stöhnend zu und setzte sich stattdessen wieder auf den Asphalt.

Ich winkte einen der zahlreichen Sanitäter herbei.

»Eines wüsste ich aber doch gern«, sagte ich, wieder zu Simon gewandt. »Wie konnten Sie zwei Kugeln in den Rücken einfach so überleben?«

Der Franzose versuchte zu lachen, aber mehr als ein Husten brachte er nicht hervor. »Da gibt es so eine neuartige Erfindung. Sie nennt sich ›kugelsichere Weste‹. Sollten Sie mal ausprobieren.«

Endlich hatte uns der Sanitäter erreicht und kümmerte sich um Albert Scarfes Leibwächter.

So konnte ich mir ein paar Gedanken über die neue Lage machen. Mit dem Tod von Colonel Prakash Amrani und seiner Schwadron war die Gefahr noch lange nicht gebannt. Im Gegenteil, noch immer schwebte Vijay Brahma Singh wie ein Schreckgespenst im Hintergrund und mit ihm seine Tsunami-Maschine, von der ich allerdings bisher gedacht hatte, sie sei nur eine Legende. Nur sie konnte der Colonel gemeint haben. Und wenn ich, die TCA oder wer auch immer sie nicht innerhalb der nächsten 24 Stunden unschädlich machen würde, wäre das, was ich bisher erlebt hatte, nur ein Zuckerschlecken im Vergleich zu dem, was der gesamten Menschheit drohte ...

\*\*\*

Wie gebannt starrte die Besatzung auf das, was der Nebel, der den Berg wie ein dichter Schutzmantel umgeben hatte, versteckt gehalten hatte – Vögel. Und nicht irgendwelche Vögel, sie schienen den schlimmsten Untiefen der Hölle entstiegen zu sein. Urzeitliche Wesen ohne Federn, dafür aber mit einer schwarzen, lederartigen, beinahe verbrannt wirkenden Haut, gewaltigen Schwingen und langen, messerartigen Schnäbeln. Die Augen dieser monströsen Wesen, die fast drei Meter groß und mit ausgebreiteten Schwingen mindestens doppelt so breit sein mussten, leuchteten in einem tiefdunklen Rot.

Es mussten Hunderte dieser Kreaturen sein, die durch die Lüfte glitten und teils an den Berghängen und Klippen saßen. Immer wieder kamen neue Vogelmonster hinzu. Sie flogen aus einer riesigen Höhle hervor, die wie ein gewaltiger, dunkler Schlund tief in den Berg hinein reichte.

Zunächst schien es, als würden sich die schwarzen Wesen nicht für die Sonde interessieren. Dann aber schoss plötzlich eines der umhersegelnden Tiere direkt auf den Kameraausschnitt zu – und das Bild wurde schwarz. Auch *Catcher III* war verloren.

»Ach du Scheiße«, entfuhr es Mister Magnum. »Was hält dieser Singh eigentlich noch alles auf dieser verfluchten Insel versteckt?«

»Frag das lieber nicht zu laut, Magnum«, rief ihm Mister Glock zu, der sich selbst noch immer um *Catcher IV* kümmerte. Der fast schon magersüchtig wirkende dunkelhaarige Mann schien mit dem Navigator befreundet zu sein.

Die letzte verbliebene Sonde flog weiterhin über den urweltartigen Dschungel der Insel hinweg, von weiteren Gebäuden, merkwürdigen Kreaturen und ähnlichen Überras-

schungen war weit und breit nichts zu sehen. Bis zu dem Zeitpunkt, als plötzlich ein Schatten durch das Bild huschte.

Miss Derringer verkniff sich eine Bemerkung bezüglich böser Omen. Allerdings ahnte sie schon, was nun folgte – auch die dritte Sonde würde zerstört werden.

Und tatsächlich, nur wenige Sekunden später legte sich ein gewaltiger Schatten über das Objektiv der Kamera, dann war das Bild verschwunden.

Die blonde Killerin ahnte, dass die Reaktionen der Vögel kein gutes Zeichen für ihre weitere Mission waren. Innerlich war sie sich sicher, dass diese Kreaturen von niemand anderem als Vijay Brahma Singh kontrolliert wurden – oder aber seinem rothäutigen Götzen Rakasha.

»Und was nun?«, fragte Mister Magnum in die Runde.

Miss Derringer wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als sich die Situation radikal veränderte. Die Tür zur Kommandobrücke wurde von außen geöffnet, und plötzlich stürmten sechs schwer bewaffnete Soldaten der Singh-Bruderschaft mit ihren Gewehren im Anschlag herein.

An ihrer Spitze befand sich Lieutenant Karun Sirgat, über dessen Gesicht sich ein triumphales Grinsen gelegt hatte. »Keine Bewegung!«, schrie er. »Hiermit übernehmen wir im Namen des großen Vijay Brahma Singh das Kommando über dieses Schiff. Jeder Widerstand wird mit dem Tod bestraft.«

Nun war es also heraus. Miss Derringer hatte schon gehaut, dass es irgendwann zu einer direkten Konfrontation mit Singhs Dienern kommen würde. Aber kampflös würde sie sich mit Sicherheit nicht ergeben ...

\*\*\*

Nachdem Mister Colt, Miss Beretta, Mister Gatling und Mister Sauer mit den Soldaten der Singh-Bruderschaft das Kommandozentrum verlassen hatten, waren sie in eine größere Halle gegangen, in der sich neben mehreren gepanzerten Fahrzeugen auch ein Waffenlager befand. Am wichtigsten war es für den Commander aber, von hier aus die Tür zur Zentrale im Auge behalten zu können. Denn was auch immer Ramanuja und Vijay Brahma Singh dort miteinander besprachen, es würde für den weiteren Verlauf seiner Mission von eminenter Bedeutung sein.

»Was, denken Sie, wird bei ihrem Gespräch herauskommen?«, fragte Mister Sauer etwas, über das sich Colt schon selbst Gedanken gemacht hatte.

»Ich kann nur sagen, was ich hoffe«, antwortete der Commander dem blondhaarigen Mann. »Nämlich, dass Singh zur Vernunft kommt und sich an unsere Vereinbarungen hält. Allerdings sollten wir uns auch auf das Gegenteil gefasst machen.«

Nach diesen Worten schwieg Mister Sauer, und auch Miss Beretta und Mister Gatling gaben keinen Ton mehr von sich. Stattdessen herrschte angespanntes Schweigen, während jeder seinen eigenen Gedanken nachhing.

Sehr genau behielt Colt seine Umgebung im Auge. Auch vier Mitglieder der Singh-Bruderschaft hielten sich in der Halle auf. Einer von ihnen, ein groß gewachsener, bärtiger Inder, hielt ein Funkgerät an sein linkes Ohr und sprach auch etwas auf Indisch hinein.

»Können Sie verstehen, was er sagt?«, flüsterte Colt Mister Sauer zu.

»Nicht alles, dafür spricht er zu leise. Aber irgendetwas in Richtung ›*Ich werde mich darum kümmern*‹, wenn ich mich nicht täusche.«

»Dann rate ich Ihnen, ganz genau auf unsere indischen Freunde zu achten.«

Innerlich ahnte Colt schon, dass er einen Fehler begangen hatte. Statt auf den General zu hören und Ramanuja an die Vereinbarung zu erinnern, hätte er besser seinen Gefühlen vertrauen sollen. Mit einer Sabotageaktion oder der Ermordung ihres angeblichen Verbündeten Singh hätte er zwar diese Aktion zum Scheitern gebracht, aber die Gesamtmision nicht gefährdet. Nun aber bestand die Möglichkeit, dass Singh seine Maschine aktivieren würde, ohne dass er oder irgendjemand anderes etwas dagegen tun konnte.

Ein Geräusch, auf das Colt schon lange gewartet hatte, riss den Commander aus seinen Gedankengängen. Die Tür zur Kommandozentrale öffnete sich. Kurz darauf traten Vijay Brahma Singh und Ramanuja hinaus. Der Mönch wirkte alles andere als glücklich, im Gegenteil, er schien in den letzten Minuten um einige Zentimeter geschrumpft zu sein.

Mit einer leichten Kopfbewegung nickte Singh seinem Soldaten, der soeben noch durch das Funkgerät gesprochen hatte, zu. Der Inder nickte zurück, und beinahe gleichzeitig rissen die vier Soldaten der Singh-Bruderschaft ihre Sturmgewehre hoch, zielten auf Colt und seine Begleiter und drückten unerbittlich ab ...

\*\*\*

Die letzten Ereignisse in Manchester und Sibirien hatten hohe Wellen geschlagen, wobei die toten Polizisten und -

so musste ich es leider zugeben, auch wenn es mir schwerfiel – Shatarupa Singh noch das geringste Problem waren (ganz abgesehen von Simon, der trotz seiner kugelsicheren Weste vorerst im Krankenhaus gelandet war). Stattdessen war selbst der innerste Zirkel der TCA in höchste Alarmbereitschaft versetzt worden.

Wie mir Albert Scarfe in einem weiteren Telefonat mitgeteilt hatte, war sogar mein leiblicher Vater (der sich eigentlich im mehr oder weniger wohlverdienten Ruhestand befand) höchstpersönlich nach Indien geflogen, um das dortige Militär im Kampf gegen Vijay Brahma Singh zu unterstützen. Dabei plante er wohl, sich mit ein paar Kriegsschiffen auf die Suche nach Singhs Nebelinsel zu machen. Wie er jetzt plötzlich, nachdem alle Geheimdienste jahrelang vergeblich nach diesem Eiland gesucht hatten, dieses finden wollte, hatte er allerdings für sich behalten.

Auch wenn es mir schwerfiel, wollte ich ihm dabei unter die Arme greifen. Ich hatte Scarfe davon berichtet, was mir Shatarupa über die Amulette erzählt hatte, die den Weg zu jener ominösen Insel ermöglichen sollten. Daraufhin hatte der ehemalige Partner meines Vaters einen Privatjet der TCA am Flughafen von Manchester für mich bereit machen lassen – in dem ich nun saß und die Wolken über dem asiatischen Kontinent von oben betrachtete.

Allein bei der Vorstellung, dass dieses riesige Areal in mittlerweile knapp 16 Stunden von einer gewaltigen Fischsuppe überschwemmt werden sollte, wurde mir ganz anders. Aber viel mehr als diese Gedanken blieben mir nicht, um mir die Zeit zu vertreiben, da der Pilot es in der Eile versäumt hatte, für ausreichend Lesestoff an Bord zu sorgen – abgesehen von einigen Magazinen, deren Hauptin-

halt recht freizügig bekleidete junge Damen bildeten. Womit auch die Frage beantwortet wäre, was der oder die Piloten hier in ihrer Freizeit *trieben*.

Nun, das konnte mir im Moment egal sein. In etwa zehn Minuten würden wir auf dem Flughafen von Neu-Dehli, dem *Indira Gandhi International Airport*, eintreffen. Dort sollte mich ein Mitarbeiter der dortigen TCA-Außenstelle erwarten. Leider musste ich in dieser Angelegenheit auf Tanja Berner und Dave Logger verzichten, die kurzfristig wegen eines Falles nach Norwegen gesandt worden waren. Wobei es mir bei der Schweizerin jedoch nicht ganz unrecht war, wenn ich da nur an meine Gefühle für Shatarupa Singh dachte.

Langsam setzte der Jet zum Sinkflug an. Aus dieser Höhe erschien die Stadt Delhi noch gewaltiger als vom Boden her betrachtet.

»Wir setzen langsam zur Landung an«, gab mir der Pilot vom Cockpit aus zu verstehen. Als hätte ich es nicht selbst bemerkt ...

Nach einigen Kurven war es endlich soweit – die Reifen des Kleinflugzeugs setzten auf dem Belag des Flughafens auf. Doch statt zu den normalen Touristen-Ausstiegen rollte der Jet auf einen Bereich zu, der nur der Polizei, dem Militär und dem Geheimdienst vorbehalten war. Dort befand sich auch ein recht unscheinbarer, mehrstöckiger Betonbau, vor dem der Jet schließlich zum Stehen kam.

Ich erhob mich nur langsam, um den Verband an meinem linken Arm nicht aufplatzen zu lassen. Mit ihm und dem Pflaster an meinem Ohr fühlte ich mich zwar wie eine wandelnde Mumie, aber das war im Moment nicht zu ändern. Ich bedankte mich kurz bei dem Piloten und verließ

schließlich die Maschine.

Natürlich hatte ich auch bei dieser Reise nicht auf meinen Einsatzkoffer verzichtet, in dem sich alles befand, auf das man bei einem Ausflug in eine indische Großstadt nicht verzichten sollte: Wodka, ein Mini-Flammenwerfer, Ersatzmunition, ein paar Handgranaten und eine Badehose. Letztere für den Fall, dass die Suche nach der Nebelinsel zu einem feucht-fröhlichen Erlebnis werden sollte.

Kurz, nachdem ich die Gangway des Jets hinter mir gelassen hatte, kam mir auch schon mein Empfangskomitee in Form eines einzelnen Inders entgegen. Der noch recht junge Mann – er mochte etwa Ende zwanzig sein – trug ein dunkelbraunes Hemd, eine kurze, schwarze Hose und weiße Turnschuhe. Freudig lächelte er mir zu und begrüßte mich mit einem festen Händedruck. »Hi, Sie müssen Jimmy Spider sein.«

»In Originalgröße.«

»Freut mich, dass Sie die Reise gut überstanden haben. Meine Name ist übrigens Ramesh Pukkat, Mr. Spider.«

»Nennen Sie mich ruhig Jimmy. Für Förmlichkeiten haben wir sowieso keine Zeit.«

Rameshs Lächeln verblasste etwas. »Ich habe es schon gehört – naja, zumindest ansatzweise. Ich bin ja nur ein kleiner Fisch in einem großen Teich.«

Wenn er wüsste, wie groß dieser Teich bald noch werden könnte ...

»Ich erkläre dir gerne alles, aber lass uns erst mal losfahren«, gab ich Ramesh zu verstehen.

»Alles klar.«

Wir stiegen in einen nicht mehr ganz tau- und rostfrischen Opel Astra, der in der Nähe des Betonbaus abgestellt

war, und stürzten uns in den schier undurchdringlichen Berufsverkehr Neu-Delhis.

Während wir an uralt wirkenden Wohnhäusern aus der Kolonialzeit und äußerst modern erscheinenden Geschäfts- und Bürogebäuden vorbeifuhren, die in dieser Umgebung von einem anderen Stern zu stammen schienen, klärte ich meinen Fahrer über all die Zusammenhänge auf, die für ihn bisher im Dunkeln gelegen hatten.

Von Minute zu Minute schien er dabei merklich blasser zu werden. Offensichtlich hatte man ihm wirklich nur einen kleinen Teil der Wahrheit erzählt.

»Bei Shiva ...«, flüsterte er. »Sind wir überhaupt noch zu retten?«

Ich konnte mir ein schiefes Grinsen nicht verkneifen. »Dafür bin ich doch hier.«

Ramesh nickte. »Natürlich. Und was deinen Besuch angeht, habe ich schon gewisse Vorkehrungen getroffen. Wie du dir denken kannst, gibt es in einer so großen Stadt wie Delhi mehr als einen Mönchsorden, der dem großen Brahma dient. Allerdings hat die TCA bis vor fünf Jahren eine Gruppe besonders unter Beobachtung gehalten. Ich erspare dir lieber ihren wahren Namen, der übersetzt etwas in Richtung ›Zu Ehren Brahmas des Allmächtigen‹ und so weiter bedeutet. Nach der Verhaftung von Vijay Brahma Singh hat man allerdings auf weitere Observierungen verzichtet. Jedenfalls befindet sich deren Tempel noch immer in einem alten Viertel von South Delhi.«

»Zu dem wir jetzt wohl hinfahren, oder?«

»Genau.« Ramesh Pukkat fand sein Lächeln wieder. »Wo wir gerade so tief im Verkehr stecken ... es ist mir etwas peinlich, aber da liegt mir eine Frage auf dem Herzen. Dein

Vater hat doch Singh damals verhaftet.«

Ich verdrehte die Augen. Genau dieses Thema hatte ich vermeiden wollen, aber anscheinend war der Fanclub von Sir Gerald Spider doch größer als ich befürchtet hatte. »Ja«, antwortete ich äußerst knapp.

»Naja, ich hab mich nämlich schon immer gefragt, was wohl der Trick war, mit dem dein Vater Singh damals in die Falle gelockt hat.«

»Glaub mir, das *willst* du gar nicht wissen. Aber vielleicht erzähle ich es dir irgendwann trotzdem.«

Danach versiegte unser Gespräch, und ich konzentrierte mich wieder auf den eher behäbig fließenden Verkehr. Das Neubaugebiet mit den zahlreichen Wolkenkratzern und Geschäftsgebäuden hatten wir längst hinter uns gelassen. Nun zeigte Delhi sein altes, wahres Gesicht. Zahlreiche Wohnhäuser, dicht an dicht gedrängt, unterbrochen von einigen Marktplätzen und unzähligen kleineren und größeren Tempeln und Gebetshäusern säumten das Straßenbild.

Auch die Menschen erinnerten hier weniger an wohlhabende Geschäftsmänner, wie man sich die modernen Inder weithin vorstellte. Stattdessen fuhren wir an mal mehr, mal weniger sauber gekleideten Arbeitern, Handwerkern und Verkäufern vorbei. Einer machte sogar Anstalten, den Fisch, den er gerade unbedingt an den Mann bringen wollte, zu mir ins Auto zu werfen. Glücklicherweise hatte ich das Fenster rechtzeitig wieder hochgekurbelt, sodass der schon recht alt wirkende Meeresbewohner lediglich gegen die Seitenscheibe klatschte und daran herunterrutschte. Nun ja, wenn ich nicht gerade gegen mörderische Singh-Soldaten kämpfte, wurde ich eben mit Fisch beworfen. So ist das Leben ...

Irgendwo in diesem Viertel musste auch jener Tempel liegen, in dem die Mönche die Brahma-Amulette für die Singh-Bruderschaft aufbewahrten.

Langsam lichtete sich der Verkehr, und auch die Zahl der Fußgänger wurde immer geringer.

»Wir sind fast da«, kündigte Ramesh Pukkat an.

Die Straße, mehr eine holprige Piste, endete vor uns in einer Sackgasse. Hohe Wohnhäuser und Steinbauten mit abgeblätterter und von Pflanzen bewachsener Fassade waren das Straßenbild, das uns empfing. Eine trostlose Gegend, in der sich die doch noch immer stark verwurzelte Armut des Landes widerspiegelte. Und hier sollte sich ein Tempel des großen Brahma, dem vielleicht wichtigsten Gott des Hinduismus, befinden?

Beide stiegen wir fast gleichzeitig aus. Erst jetzt merkte ich, dass die Straße absolut menschenleer war. Kein Passant, kein Bewohner zeigte sich, selbst an den Fenstern – so sie denn vorhanden waren – war niemand zu sehen. Nicht ein einziges Auto fuhr hier entlang, auch von Straßenhunden war nichts zu sehen. Selbst Vögel ließen sich nicht blicken. Das Viertel wirkte irgendwie ... tot.

»Das gefällt mir gar nicht«, gab auch Ramesh seine Gefühle preis.

»Mir ebenso wenig. Aber wo ist nun der Tempel?«

»Da vorne«, wies mich mein indischer Kollege auf ein Haus am Ende der Straße hin.

Das Gebäude, das ohne Lücke direkt zwischen den Wohnhäusern lag, sah wirklich nach allem aus, nur nicht nach einem Tempel. Das Mauerwerk war rissig, die Fenster mit Brettern zugenagelt, und auch die zweiflügelige Eingangstür, die ein wenig offen stand, hatte schon bessere

Tage gesehen.

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, sprach mich Ramesh von der rechten Seite an. »Aber das ist wirklich ein Tempel. Nur hat die Singh-Bruderschaft großen Wert auf Unauffälligkeit gelegt.«

»Wenn sie also nicht auffallen wollen, warum steht dann ihre Tür so einladend offen?«

Darauf wusste auch der Inder keine Antwort.

Irgendetwas lag hier in der Luft. Irgendetwas ... Böses. Die Bewohner dieses Viertels schienen das gespürt zu haben und hatten sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Vorsichtig zog ich meine Desert Eagle, und auch Ramesh Pukkat trug seine Waffe jetzt offen in seiner linken Hand. Den Einsatzkoffer ließ ich im Auto. Obwohl ein Schluck Wodka im Moment sicher nicht das Schlechteste gewesen wäre.

Ein warmer Wind fegte durch die verlassene Gasse. Wieder einmal spürte ich, dass ein Anzug, sei er auch noch so weiß, nicht in jeder Region der Erde die passende Kleidung darstellte. Andererseits wollte ich mich aber auch nicht nackt an den Tempel heranschleichen.

Mittlerweile hatten wir die offen stehende Tür erreicht. Erst jetzt erkannte ich, dass niemand vergessen hatte, sie zu schließen – sie war aufgeschossen worden. An der Stelle, an der sich früher eine Klinke befunden haben musste, war ein zackig-rundliches Loch getreten.

Wer mochte sich hier mit Gewalt Zutritt verschafft haben? Irgendwelche Feinde der Singh-Bruderschaft, von denen wir bisher noch nichts gehört hatten?

Vorsichtig stieß ich die Tür mit dem Lauf meiner Waffe nach innen. Licht fiel in das Innere des Gebäudes, das einen

krassen Gegensatz zu seinem äußeren Erscheinungsbild darstellte: Böden und Wände aus matt braun glänzendem Marmor, dazu seidene Vorhänge, die die Sicht in den Tempel selbst verschleierten. Aber eines konnte ich auch so erkennen – den Toten, der direkt vor einem Vorhang auf dem Boden lag. Er trug die Kleidung eines Mönchs. Um seinen kahlrasierten Kopf herum hatte sich eine bereits eingetrocknete Blutlache gebildet.

»Bei Shiva, was ist hier nur passiert?«, entfuhr es meinem indischen Kollegen.

Ich legte meinen linken Zeigefinger auf meine Lippen und bedeutete Ramesh damit, still zu sein. Möglicherweise befanden sich der oder die Mörder noch immer im Tempel.

Mit meiner freien Hand schob ich den Vorhang zur Seite – und blickte auf das nackte Grauen. Vor mir befand sich eine Art Saal, an dessen Seiten sich zahlreiche brennende Fackeln und Altäre befanden. Doch keiner der Mönche betete dort, denn sie waren alle tot. Mehr als ein Dutzend reglose Körper lagen über den gesamten Raum verstreut.

Als ich mir einen der Toten, einen dürren alten Mann mit grauem Vollbart, näher ansah, erkannte ich die zahlreichen Schussverletzungen in seiner Brust. Jemand hatte hier mit äußerster Brutalität aufgeräumt. Aber wer?

Plötzlich hallte ein grauenvolles Stöhnen durch den Saal. Angestrengt versuchte ich, die Quelle des Geräuschs ausfindig zu machen. Nach wenigen Sekunden erkannte ich, dass sich auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes einer der scheinbar Toten regte. Sofort eilte ich zu dem Verletzten hinüber, dicht gefolgt von einem kreidebleichen Ramesh Pukkat.

Endlich erreichten wir den Mönch, der sich sitzend müh-

sam an der Marmorwand des Saales abstützte. Ich erkannte, dass es sich um einen etwa fünfzig Jahre alten, bärtigen, gut gebauten Mann handelte, der eine gelbliche Robe trug. In seiner rechten Schulter befanden sich zwei blutige Einschusslöcher. Wahrscheinlich hatte er bereits sehr viel Blut verloren.

»Endlich ...«, presste der Verletzte in akzentfreiem Englisch hervor. »Ich wusste, dass Ihr kommen würdet. Aber ich wusste nicht, ob ich es noch in diesem Leben mitbekommen würde.«

Als er seinen Kopf anhob, erkannte ich, dass der Mann blind war. Trotzdem hatte ich das Gefühl, von seinem Blick fixiert zu werden.

»Bitte, Sie müssen sich ausruhen. Ich werde ...«, versuchte ich auf ihn einzureden.

»Nein!«, unterbrach er mich lautstark. »Dafür ist es zu spät, mein junger Freund. Ich sterbe, aber mein Tod soll nicht umsonst sein.«

»Was ist hier nur passiert?«, mischte sich nun auch Ramesh Pukkat in das Gespräch ein.

Der Mönch musste husten, bevor er eine Antwort geben konnte. »Es waren unsere eigenen Leute. Ja, wir sind Mitglieder der Singh-Bruderschaft, aber unser Meister hat uns verraten. Er hat uns ein Todeskommando geschickt, um seine Spuren zu verwischen, denn wir haben seine Amulette hergestellt und behütet. Nun aber sind wir unnötiger Ballast geworden.« Wieder hustete der Mönch. Eigentlich war es ein Wunder, dass er überhaupt noch so gut sprechen konnte. »Die Soldaten kamen, um zu töten, und sie töteten. Ihre eigenen Verbündeten, versteht Ihr? Vijay Brahma Singh ist ein Feigling, denn nur Feiglinge schicken

ihre Soldaten in ein Kloster voller wehrloser Mönche.

Auch die Amulette sollten zerstört werden. Doch sie haben es nicht geschafft. Einer von uns konnte entkommen – der Mahant.«

Ich wusste, dass dies das hinduistische Äquivalent zu einem Abt war. Eben der Vorsteher dieses Tempels.

»Er floh ...« Es fiel dem Mönch immer schwerer, noch verständliche Worte herauszubringen. »... in den Spiegel. Folgt ihm – in ... in ...« Noch einmal bäumte sich der Mönch auf, dann erschlafften seine Glieder. Er war tot.

Ich schloss ihm die Augen.

»Was kann er nur damit gemeint haben? Er ist in den Spiegel geflohen – was soll das bedeuten?«, sprudelte es aus meinem indischen Kollegen hervor.

»Ich weiß es nicht. Lass uns den Rest des Klosters durchsuchen.«

Wir ließen den Saal mit den vielen Toten hinter uns und betraten einen weiteren Raum. Dieser war viel kleiner und düsterer, trotz der zahlreichen Kerzen, die in mehreren Ständern brannten und ein nervöses Schattenspiel auf die dunklen Wände zauberten.

Wichtiger aber war der Gegenstand, der an einer der Wände hing – ein Spiegel. Die Spiegelfläche war etwa zwei Meter hoch und einen Meter breit. In dem reich verzierten, goldenen Rahmen schimmerten zahlreiche Edelsteine. Eigenartig war nur, dass in dem Glas kein Spiegelbild zu sehen war.

Plötzlich veränderte sich die Umgebung in diesem Raum. Wie aus dem Nichts erschien gräulich-weißer Nebel und umwaberte uns in dicken Schwaden. Auch der Spiegel wurde von der Veränderung erfasst. Silbrige Blitze zuckten

über seine Oberfläche hinweg.

Wie von Geisterhänden getragen wurden wir immer näher an den Spiegel herangeschoben. Die Perspektive schien sich zu verzerren. Im nächsten Moment begann sich der ganze Raum zu drehen. Ein gewaltiger silberner Blitz schoss aus dem Spiegel hervor und zischte direkt auf mich zu. Etwas riss mich fort, hinein in eine allumfassende Schwärze ...

## Jimmy Spider und das Refugium der Magier

Wenn es irgendwo im Universum so etwas wie die absolute Leere gab, dann musste es sich um jenen Ort handeln, an dem ich mich gerade befand. Ich blickte nämlich nicht in irgendeine undurchdringliche Schwärze, ich sah einfach *nichts*. Ich roch nichts, ich spürte nichts, und wie ich gerade festgestellt hatte, atmete ich auch nicht. Zumindest mein Hirn hatte man mir aber gelassen.

Eigentlich hätte ich mich ja nun gemütlich zurücklehnen (wobei auch das in einem absoluten Nichts etwas kompliziert werden würde) und – wie man so schön sagt – die Seele baumeln lassen können, aber irgendwie hatte ich doch das Bedürfnis danach, dass etwas passierte.

Vorsichtig versuchte ich zu sprechen. »Hallo?«, rief ich in die Leere hinein. Zumindest sprechen konnte ich also noch, auch wenn ich nicht im Geringsten gefühlt hatte, dass sich meine Lippen bewegt hatten. Ganz zu schweigen davon, dass ich nicht einmal meine Lippen selbst gefühlt hatte.

»Jimmy? Bist du da?«, hallte es von irgendwoher in meine imaginären Gehörgänge. Sofort erkannte ich die Stimme – sie gehörte Ramesh Pukkat, meinem indischen Kollegen, der mich seit meiner Ankunft in Delhi begleitet hatte und wohl auch von diesem magischen Spiegel, dem ich diese wenig sehenswerte Reise zu verdanken hatte, aufgesogen worden war.

»Ob ich da bin, weiß ich nicht so genau. Aber ich bin, und das ist schon mal ein Anfang.«

»An dir scheint ein Philosoph verloren gegangen zu sein.«

Ich musste schmunzeln. Na ja, zumindest dachte ich,

dass ich das jetzt eigentlich müsste. »Hast du vielleicht etwas Besseres zu tun, als die Zeit mit pseudophilosophischen Phrasen totzuschlagen?«

»Ja, da wüsste ich schon etwas«, erklang die Antwort des Inder aus dem Nichts.

»Und was?«, fragte ich.

»Du könntest mir verraten, mit welchem Trick dein Vater damals Vijay Brahma Singh in die Falle gelockt hat.«

Irgendwie hatte ich gehnt, dass Ramesh wieder darauf zu sprechen kommen würde. Aber diesmal würde ich mich wohl kaum herausreden können. »Erwähnte ich schon, dass du das gar nicht wissen willst?«, versuchte ich trotzdem, ihn abzuwimmeln.

»Ja«, erklang die knappe Antwort.

»Also gut, du hast es nicht anders gewollt. Mein Vater fand durch einen Informanten innerhalb von Singhs Organisation heraus, dass sein Erzfeind eine besondere sexuelle Vorliebe für hawaiianische Hula-Tänzerinnen hatte und er, wenn er die Möglichkeit dazu bekam, gerne gleich eine Handvoll von ihnen in seine Gemächer holte. Nun, mein Vater versorgte Singh über seinen Mittelsmann mit der Information, dass einer seiner Helfer in einer abgeschirmten Villa in Bombay mehrere jener Hula-Tänzerinnen ›bereitgestellt‹ hatte.

Als Singh davon erfuhr, verließ er tatsächlich den Schutz seiner Nebelinsel und reiste im Geheimen nach Bombay, um den Vorzügen hawaiianischer Privattänze zu frönen. Und damit tappte er meinem Vater direkt in die Falle, der Singh nach einem kurzen Feuergefecht mit den wenigen Dienern, die der Inder mitgebracht hatte, festnehmen konnte. Ende der Geschichte.«

Zunächst herrschte betretene Stille. Dann erklang doch noch eine Reaktion von Ramesh Pukkat. »Du hattest recht. Das wollte ich gar nicht wissen.«

»Tja, hättest du mal auf mich ...« Ich brachte meinen Satz nicht zu Ende, denn plötzlich veränderte sich alles. Es schien, als würde ich wieder in meinen Körper zurückkehren. Ich spürte wieder meine Arme, meine Beine, den harten Boden unter meinen Füßen, meinen ...

Moment – harter Boden?

Ich öffnete die Augen, und die Leere um mich herum verschwand. Dafür fand ich mich in einer völlig fremden Umgebung wieder.

Der Tempel der Singh-Bruderschaft war das mit Sicherheit nicht mehr. Im Gegenteil, ich war sogar davon überzeugt, dass ich mich nicht einmal mehr auf der Erde befand ...

\*\*\*

Wie von selbst flog die Pistole aus dem Halfter an seinem Gürtel in Commander Colts Hand. Blut spritzte in sein Gesicht, doch darum kümmerte er sich nicht. Dafür schoss er selbst.

Kugel auf Kugel jagte er aus dem Lauf. Der hünenhafte Inder, der soeben noch seinem Meister Vijay Brahma Singh zugenickt hatte, wurde voll getroffen. Sein Kopf wurde in den Nacken geschleudert, als eine Kugel ihm in die Stirn fuhr.

Colt schoss einfach weiter, auch als ihn eine Hand an der Schulter packte und mit sich riss.

Ein weiterer Soldat brach blutüberströmt zusammen,

während Colt hinter eines der Militärfahrzeuge gezogen wurde.

»Wir müssen weg, Commander!«, schrie ihn Mister Gatling an. Auch der glatzköpfige Mann war von Blutspritzern im Gesicht getroffen worden.

»Da sagen Sie mir nichts Neues, Gatling«, antwortete der Commander, während er seine Pistole nachlud. »Wen hat es eigentlich erwischt?«

Während er auf eine Antwort wartete, prasselten weitere Kugeln auf ihre Deckung ein. Vorsichtig lugte Colt zwischen den Reifen des Fahrzeugs hindurch. Vier Beine näherten sich dem Wagen, also hatten sie es nur noch mit zwei Soldaten zu tun.

»Sauer ist tot«, flüsterte Mister Gatling ihm zu. »Eine Kugel traf ihn in den Hals.«

»Traurig, aber nicht zu ändern«, sagte Colt, während er abermals schoss. Seine Kugeln fuhren in die Beine seiner Gegner. Schreiend brachen die Soldaten zusammen, während der Commander weiter schoss. Und diesmal trafen seine Kugeln tödlich.

Sofort sprang Colt aus seiner Deckung hervor. Wenn er schnell genug war, konnte er auch Singh und Ramanuja erwischen und damit retten, was noch zu retten war.

Doch es war zu spät. Vijay Brahma Singh und der Mönch waren verschwunden.

Dafür erklangen plötzlich laute Schreie. Weitere Soldaten der Singh-Bruderschaft mussten durch die Schüsse aufgeschreckt worden sein.

»Und was jetzt?«, fragte Miss Beretta, die ebenfalls eine Pistole in den Händen hielt – nicht ganz zufällig eine italienische Waffe.

»Jetzt ...«, antwortete Colt, während er an dem Militärfahrzeug vorbei ging, »... richten wir uns auf eine Treibjagd ein.«

\*\*\*

»Was glauben Sie, wie sehr ich mich auf diesen Moment gefreut habe?«, hauchte Lieutenant Karun Sirgat der blonden Frau, die direkt vor ihm stand, ins Gesicht. »Weg mit der Waffe, habe ich gesagt!«

Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ Miss Derringer ihre Pistole fallen, die sie vor wenigen Sekunden noch reflexartig gezogen hatte, als Sirgat und seine fünf Männer die Brücke gestürmt hatten. Während die Pistole aus ihrer Hand glitt, zog sie in Sekundenbruchteilen ihr Messer aus der Scheide. Ohne dass die Inder es sehen konnten, hielt sie es hinter ihrem Handrücken verborgen.

Noch hatte Miss Derringer nicht aufgegeben. Im Moment schienen Sirgat und seine Leute alles im Griff zu haben, aber sobald sie unachtsam werden würden, war ihre Stunde gekommen. In diesem Fall würde es fünf gegen sechs heißen. Neben der blondhaarigen Killerin befanden sich noch Mister Magnum, Mister Luger, Mister Glock und Miss Walther, eine Deutsche mit schwarzem Kurzhaarschnitt, die für die Technik zuständig war, auf der Brücke. Alle waren sie bewaffnet, wobei sich zusätzlich noch in einigen Nischen Handfeuerwaffen befanden.

»So, und nun bringen Sie uns hoch!«, rief Karun Sirgat der blonden Frau zu.

Miss Derringer nickte und gab Mister Magnum ein Zeichen. Der Navigator drückte einige Knöpfe, dann hob das

Flugschiff langsam vom Boden ab.

»Eigentlich ...«, begann Sirgat, während er sich Miss Deringer noch einmal näherte, sodass sie bereits den warmen Atem des Inders auf ihrer Haut spürte, »... hatte ich ja gehofft, dass ich mich bei Ihnen noch etwas *revanchieren* könnte.« Sirgats rechtes Auge fixierte die Frau. »Leider wird mir dafür aber keine Zeit bleiben. Fast schon eine Verschwendung ...«

Während er seine letzten Worte aussprach, hob er sein Sturmgewehr an und drückte die Mündung der Waffe direkt an die Stirn der Blondin. »Leben Sie wohl, Miss Deringer!«

Nun kam es auf jeden Sekundenbruchteil an. »Sie auch!«, zischte die Frau, umfasste den Griff ihres Messers und stach zu ...

\*\*\*

Während ich mich aufrichtete, erkannte ich, dass ich in einer vollkommen fremdartigen Umgebung gelandet war. Riesige, mindestens drei Meter hohe und bläulich schimmernde Kristalle umgaben mich wie ein Wald, durch den sich ein einzelner Weg zu schlängeln schien.

Auch der Himmel war nicht der, den ich von der Erde gewohnt war. Das Firmament hatte eine gelb-bräunliche Farbe, von Wolken war weit und breit nichts zu sehen.

Selbst der Boden war nicht normal. Statt auf Erde befand ich mich auf einer Art Schiefer, über dessen glatte Flächen ich mit meinen Händen streicheln konnte.

»Verdammt, bin ich auf Drogen?«, erklang plötzlich die Stimme meines indischen Kollegen Ramesh Pukkat. Als ich

mich ein wenig umschaute, erkannte ich, dass er nur wenige Meter von mir entfernt auf dem Boden lag.

»Keine Sorge, das ist bestimmt nicht der Kiffer-Himmel«, antwortete ich ihm.

»Jimmy? Ich dachte schon, ich wäre alleine hier.«

»Mich wirst du so schnell nicht los.«

Vorsichtig richtete ich mich auf. Den kleinen Stich in meinem linken Arm ignorierte ich.

Zumindest die Schwerkraft war mit der der Erde identisch, sonst wäre ich wahrscheinlich in die unendlichen Weiten des in bizarren Farben leuchtenden Himmels entschwunden. So aber konnte ich mich ein wenig sammeln und erkannte dabei, dass ich noch immer meine Desert Eagle in der rechten Hand hielt.

Auch Ramesh Pukkat stand mittlerweile wieder auf seinen eigenen Beinen. »Hast du eine Ahnung, wo wir hier gelandet sind?«, fragte er mich.

»Nicht wirklich. Aber ich vermute, dass wir hier irgendwo auf den Mahant treffen werden.«

Wie uns der sterbende Mönch in dem Brahma-Kloster berichtet hatte, war der Vorsteher der heiligen Gemeinde durch eben jenen Spiegel geflohen, mit dem auch wir in diese seltsame Welt gelangt waren. Folglich musste er sich irgendwo hier verstecken. Aber wo?

Ich hatte keine Lust mehr, einfach nur in der Gegend herumzustehen und dem nicht vorhandenen Gras beim Wachsen zuzusehen. Stattdessen setzte ich mich langsam in Bewegung.

Der Weg zwischen den riesigen Kristallen führte leicht abwärts, doch von der weiteren Umgebung war dank der bläulichen Gebilde nicht allzu viel zu erkennen.

Plötzlich brandete um mich herum ein Rauschen auf, als würde ein Windstoß durch das Blätterdach eines Baumes fahren. Kurz darauf erklangen wie aus dem Nichts heraus flüsternde Stimmen. Leider verstand ich kein Wort, und kaum dass ich mich mehr auf sie zu konzentrieren versuchte, waren sie auch schon wieder verschwunden.

Stattdessen sah ich, wie sich zwischen zwei auf der rechten Seite des Weges gelegenen Kristallen etwas bewegte. Es war nicht mehr als ein Schatten oder eine Silhouette, die dort im bläulichen Licht entlang huschte.

Vorsichtig näherte ich mich den Kristallen. Mein indischer Kollege wollte schon nachfragen, was passiert war, doch ich legte meinen linken Zeigefinger auf die Lippen und brachte ihn so zum Schweigen.

Immer wieder huschte die mysteriöse Gestalt zwischen den Kristallen hindurch, so schnell, dass ich kaum mehr als einen menschlichen Umriss erkennen konnte.

Plötzlich war das Wesen wieder da. Diesmal schien es sich innerhalb des Kristalls zu befinden, aber mehr als eine graue Silhouette konnte ich nicht erkennen. Erst allmählich bildeten sich Augen, Nase, Mund und ein Bart heraus. Auch eine altertümlich anmutende Kleidung entstand am Leib der geisterhaften Erscheinung.

Und dann erklang die Stimme des Wesens, ohne dass sich sein Mund bewegte. »Willkommen im Refugium der Magier, Jimmy!«

Jetzt erst erkannte ich, wer dort in dem Kristall erschienen war – niemand anderes als Geoffrey McShady!

\*\*\*

Während sich Mister Colt mit Miss Beretta und Mister Gatling hinter einigen der Militärfahrzeuge versteckt hielt und langsam auf die andere Seite der Halle vorrückte, versuchte der Commander über sein Headset Kontakt zur *Excelsior* herzustellen. Doch außer einem atmosphärischen Rauschen drang kein Ton zu seinen Ohren durch. Entweder war das Flugschiff gerade in ein Funkloch geraten oder ...

An die zweite Möglichkeit wollte Colt lieber nicht denken. Nicht dass er aufgrund eines verfrühten Ablebens seiner Partnerin Miss Derringer in Tränen ausgebrochen wäre, aber mithilfe der *Excelsior* wäre es mit Sicherheit um einiges leichter, Vijay Brahma Singh von seinen Plänen abzuhalten. Doch darauf würde er wohl leider verzichten müssen. Stattdessen mussten sich Colt und seine Begleiter erst einmal um die Soldaten der Singh-Bruderschaft kümmern. Drei weitere indische Sektierer hatten das Tor zu der Halle durchschritten und suchten zwischen den Wagen nach einer Bewegung.

Geduckt huschte Colt mit seinen Begleitern zwischen den dunkelbraunen Fahrzeugen hindurch. Auf der anderen Seite der Halle befand sich ein weiteres Tor, das Mister Colt als einzige Fluchtmöglichkeit ansah.

Plötzlich fielen die ersten Schüsse. Scheiben zerbrachen im Kugelhagel, doch keiner der drei Gejagten wurde getroffen. Colt ahnte, dass die Schüsse nur ein Trick waren, um die Gegner – also auch ihn – aus der Deckung hervorzulocken. Aber auch er hatte einige Tricks auf Lager.

»Mister Gatling?«, hauchte er seinem glatzköpfigen Begleiter zu. »Sie tragen doch immer ein paar Handgranaten bei sich. Geben Sie sie mir.«

»Ja, Sir.«

Sein Gegenüber übergab Colt drei eiförmige Gebilde. Mit diesen Granaten ließ sich ein schönes Feuerwerk veranstalten. Oder ein imposantes Ablenkungsmanöver ...

Sofort zog der Commander den Stift aus einer der Granaten und schleuderte sie unter einen Jeep auf der von ihm aus gesehen rechten Seite der Halle. Aufgeregte Rufe erklangen, wahrscheinlich, weil die Inder die Bewegung bemerkt hatten. Weniger Sekunden später erfolgte die Detonation.

Der Explosionsknall war ohrenbetäubend. Umhüllt von einem grellen Feuerball wurde der Jeep etwa einen Meter nach oben geschleudert und landete schließlich als brennendes Wrack auf der Beifahrerseite. Auch ein nahe gelegenes kleines Waffendepot wurde von den Flammen erfasst und sorgte für zusätzliche Ablenkung. Augenblicklich eröffneten die Soldaten das Feuer auf das zerstörte Fahrzeug. *Reine Automatismen*, dachte sich Colt, während er seinen Begleitern das Zeichen zur Flucht gab.

Ohne sich weiter um die Mitglieder der Singh-Bruderschaft zu kümmern, rannten Colt, Beretta und Gatling auf das zweite Tor zu. Und tatsächlich, ohne von einer Kugel getroffen zu werden, verließen sie die Halle und betraten einen weiteren, ausladend breiten Gang.

Sofort fiel Colts Blick auf eine schräg gegenüberliegende Wandmalerei. Sie zeigte ein dunkles, vierbeiniges Wesen mit roten Glutaugen, das den Commander im ersten Moment an einen Werwolf erinnerte.

Auch wenn ihm die an den Wänden abgebildeten Figuren bereits zuvor aufgefallen waren, diese hier war etwas Besonderes - sie bewegte sich. Plötzlich entstand ein rötli-

ches Glühen, und aus der Zeichnung wurde ein dreidimensionales Wesen, das direkt aus der Wand zu steigen schien und dabei ein unheilvolles Knurren von sich gab.

»Was zur Hölle ...?«, entfuhr es Colt, während das braunhäutige Monster seine langen weißen Reißzähne präsentierte und sich langsam auf ihn zu bewegte ...

\*\*\*

Mit aller Kraft stieß Miss Derringer ihr Messer nach vorne - und traf. Karun Sirgats gesundes Auge weitete sich vor Schrecken, während ein erster Blutfaden aus der Wunde in Höhe des Herzens am Messer entlang nach unten lief.

Ungläubig stierte sie der Lieutenant an, während er einige Schritte zurücktorkelte und schließlich wortlos zusammenbrach. Kaum war sein toter Körper auf dem metallischen Untergrund aufgeschlagen, da brach um Miss Derringer herum die Hölle aus.

Intuitiv warf sich die blondhaarige Frau hinter einer der Belüftung dienenden Aufbauten in Deckung, während die Soldaten der Singh-Bruderschaft wahllos auf alles schossen, was sich bewegte.

Mister Luger erwischte es als Ersten. Der Söldner schaffte es zwar noch, seine Waffe hochzureißen, doch bevor er abdrücken konnte, wurde er von den Kugeln der Inder regelrecht zersiebt. Und nicht nur das - auch die Monitore und Armaturen wurden von den Geschossen getroffen. Funken flogen umher, während eine der Schaltkonsolen explodierte.

Miss Derringer war bisher dem Kugelhagel entgangen, aber wenn sie nicht bald eine Waffe zu fassen bekam, war

es auch um sie geschehen.

Neben ihr stürzte jemand zu Boden. Es war Miss Walther, und ihre blutige Kopfwunde ließ keinen Zweifel daran zu, dass sie tot war. Das allerdings war Miss Derringer im Moment egal, sie interessierte sich nur für die Beretta, die die Tote noch immer in ihrer rechten Hand hielt.

Während die blonde Killerin nach der Waffe griff, hörte sie einen weiteren Schrei. Einer der Singh-Anhänger stürzte zu Boden, während Mister Magnum plötzlich aufsprang und mit zwei Pistolen gleichzeitig auf die Inder schoss.

Ein weiterer Soldat wurde mehrfach in die Brust getroffen und ging blutüberströmt zu Boden. Die übrigen drei Singh-Diener rissen fast gleichzeitig ihre Sturmgewehre herum und legten auf den Navigator an.

Nun griff Miss Derringer ein. Auch sie sprang auf und drückte sofort ab. Einer der Inder bekam zwei Kugeln direkt in die Stirn, und auch die anderen beiden Soldaten wurden gleich von mehreren Geschossen getroffen. Mit zahlreichen blutigen Wunden wurden sie gegen die Schiffswand geschleudert und sanken langsam zu Boden.

»Ha, das war wie in alten Zeiten, oder?«, schrie Mister Magnum und lachte seiner Vorgesetzten zu. »Manchmal vermisse ich die ganzen Gemetzel in Afrika regelrecht.«

»Solange sich das Gemetzel nicht auf unserer Seite abspielt, soll es mir recht sein«, erwiderte Miss Derringer und wies dabei auf die Toten hin. Neben Mister Luger und Miss Walther hatte es auch Mister Glock erwischt. Eine dunkelrote Blutlache hatte sich um den auf dem Bauch liegenden Mann gebildet.

»Ach, mit Schwund muss man immer rechnen. Die Hauptsache ist, dass wir diesem verrückten Inder ab jetzt

ordentlich einheizen.«

Auch wenn sie Mister Magnum nicht leiden konnte, in diesem Punkt musste Miss Derringer ihm recht geben. Mit dieser Aktion hatte Vijay Brahma Singh ihr und der gesamten Besatzung der *Excelsior* den Krieg erklärt. Und den würde er auch bekommen, koste es, was es wolle ...

\*\*\*

»Geoffrey!«, entfuhr es mir, als ich in das geisterhafte Gesicht meines Vorfahren und Freundes blickte. »Was ... machst du hier?«

Der ehemalige Kapitän der *Cursed Virgin*, der durch den Fluch eines bösen Magiers zu einer Art lebendem Toten geworden war und nach seinem endgültigen körperlichen Ende als Geist weiter existierte, lächelte mir zu. »Ich bin das Begrüßungskommando. Valerius hat mich ausgeschickt, um dich in seinem Reich und das aller Magier willkommen zu heißen.«

Valerius also. Ich erinnerte mich noch genau an unsere erste Begegnung in dem Felsenschloss des Alexis von Borgh, das ich nur dank der Hilfe dieses Magiers lebend hatte verlassen können. Damals hatte ich allerdings nur kurz Kontakt zu Valerius gehabt. Vielleicht würde es diesmal anders laufen. Dass ich im Zuge dieses Falles wieder mit ihm zu tun bekommen würde, hätte ich allerdings auch nicht gedacht.

»Wirklich gemütlich scheint mir dieser Ort aber nicht zu sein«, antwortete ich meinem Urahn.

»Das täuscht, Jimmy. Aber du bist schließlich auch kein Magier.«

»Du doch auch nicht.«

Geoffrey McShady musste lachen. »Naja, ich tue mein Bestes, dass sich das ändert. Schließlich muss ich mich ja nach meinem *frühzeitigen* Ableben irgendwie beschäftigen. Zumindest wenn ich dir nicht gerade aus der Patsche helfe.«

Nun war ich es, der lachen musste. Tatsächlich war mir Geoffrey nun schon mehrere Male als Geist erschienen und hatte mir in einigen brenzligen Situationen zur Seite gestanden, zuletzt vor nicht einmal allzu langer Zeit in Australien.

Irgendwie war die ganze Situation schon recht bizarr. Da stand ich in einer mir völlig fremden Welt vor einem riesigen Kristall und plauderte gemütlich mit einem mir anverwandten Geist, während auf der Erde gerade mehrere Milliarden Menschen von einem größenwahnsinnigen Superverbrecher mit einer kolossalen Vernichtungswaffe bedroht wurden. Aber man gönnt sich ja sonst nichts.

»Sag mal, Geoffrey ...«, versuchte ich unser Gespräch wieder auf konstruktive Bahnen zu lenken. »Dir ist hier nicht zufällig in letzter Zeit ein Inder mit einem Amulett über den Weg gelaufen?«

»Doch, der Mann ist mir begegnet. Und ich werde dich sofort zu ihm führen.« Er machte eine einladende Armbewegung. »Tritt einfach herein. Dein Freund ist natürlich auch eingeladen.«

Ramesh Pukkat, der während unseres kleinen Gesprächs bisher geschwiegen hatte, kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. »Ähm, das ist doch nicht etwas ein Geist, der sich da mit dir unterhält, oder?«

»Oh doch, ich bin so sehr ein Geist, wie Sie ein lebender

Mensch sind, mein junger Freund«, antwortete Geoffrey meinem indischen Kollegen, bevor er mir zunickte. »Und jetzt tretet in den Kristall! Die Zeit drängt schließlich.«

Ramesh Pukkat blickte mich fragend an, doch ich hob nur die Schultern. Danach trat ich einen Schritt nach vorne.

Eigentlich hatte ich erwartet, gegen die Außenwand des Kristalls zu stoßen. Stattdessen drang ich direkt in ihn ein. Nur ein leichtes Kribbeln auf meiner Haut war zu spüren, ansonsten fühlte sich auch diese Umgebung recht normal an.

Auch mein indischer Kollege sprang schließlich über seinen eigenen Schatten und betrat den Kristall. Im nächsten Moment änderte sich die Umgebung radikal. Der blaue Kristall um uns herum verschwand und machte Platz für eine völlig neue Umgebung.

Vor uns entstand ein riesiges, bläulich strahlendes Schloss. Und am Eingang erwartete uns niemand anderes als der Magier Valerius ...

\*\*\*

Geifer tropfte aus dem Maul des Monsters, das weiterhin seine spitzen, fast unterarmgroßen Reißzähne präsentierte und sich langsam Mister Colt und seinen Begleitern näherte.

Zwar erinnerte die Statur des Ungeheuers tatsächlich an einen Werwolf, doch der Commander stellte sofort fest, dass dieses Wesen einen ganz anderen Ursprung haben musste. Die dunkelbraune Haut war haarlos und derart glatt, dass das Licht der Neonlampen, die ihren Schein aus mehreren Metern Höhe warfen, von ihr reflektiert wurde.

Von den Proportionen her ähnelte das Monster, das Colt von der Größe her bis an die Schultern reichte, eher einem auf vier Beinen laufenden Gorilla, nur die nach vorn ausgebeulte Schnauze wies tatsächlich Ähnlichkeiten mit der eines Wolfes auf.

Ein bedrohliches Knurren drang aus dem Rachen des Untiers.

Mister Gatling hielt es nicht länger aus. Bevor Colt es verhindern konnte, legte er auf das Untier an und schoss. Die Kugeln drangen in den Körper des Monsters wie in warme Butter. Es zuckte kurz zurück, brüllte wütend auf und stürmte plötzlich vor.

Instinktiv warf sich Mister Colt zu Boden, und auch Miss Beretta ging in Deckung, doch Mister Gatling blieb wie angewurzelt stehen. Das war sein Verhängnis. Wie ein Dummy wurde der etwa zwei Meter große, muskulöse Mann zu Boden gerissen, als das Monster ihn ansprang. Schreckliche Schreie erklangen, als das Untier mehrmals mit seinen Krallen zuschlug.

Mister Colt verzichtete darauf, sich dieses Schauspiel weiter mit anzusehen. Das Blut, das an die Gangwände spritzte, reichte ihm völlig, um zu wissen, was mit seinem Untergebenen geschah.

Stattdessen fiel sein Blick auf den Zugang zur Halle, an dem plötzlich die drei Soldaten der Singh-Bruderschaft erschienen.

Sofort schrien sie entsetzt und angewidert auf, als sie sahen, was gerade mit ihrem Gegner geschah. Dabei erregten sie allerdings auch die Aufmerksamkeit des Monsters. Der Schädel des Untiers ruckte hoch. Mit seinen rot leuchtenden Augen schien es die Inder beinahe schon zu fixieren.

Eigentlich erwartete Colt, dass sich das Monster auf die Seite der Soldaten stellen würde, denn dass diese Kreatur zu den Geschöpfen des Vijay Brahma Singh – oder vielmehr jenen seines Götzen Rakasha – gehörte, war dem Commander vollkommen klar. Doch das Untier schien zwischen Freund und Feind keinen Unterschied zu machen. Noch bevor die geschockten Soldaten reagieren konnten, stürzte sich das Ungeheuer brüllend auf sie.

»Weg hier!«, rief Colt, während er Miss Beretta wieder auf die Beine zog. Entsetzt blickte die dunkelhaarige Italienerin auf das schreckliche Geschehen, das sich nur wenige Meter hinter ihr abspielte.

Mit beiden Händen riss Colt den Kopf der Frau herum, sodass sie ihm direkt in die Augen blicken musste. »Sie sehen nichts. Sie hören nichts. Und jetzt laufen Sie!«

»Si«, hauchte Miss Beretta, während sie loslief.

Auch Commander Colt rannte davon. Eigentlich verachtete er die Flucht, doch in diesem Fall blieb ihm keine andere Möglichkeit, wenn er überleben wollte. Langsam erstarben die Geräusche hinter ihm. Keine Schüsse erklangen mehr, auch keine Schreie. Colt wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sich das Monster anderen Opfern zuwenden würde.

Vor den beiden Flüchtenden mündete der Gang in eine Kreuzung, von dem mehrere Wege in andere Bereiche der Anlage abzweigten.

Plötzlich sprang aus dem nach links laufenden Gang eine von Singhs Soldatinnen hervor. Die noch recht jung wirkende, langhaarige Inderin eröffnete sofort das Feuer. Während die aus dem Sturmgewehr abgefeuerten Kugeln an Mister Colt vorbei rauschten, schoss er noch im Laufen zu-

rück. Seine Kugeln rissen die Soldatin zu Boden, ihr Gewehr glitt ihr aus der Hand.

Tot war sie jedoch nicht. Aus mehreren Wunden blutend kroch sie über den Boden auf Colt zu, der inzwischen seinen Lauf gestoppt hatte. Mit letzter Kraft zog die Inderin ihren Dolch hervor und machte Anstalten, ihn auf den Commander zu schleudern.

»So nicht«, flüsterte Colt und schoss erneut. Diesmal war die Kugel tödlich.

Sofort griff er in seine Tasche und lud seine Pistole nach. Danach drehte er sich zu Miss Beretta um. Erst jetzt erkannte er, dass sie nicht mehr neben ihm stand. Regungslos lag sie auf dem Boden, während sich eine Blutlache um ihren Körper herum bildete. Colt brauchte keinen zweiten Blick, um zu erkennen, dass sie tot war. Die Kugeln, die knapp an ihm vorbei geflogen waren, mussten stattdessen sie getroffen haben.

Doch um weiter über den Tod der Italienerin zu sinnieren, blieb Colt keine Zeit. Ein lautes Tappen erklang, und etwa zehn Meter vor ihm erschien das braunhäutige Monster. Blut tropfte aus seinem Maul, während zwischen den Reißzähnen noch einige Kleidungs Fetzen schimmerten.

Es würde zum Kampf kommen, das wusste Colt genau. Und diesmal würde er nicht vor ihm davonlaufen ...

\*\*\*

Es war ein Anblick, den ich mir noch vor wenigen Stunden nicht hätte träumen lassen. Das leicht hellblau leuchtende Schloss, das sich vor mir aufbaute, schien direkt einem Märchen entsprungen zu sein. Es besaß eine rechtecki-

ge Grundform, aber statt eines Daches wuchsen über dem fünften Stockwerk zahlreiche kleine und große Türme in die Höhe. Hier schien ein Architekt seiner Fantasie tatsächlich freien Lauf gelassen zu haben.

Oder träumte ich das alles vielleicht nur? Hatte jemand in dem Brahma-Tempel den Gashahn aufgedreht, sodass ich jetzt im großen Stil halluzinierte? Zumindest zogen am Himmel keine rosafarbenen Schweinchen ihre Bahnen.

»Willkommen, Jimmy Spider!«, holte mich Valerius aus meinen wirren Gedankengängen zurück in die Realität – oder zumindest in das, was man aktuell als solche bezeichnen konnte.

Der Magier hatte sich im Vergleich zu unserer letzten Begegnung nicht verändert. Erneut blickte ich in ein Gesicht undefinierbaren Alters, das von schlohweißen, mittellangen Haaren umrahmt wurde. Selbst seine braune Jacke und seine Hose, die an die Kleidung des ausgehenden 19. Jahrhunderts erinnerten, waren dieselben. »Ich freue mich, dich im Refugium der Magier begrüßen zu dürfen.«

Seine Hände vollführten eine einladende Geste. Erst jetzt erkannte ich, dass sich dieses Refugium nicht allein auf dieses Schloss beschränkte. In Wahrheit standen wir in einer regelrechten Stadt. Zahlreiche kleine und große Häuser umringten den Prachtbau, und jedes strahlte dieses seltsame blaue Licht aus. Auf den Plätzen zwischen ihnen tummelten sich Dutzende Menschen, viele von ihnen in Umhänge gehüllt. Magier, vermutete ich. Nach Touristen sahen mir diese Gestalten jedenfalls nicht aus.

»Dieser Ort«, begann Valerius, »dient zahlreichen weißen Magiern aus aller Welt als Rückzugsgebiet und gleichzeitig als Heimat. Er befindet sich, wie du sicher schon festgestellt

hast, in einer anderen Dimension als die Erde.« Er warf mir einen wissenden Blick zu. Die blauen Pupillen seiner Augen schienen dabei fast zu strahlen. »Du hast bereits Erfahrungen damit sammeln können, dass auch wir Magier Feinde haben, doch ich kann dir versichern, hier sind wir vor ihnen sicher. Noch kein dunkles Wesen hat dieses Refugium betreten.«

Mein Blick glitt zu einer vollkommen weißen Mauer, die die kleine Stadt umfasste. An mehreren Stellen waren allerdings auch einige geschlossene Tore zu erkennen. Scheinbar waren die Kristalle nicht die einzigen Transportwege in dieser Welt.

Als ich mich wieder Valerius zuwandte, erschien neben dem Magier eine weitere Gestalt. Ein Inder, wie ich bereits an der Hautfarbe erkannte. Sein Haar und sein Vollbart waren vollständig ergraut. Vom Alter her schätzte ich ihn auf Mitte siebzig, aber er konnte auch um einiges älter sein. Er trug einen schwarzen Turban und eine ebenso schwarze Robe, allerdings mit einem eingewebten roten Muster, das stark an die Uniformen der Soldaten der Singh-Bruderschaft erinnerte. Das also musste der Mahant sein, der es geschafft hatte, vor dem Todeskommando zu fliehen, das seine Mönche auf dem Gewissen hatte.

»Darf ich vorstellen. Das ist der Mahant Verhad Paj. Ich denke, diesen Mann habt ihr beide gesucht«, sagte Valerius an Ramesh Pukkat und mich gerichtet.

Daraufhin ergriff mein indischer Kollege das Wort. »Normalerweise würde ich ja sagen, dass es eine Ehre ist, euch zu treffen, Mahant, aber in diesem Fall kann ich nur sagen, dass ihr Schande über euren Stand gebracht habt. Wie konntet ihr euch nur mit einem Dämon wie Vijay Brahma

Singh einlassen?«, fragte er erregt.

»Bitte!«, versuchte ihn Valerius zu beruhigen. Doch der Mahant legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Es ist schon gut«, sagte der Inder mit kratziger Stimme. »Der junge Mann hat recht. Ich habe einen großen Fehler gemacht, und nun habe ich dafür die Rechnung bekommen. Singh hat unseren Orden fallen gelassen. Er hat versucht, uns alle zu töten. Aber mich hat er nicht erwischt. Und auch nicht das, was seine Soldaten uns abnehmen sollten.«

Mit seiner rechten Hand griff er in eine Tasche seiner Robe und zog zwei Ketten hervor. An ihnen waren die Amulette befestigt, nach denen ich so dringend suchte. »Damit werdet ihr den Weg zu Singhs Insel finden. Haltet sie fest in den Händen, und die Macht der Amulette wird euch die Nebelinsel offenbaren.«

Bevor uns der Inder die Amulette übergeben konnte, sprach mich noch einmal Valerius an. »Ich muss dich warnen, Jimmy Spider. Nicht nur Singh und seine Soldaten werden sich dir in den Weg stellen. Auch finstere Kreaturen aus den tiefsten Höllen der indischen Götterwelt werden versuchen, dich zu stoppen. Totenvögel, Seemonster, Untiere, wie du sie dir nicht einmal vorstellen könntest. Sie alle stehen Vijay Brahma Singh zur Seite, um die Welt ins Chaos zu stürzen.«

»Und wirst du mir dabei zur Seite stehen?«, fragte ich ihn direkt.

»Nein, auch wenn ich es gerne würde, aber auch meine Macht ist begrenzt. Ich kann nicht immer und überall in den Lauf der Welt eingreifen. Außerdem ...« Valerius brachte den Satz nicht zu Ende, denn plötzlich erfüllte ein

lautes Krachen das Refugium der Magier.

Eines der mächtigen, blau leuchtenden Gebäude, über die noch vor wenigen Minuten mein Blick geschweift war, brach wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Auch die Erde um uns herum begann plötzlich zu beben. Risse entstanden in dem glatten Boden der Stadt der Magier. Schließlich erschien auf dem großen Platz vor uns eine rötlich flimmernde Wolke.

Einige der Magier, die zu dicht an den leuchtenden Schwaden gestanden hatten, verschwanden einfach und tauchten nicht wieder auf.

»Nein«, flüsterte Valerius hinter mir. »Das darf nicht sein.«

»Was passiert da?«, fragte ich ihn.

Während sich die Wolke immer weiter verdichtete und sich zu einer kompakten Gestalt zu formen schien, gab mir der Magier die Antwort. »Das ist der wahre Meister des angeblich so großen Vijay Brahma Singh. Ein Gott, ein Götze und ein mächtiger Dämon. Rakasha.«

Rakasha also – diesen Namen hatte ich schon einmal gehört. Colonel Amrani hatte vor unserem Duell in Manchester erwähnt, dass seine Talwars einem gewissen Rakasha geweiht waren. Nun verstand ich auch, was es mit diesem Namen auf sich hatte.

Vor uns war mittlerweile von einer Wolke nichts mehr zu sehen, dafür war eine neue Gestalt entstanden. Ein etwa zwanzig Meter hohes, im Schneidersitz sitzendes rothäutiges Wesen mit einem Körper, der nur wenig sportlicher wirkte als eine Buddha-Statue. Dazu kamen die zwei riesigen Säbel, die die Gestalt überkreuz am Rücken trug und deren Griffe über die Schultern ragten. Und natürlich der

gewaltige, übergroße Schädel, dessen gesamte untere Hälfte von einem diabolischen und triumphalen Grinsen überzogen war ...

\*\*\*

Commander Colt wusste, dass es bei diesem Kampf nur einen Gewinner geben würde. Die Bestie würde ihn sicher kein zweites Mal entkommen lassen. In seiner rechten Hand spürte er den Druck seiner Pistole, während seine linke Hand langsam zur Tasche seiner Hose wanderte. Dort befand sich sein letzter Trumpf.

Das braunhäutige Monster belauerte ihn regelrecht. Das rote Leuchten in seinen Augen schien noch an Intensität zuzunehmen, als würde das Untier noch einmal zusätzliche Energie erhalten.

Plötzlich spannte das Monster seine Glieder und sprang vor. Mit einem gewaltigen Satz landete es auf der Stelle, an der sich vor einer Sekunde noch sein Gegner befunden hatte.

Im letzten Moment war es Colt gelungen, sich aus der Sprungrichtung des Untiers zu befördern. Sofort ließ er seine Waffe fallen und zog eine der Handgranaten aus seiner Hosentasche. Während das Monster wütend herumfuhr und seinen Gegner anbrüllte, zog Colt den Stift aus dem eiförmigen Gebilde.

Das Ungeheuer riss noch einmal sein Maul weit auf und brüllte den Commander an. Genau darauf hatte Colt gewartet. Mit aller Kraft schleuderte er dem Monster die Granate entgegen.

Das Wurfgeschoss landete genau im aufgerissenen Maul

des Untiers, doch seinen Lauf stoppte es nicht.

Diesmal war Colt nicht schnell genug. Zwar gelang es ihm noch, sich zur Seite zu werfen, aber eine Kralle des Monsters erwischte ihn dennoch am linken Arm. Schmerz erfüllt schrie er auf. Er hatte das Gefühl, als wäre sein gesamter Arm abgerissen worden.

Sofort drehte sich das Monster erneut zu ihm herum. Im selben Moment passierte es – der Körper des Untiers blähte sich von innen her auf und wurde etwa in der Körpermitte förmlich auseinandergerissen. Fleischstücke und eine undefinierbare Flüssigkeit spritzten in alle Richtungen davon.

Während sich Colt mit schmerzverzerrtem Gesicht aufrichtete, versuchte das Monster trotz seiner Verletzungen noch auf ihn zu zukriechen. Es wirkte fast lächerlich, wie die beiden vorderen Krallen versuchten, den Kopf und den Rest des Oberkörpers in die Nähe des Commanders zu bringen, während, die hintere Hälfte regungslos am Boden lag.

Noch immer leuchteten die Augen des Monsters in einem unheilvollen Rot, doch die Strahlkraft wurde schwächer und schwächer, bis die Farbe schließlich ganz verschwand. Die letzten Bewegungen erstarben, und schließlich lag nur noch ein toter Haufen Fleisch vor dem Commander.

In diesem Moment wurde Colt klar, dass er auch nicht mehr war als das, was vor ihm lag. Egal was er tat, er würde aus dieser Festung nicht mehr lebend herauskommen. Ein kalter Schauer fuhr über seinen ganzen Körper.

Doch eines wusste er auch ganz genau: Kampflös würde er sich nicht seinem Schicksal ergeben. Das hatte er noch nie gemacht, besonders nicht in seiner Zeit bei der Army,

und auch jetzt würde er dem Tod ins Gesicht spucken, wenn er ihm gegenübertreten würde.

Und eine Aufgabe würde er vor seinem Ableben noch erledigen – Vijay Brahma Singh stoppen und ihn endgültig ins Jenseits schicken. Dazu hob er seinen gesunden Arm an und aktivierte sein Headset.

»Commander Colt an Excelsior, bitte kommen!« Nichts geschah. Außer einem monotonen Rauschen drang nichts aus den Kopfhörern. »Colt an Excelsior – hört mich jemand?«, versuchte er es erneut, doch ohne Erfolg. Entweder sein Headset funktionierte nicht, Singh störte die Frequenzen oder auf der *Excelsior* war niemand mehr in der Lage, seine Funksprüche zu beantworten.

Viel Zeit um weiter darüber nachzudenken blieb ihm nicht. Laute Rufe erklangen von dort, wo Mister Gatling und die drei Singh-Soldaten angefallen worden waren.

Colt riss sich ein Stück seines linken Ärmels ab und verband notdürftig seine Wunde mit dem braunen Stoff. Besonders gut funktionierte es nicht, aber das war im Moment sein geringstes Problem.

Während die Rufe hinter ihm lauter wurden, hob Colt seine Pistole wieder auf und nahm auch das Sturmgewehr der toten Singh-Anhängerin an sich. Sollten die Soldaten nur kommen, er würde sie gebührend empfangen ...

\*\*\*

Meine Begleiter schienen durch den Anblick des riesigen Götzen regelrecht erstarrt zu sein. Nicht einmal Valerius brachte einen Ton hervor. Doch auch Rakasha, der rothäutige Dämon, brach das Schweigen nicht. Er saß nur da und

lächelte vor sich hin.

Erst jetzt erkannte ich, dass das Wesen nicht vollkommen nackt war. Es trug eine reich verzierte Hose, die allerdings nur etwas mehr als die Hälfte der Oberschenkel abdeckte.

Allerdings konnte es mir im Moment herzlich egal sein, ob Rakasha nun ein Exhibitionist oder ein Hosenfetischist war, entscheidend war, was als Nächstes geschehen würde.

Meine Desert Eagle zu ziehen wäre ziemlich sinnlos gewesen. Was sollten schon normale Kugeln – seien sie auch noch so widerstandsfähig – gegen einen Gott ausrichten? Hier musste ich mich auf die Kräfte der Magier verlassen, doch die schienen in dieser Situation auf verlorenem Posten zu stehen.

Einer der Kuttenträger, die sich auf dem großen Platz versammelt hatten, versuchte es trotzdem. Silberige Blitze zuckten über seinen Körper – und schossen plötzlich auf den rothäutigen Götzen zu. Rakasha jedoch schien den Treffer gar nicht zu spüren.

Dafür änderten die Blitze von einer Sekunde auf die andere ihre Farbe. Aus einem strahlenden Silber wurde ein blutiges Rot. Und statt auf Rakasha zuckten sie plötzlich auf den Magier zu. Ein gellender Schrei hallte über den Platz, als der Mann getroffen wurde. Es war, als würde er von den Blitzen förmlich pulverisiert werden. Für einen kurzen Moment strahlte seine Gestalt hell auf, dann verschwand der Magier einfach im Nichts.

Nun kam doch noch Bewegung in den gewaltigen Körper. Rakasha löste sich aus seiner Sitzhaltung, stützte sich mit seinen mächtigen Armen ab und erhob sich vom Boden. Stehend wirkte seine Gestalt noch gewaltiger, seine Größe musste jenseits der dreißig Meter liegen.

Mit beiden Händen griff die riesige Gestalt hinter seinen Kopf und zog die beiden Säbel – Talwars, wie ich sofort erkannte – hervor.

Wie ein mächtiger, archaischer Krieger stand Rakasha auf dem großen Platz, die beiden Säbel drohend nach vorne gestreckt, sodass die Spitzen auf uns zeigten. Ich befürchtete schon, er würde uns damit angreifen, doch der Dämon hatte etwas ganz anderes vor. Statt auf uns einzustechen, hieb er plötzlich mit einem mächtigen Stoß die Klinge des linken Talwars in den Boden. Tief drang der Säbel in das Gestein ein, ohne dass er auf irgendeinen Widerstand zu treffen schien.

Für einige Sekunden passierte nichts. Dann aber veränderte sich der Platz vor unseren Augen. Um die Klinge herum nahm der Boden eine dunkelrote Farbe an. Doch das war erst der Anfang, denn plötzlich bildeten sich um die Einstichstelle zahlreiche Risse.

Ein gewaltiger Erdstoß ließ das Refugium der Magier in seinen Grundfesten erzittern. Die Druckwelle war so stark, dass sie uns alle zu Boden riss. Und die Erde bebte weiter.

Valerius war der Erste, der wieder auf die Beine kam. Er schrie dem Dämon etwas in einer mir fremden Sprache entgegen, dann legte er seine Arme vor seiner Brust überkreuz und hielt sie dem Götzen entgegen.

Eine Art Energiestoß zischte über den Platz hinweg und traf Rakasha direkt an der breiten Brust. Der mächtige Dämon wurde einige Meter zurückgeschleudert, wankte kurz, doch er fing sich sofort wieder. Lachend zielte er erneut mit der Säbelspitze auf uns – und diesmal schoss uns ein gewaltiger roter Blitz entgegen.

Ich rechnete schon damit, von dieser fleischgewordenen

Chilischote geröstet zu werden, doch der Blitz fand ein anderes Ziel. Der Mahant, nach dem wir so dringend gesucht hatten, schien förmlich in einer roten Lichtkaskade zu explodieren.

»Nein!«, schrie ich und stürzte mich ihm entgegen. Der Mahant starb vor meinen Augen, doch mit der letzten Bewegung seines Lebens ließ er eines der beiden Amulette zu Boden fallen. Bevor es dort aufschlug, fing ich es ab.

Jetzt aber legte Rakasha erst richtig los. Weitere Blitze rauschten in unsere Richtung und trafen das so mächtig erscheinende Schloss. Türme explodierten, während einige Mauern regelrecht auseinandergerissen wurden.

Auch das Beben erreichte eine neue Stufe. Die Risse im Boden wurden immer größer, und plötzlich brach direkt vor uns die Erde auf und offenbarte einen unendlich tiefen, vollkommen schwarzen Schlund, der uns alle zu verschlingen drohte.

»Wir müssen ins Schloss!«, schrie Valerius und lief los.

»Aber das stürzt ein«, versuchte ich ihn aufzuhalten.  
»Bring uns doch einfach so hier weg!«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht. Rakasha blockiert einen Teil meiner Fähigkeiten.«

Während Valerius dem Dämon eine weitere Energiewelle entgegen schleuderte, riss ich meinen Partner Ramesh Pukat einfach mit mir. Der Inder war wie angewurzelt stehen geblieben. »Komm endlich!«, rief ich ihm zu.

Der junge Inder nickte nur geistesabwesend. Für ihn musste das Erlebte ein großer Schock gewesen sein, doch darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen.

Ramesh und ich hatten fast das Eingangstor erreicht, da schlug erneut ein Blitz ein. Direkt neben der großen Pforte

hieb er ein gewaltiges Loch in das Gebäude, das durch den Einschlag heftig erzitterte. Doch es gab für uns keine Alternative – wir mussten hinein.

Hinter uns brüllte der Dämon hasserfüllt auf. Als ich einen Blick über die Schulter warf, erkannte ich, dass die restlichen Magier versuchten, ihn irgendwie aufzuhalten. Ob sie das tatsächlich schaffen würden, war eher fraglich, aber zumindest verschafften sie uns ein wenig mehr Zeit.

Endlich erreichten wir das Tor und betraten das Schloss. Einige Mauern waren bereits in die Eingangshalle gestürzt. Eine Treppe, die wohl in höhere Stockwerke führte, war vollständig unter Schutt und Trümmern begraben. Und der Staub, der von der Decke rieselte, ließ nichts Gutes für das weitere Schicksal dieses Gebäudes erahnen.

»Hier herüber!«, erklang die Stimme des Magiers Valerius.

Wir folgten dem Hall der Stimme und erreichten einen seitlichen Gebäudetrakt, dessen Wände von riesigen Schlachtengemälden geziert wurden. Am Fuße eines dieser Bilder stand unser Ziel – einer der mächtigen Kristalle, mit denen wir diese Stadt erreicht hatten.

»Schnell, ihr müsst verschwinden, bevor es zu spät ist«, rief uns Geoffrey McShady zu. Obwohl sein Geist wohl kaum von den Trümmern gefährdet war, machte er auf mich einen gehetzten Eindruck.

»Und was wird aus dir und Valerius?«, fragte ich, kurz bevor ich den Kristall erreicht hatte.

Mein Vorfahre schüttelte nur den Kopf. »Mach dir darüber keine Gedanken. Du weißt doch, Unkraut vergeht nicht. Die Hauptsache ist, du schaffst es, Singh endlich aufzuhalten. Und nun geh!«

Ich nickte ihm zu, dann betrat ich den Kristall. Ramesh Pukkat folgte mir sofort.

»Leb wohl, mein Freund«, hauchte mir Geoffrey McShady noch einen letzten Gruß zu, bevor die Welt vor meinen Augen verschwand und einer unergründlichen Schwärze Platz machte ...

\*\*\*

Obwohl die Kugeln der Soldaten einigen Schaden angerichtet hatten, gelang es den Technikern der *Excelsior* nach fast endlos erscheinenden Stunden dennoch, die wichtigsten Systeme des Flugschiffes wieder in Gang zu bringen. Da bei dem Feuergefecht fast die gesamte Brückenbesatzung das Zeitliche gesegnet hatte, blieben einige der Arbeiter in der Schaltzentrale zurück. Nur Mister Bazooka, der mehr als übergewichtige Chef des Maschinenraums, und drei seiner Helfer zogen sich wieder zurück.

Und auch wenn Miss Derringer befürchtete, dass das Schiff unter dem sich bewegenden Tonnengewicht des Mechanikers endgültig zusammenbrechen würde, entstand an der Brücke kein weiterer Schaden. Dafür hatten die Singh-Anhänger zur Genüge gesorgt. Neben einigen zerstörten Monitoren und Schaltpulten war auch das Kommunikationssystem schwer in Mitleidenschaft gezogen worden.

Innerlich hoffte die blonde Frau darauf, dass das der Grund war, warum sich Colt seit Stunden nicht mehr gemeldet hatte, obwohl er ein eigenes Headset bei sich trug. Auch Miss Derringer hatte inzwischen ein solches angelegt, falls er sich doch noch melden sollte. Doch sie wusste selbst, dass er wahrscheinlich längst tot war. Karun Sirgat

und seine Männer hatten sicherlich nicht aus eigenem Antrieb die *Excelsior* übernehmen wollen.

»So wie es aussieht, kann es jetzt tatsächlich losgehen«, riss sie Mister Magnum aus ihren Gedanken. »Es sei denn, Sie möchten noch ein bisschen in Gedanken schwelgen.«

*Vielleicht sollte ich lieber in deinem Blut schwelgen*, schoss Miss Derringer durch den Kopf. »Noch drei Minuten«, antwortete sie ihm stattdessen.

»Er ist tot«, flüsterte ihr der braunhaarige Mann zu, während er näher an sie herantrat.

»Wie bitte?«, fragte die blonde Killerin, obwohl sie genau wusste, worauf ihr Gegenüber hinauswollte.

»Commander Colt. Sie wissen es, und ich weiß es. Sie sollten sich nicht durch ihre Gefühle für ihn dazu verleiten lassen zu zögern.«

Wütend schoss Miss Derringers linke Hand nach oben und legte sich um den Hals des Navigators. »Von dir lasse ich mir keine Ratschläge erteilen, du kleiner Wurm«, zischte sie ihm ins Ohr. »Entweder du machst was ich sage oder du verlässt die Brücke in Einzelteilen. Verstanden?«

Die Augen des braunhaarigen Mannes traten bereits hervor, so eng schnürten sich die Finger der Frau um seine Kehle. »Ver ... stan ...d ...d ... en«, presste er mit letzter Kraft hervor.

Sofort verschwand die Hand von seiner Kehle. Der Navigator rang keuchend nach Luft, während er sich den schmerzenden Hals rieb.

Miss Derringers Aktion hatte einige Aufmerksamkeit unter der Besatzung verursacht. »Was gibt es da zu glotzen? An eure Plätze, sofort!«

Eingeschüchtert nahmen ihre Untergebenen eilig ihre

Plätze ein. Miss Derringer konnte spüren, wie sie sich durch ihre Aktion Respekt verschafft hatte. Ein gutes Gefühl fuhr durch ihren Körper, doch das verschwand wieder, als sie an Mister Colt dachte.

Colt – langsam gingen ihr diese Decknamen gehörig auf die Nerven, aber es war nun einmal eine Anweisung des Generals, so viel Anonymität wie möglich untereinander zu wahren. Sie hätte gern den Commander mit seinem richtigen Namen angesprochen, doch den hatte er ihr noch immer nicht verraten. Umgekehrt sah das schon ganz anders aus.

Die drei Minuten verstrichen, ohne dass sich jemand meldete. Schließlich gab sie das Signal zum Start. Ein leichtes Zittern durchfuhr die *Excelsior*, dann hob sie erneut vom Boden ab.

Obwohl Miss Derringer diese Entscheidung schon schwergefallen war, stand ihr die schwierigste noch bevor. Der Befehl, das Feuer auf Singhs Hauptquartier und damit auch auf Commander Colt zu eröffnen ...

\*\*\*

Vijay Brahma Singh stand vor den Bildschirmen in seiner Kommandozentrale und schwieg. Die Stunden strichen dahin, in denen die Vorbereitungen zum Start von *Kalis drittem* Auge vorangetrieben wurden.

Außerlich schien Singh eine absolute Ruhe auszustrahlen, doch in seinem Inneren brodelte es. Noch etwa 15 Stunden, dann war seine Maschine voll einsatzbereit. Aber würde es überhaupt dazu kommen?

Hatte er Fehler gemacht? Die falschen Leute mit den fal-

schen Aufgaben betraut? Irgendwie schien das gesamte Geschehen an ihm vorbeizulaufen. Den Grund dafür kannte er auch – er hatte seine rechte Hand, den Mönch Ramanuja, mit zahlreichen wichtigen administrativen Aufgaben betraut. Eigentlich hatte er vollstes Vertrauen in seinen alten Weggefährten gehabt, doch jetzt schien es, als sei er auf eine gewisse Weise überfordert.

Warum hatte er ihm nichts von der Abmachung zwischen ihm und diesem Mister Colt erzählt? Und überhaupt – eigentlich wusste er fast nichts von diesem scheinbaren Verbündeten, den er lediglich als eine zeitweilige Marionette ansah, deren Fäden nun nach und nach gekappt wurden.

Zudem fragte er sich, warum er seit Stunden keine Neuigkeiten darüber erhalten hatte, was mit Colt und seinen Helfern, Sir Gerald und Jimmy Spider sowie der Besatzung der *Excelsior* geschehen war. Hatte Ramanuja Angst, ihm etwas zu erzählen? Es schien, als würde er seinem Meister aus dem Weg gehen.

»Ramanuja!«, rief er den Mönch zu sich.

Der greise Mann, der trotz seines unbestimmt hohen Alters noch erstaunlich fit und gesund war, verbeugte sich leicht. »Ja, Meister?«, fragte er ohne seine ihm sonst eigene Selbstsicherheit.

»Sind unsere Männer in England erfolgreich gewesen?«

Ramanuja erblasste leicht. »Natürlich – ich meine, soweit ich weiß«, druckte er herum.

Vijay Brahma Singh ballte seine Hände zu Fäusten. Ramanuja, sein wichtigster Vertrauter und alter Freund – er log ihm tatsächlich eiskalt ins Gesicht. »Du lügst!«, sprach er seine Gedanken aus.

Der Mönch zuckte zusammen. Auch einige der Soldaten drehten sich geschockt von ihren Monitoren herum.

»Wie meint Ihr das, Meister?«

»Leben die Spiders noch?«, fragte er nun direkt.

Ramanuja schien sich vor seinem Meister förmlich zu winden. »Ich weiß ... ich meine ... ja«, brachte er schließlich hervor.

»Und der Colonel ist tot?«

»Ja«, antwortete der Mönch, während er mit jeder Sekunde mehr in sich zusammenzusinken schien.

»Und Colt und seine Leute, sind sie wenigstens erledigt?«

»Seine Begleiter ja ... Colt aber nicht.«

»Was?«, brüllte er Ramanuja an. Er hatte schon länger ein ungutes Gefühl gehabt, nun aber schien es, als würden alle seine Pläne wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. »Und die *Excelsior*?«

»Ist leider nicht unter unserer Kontrolle.«

Drohend näherte sich Singh seinem Helfer Schritt um Schritt, während der Mönch immer weiter zurückwich. »Aber die Amulette in dem Tempel haben unsere Soldaten doch hoffentlich vernichtet«, sagte Singh mit einem sarkastischen Unterton.

»Leider nicht«, antwortete der Mönch, während er mit dem Rücken gegen die metallene Wand stieß.

»Das hatte ich mir gedacht.« Sehr langsam hob Vijay Brahma Singh seine Hände an und legte sie an Ramanujas Kopf. Der Schädel schien in den mächtigen Pranken fast zu verschwinden.

»Bitte ... bitte ...«, stotterte der Mönch.

»Ramanuja, mein alter Freund, du hast mich sehr ent-

täuscht. Durch dein Versagen hast du unsere gesamte Mission an den Rand des Scheiterns gebracht. Dafür gibt es nur eine Strafe. Betrachte es als eine Ehre, dass ich selbst sie vollstrecke.« Dann drückte Singh unerbittlich zu.

Als auch das letzte Leben aus dem Körper des Mönchs geronnen war und Singh seine verdreckten Hände gesäubert hatte, wandte er sich wieder seinen Soldaten zu. In ihren Gesichtern spiegelte sich das blanke Entsetzen wider. Nur einer von ihnen blickte seinen Meister völlig regungslos an.

»Lieutenant Giani Pruddhat, erheben Sie sich«, sprach er den Soldaten direkt an.

»Ja, Meister?«, fragte der etwa vierzig Jahre alte Mann mit dem fülligen schwarzen Oberlippenbart, während er sich von seinem Stuhl erhob.

»Hiermit ernenne ich Sie zum Colonel. Sie werden von nun an unsere Streitkräfte koordinieren. Alle Befehle, alle Aktionen werden über mich allein laufen. Alle Ereignisse werden mir persönlich mitgeteilt. Haben Sie das verstanden?«

»Natürlich, Meister.« Der neu ernannte Colonel verbeugte sich kurz vor seinem Meister. »Wie kann ich euch zu Diensten sein?«

»Sorgen Sie dafür, dass Mister Colt endlich getötet wird. Um die *Excelsior* werde ich mich persönlich kümmern.«

Vijay Brahma Singh schloss seine Augen. Vor seinem geistigen Auge erschien der Berg, in dem Rakashas Totenvögel lebten. Er sandte ihnen einen gedanklichen Befehl zu. Sofort machte sich ein Schwarm der mächtigen Vögel auf, um die *Excelsior* zu vernichten.

Seine Feinde sollten es bitter bereuen, sich ihm in den

Weg gestellt zu haben ...

\*\*\*

Die Rückreise vom Refugium der Magier zurück in unsere Welt verlief ähnlich spektakulär wie die Hinreise. Ein paar gewaltige Nichtigkeiten, körperlose Erfahrungen, auf die ich auch verzichten konnte und ein bisschen Small Talk, um sich die Zeit zu vertreiben, dann waren Ramesh Pukkat und ich wieder in dem sogenannten Brahma-Tempel angekommen.

Noch immer lagen die Leichen der Mönche unberührt auf dem Boden, nur hatte das Blut inzwischen eine ganze Schar Fliegen angelockt. Da ich es mir nicht auch noch mit dem örtlichen Fliegengott – falls es überhaupt einen solchen gab – verscherzen wollte, ließ ich die summenden Plagegeister lieber in Ruhe.

»Und jetzt?«, fragte Ramesh Pukkat, mehr an sich selbst gerichtet.

»Jetzt retten wir die Welt.«

Das war allerdings leichter gesagt als getan, denn ohne fremde Hilfe würden wir das kaum schaffen, auch wenn ich das Brahma-Amulett in meinen Besitz gebracht hatte. Zum Glück gab es da aber noch die TCA, unseren Arbeitgeber. Nach einem längeren Telefonat mit Albert Scarfe hatte ich die wichtigsten Maßnahmen in die Wege geleitet.

Ein Hubschrauber würde am *Indira Gandhi International Airport* auf uns warten und uns zu den Kriegsschiffen bringen, mit denen mein Vater blindlings nach Singhs versteckter Insel suchte. »Nicht irgendein Hubschrauber«, hatte Scarfe hinzugefügt, und als ich das Gefährt zum ersten Mal

sah, wusste ich, dass er nicht untertrieben hatte.

Das silbrig glänzende Fluggerät machte einen äußerst futuristischen Eindruck auf mich. Es besaß eine Form, die mich irgendwie an einen Lachs erinnerte. Nur hatten Lachse normalerweise nicht zwei vierblättrige Rotoren an ihrem Rücken – beziehungsweise in diesem Fall auf dem Dach – befestigt, und statt einer Schwimmlasche besaß der Hubschrauber an seinem Hinterteil einen weiteren Rotor. Ob die beiden davon abzweigenden kleinen Flügel eine eigene Funktion hatten oder nur aus ästhetischen Gründen angebracht waren, konnte mir wohl nur der Erbauer verraten.

»Das nenne ich mal einen Hubschrauber«, rief mir mein indischer Kollege zu, während wir uns auf unsere Mitfluggelegenheit zubewegten.

»Tja, für TCA-Agenten nur das Beste«, erwiderte ich.

»Und warum muss ich dann ständig in einem stickigen kleinen Raum ohne Klimaanlage arbeiten?«

Darauf wusste ich leider auch keine Antwort, aber das war im Moment leider zweitrangig. Ich musste nur einen Blick auf die Uhr werfen, um zu merken, dass die Zeit drängte. In nicht einmal mehr 15 Stunden würde Vijay Brahma Singh seine Maschine aktivieren können.

Endlich hatten wir den grün lackierten Hubschrauber erreicht, dessen Einstiegstüren bereits weit offen standen. Ich hob zunächst meinen Einsatzkoffer, auf den ich auch bei dieser Reise nicht verzichten wollte, hinein, bevor ich mich selbst in den geräumigen Innenraum schob. Danach half ich auch Ramesh Pukkat hinein.

»Hübsch hier«, meinte der Inder. »Ich frage mich nur, wie die Stewardessen hier so sind.«

»Auf die müssen Sie leider verzichten, meine Herren«,

erklang vom Pilotensitz eine männliche Stimme. »Dafür werden Sie einen unvergesslichen Flug erleben. Sie müssen Jimmy Spider und Ramesh Pukkat sein, nehme ich an.«

»Sie haben voll ins Schwarze getroffen«, antwortete ich dem Mann, von dem ich nur den Helm und ein Teil des hellhäutigen Gesichts erkennen konnte. Seine Augen wurden von einer dunklen Sonnenbrille verdeckt.

»Mein Name ist übrigens Tom Watkins, und der stille Geselle neben mir heißt Allan Westwood.« Der Kopilot winkte uns kurz zu, ohne sich umzudrehen. »Wir werden Sie sicher zu Ihrem Ziel bringen.«

»Das will ich doch schwer hoffen«, erwiderte ich halb scherzhaft.

Der Pilot lachte etwas verkrampft. Dann drückte er einen Knopf, durch den die Türen automatisch geschlossen wurden. Es ging also los.

Ramesh Pukkat hatte jedoch noch eine Frage auf dem Herzen. »Was ist das eigentlich für ein komischer Hubschrauber?«

Der Pilot drehte sich zu uns herum und lächelte spitzbübisch. »Danke, dass Sie fragen. Sie haben doch bestimmt schon mal von den Sikorsky-X2-Hubschraubern gehört, die vor nicht allzu langer Zeit in den USA entwickelt wurden.« Watkins schien auf eine Reaktion zu warten, stattdessen erntete er nur betretenes Schweigen. Er räusperte sich kurz, dann setzte er seine kleine Rede fort. »Wie dem auch sei, solche Projekte finden bekanntlich überall ihre Nachahmer. Dieses schöne Modell ist ›Made in Taiwan‹, nur sind dabei ein paar technische und logistische Neuerungen hinzugekommen, zum Beispiel die Tatsache, dass der Innenraum um einiges geräumiger und breiter gestaltet ist. Wenn Sie

wollen, erkläre ich Ihnen die Unterschiede während des Fluges noch detaillierter.«

Ramesh Pukkat warf mir einen mitleidigen Blick zu, den ich ebenso erwiderte. Mich gruselte es jetzt schon, aber irgendwie mussten wir den Flug überstehen, um Singh und seine Anhänger von ihrem wahnsinnigen Plan abzuhalten

...

\*\*\*

Nachdem sich Vijay Brahma Singh um die Excelsior-Besatzung gekümmert hatte, wandte er sich wieder anderen Dingen zu.

»Meister, ich erhalte gerade eine Meldung von unserem Informanten aus England«, meldete sich Colonel Pruddhat. »Ein Hubschrauber mit Jimmy Spider an Bord befindet sich auf einem Flug in Richtung des Indischen Ozeans.«

»Interessant, Colonel«, antwortete Singh. »Was könnten Sie wohl dort wollen?«

»Sir Gerald Spider ist dort mit zwei Kriegsschiffen der britischen Marine unterwegs, um nach unserer Insel zu suchen.«

»Was?«, fuhr Singh seinen Untergebenen an. »Warum erfahre ich erst jetzt davon?«

»Es tut mir leid, Meister. Ich hatte dies alles Ramanuja berichtet – nun, ich konnte ja nicht ahnen, dass er ...«

Vijay Brahma Singh hob seine linke Hand an, um den Colonel zu beruhigen. »Schon gut. Gibt es noch weitere Informationen?«

»Ja. Jimmy Spider ist im Besitz eines der Amulette.«

Wieder stieg eine unbändige Wut in dem mächtigen In-

der hoch. Es schien, als hätte sich die ganze Welt gegen ihn und seinen Plan verschworen.

»Aber es gibt auch eine gute Nachricht, Meister. Der Informant hat uns die GPS-Koordinaten mit dem derzeitigen Standort des Hubschraubers übermittelt.«

Plötzlich konnte Singh wieder lächeln. »Sehr gut«, flüsterte er.

»Soll ich einen der Kampfhubschrauber startklar machen, um Spider abzufangen?«, ereiferte sich der Commander.

»Nein. Darum werde ich mich kümmern.« Und er wusste auch schon ganz genau wie ...

\*\*\*

Ich hatte schon einige Hubschrauber-Flüge hinter mir, aber so schnell wie mit diesem Gerät war ich noch nicht geflogen. Die Dörfer, Städte, Wälder und Flüsse rasten förmlich unter uns hinweg. »Wie schnell sind wir gerade?«, fragte ich unseren Piloten, der uns glücklicherweise weitere technische Anekdoten erspart hatte.

»402 km/h, um genau zu sein«, erwiderte Watkins.

Das erklärte natürlich einiges. Auch, weshalb wir uns langsam bereits auf das offene Meer zu bewegten.

»Das amerikanische Original ist allerdings um einiges schneller, vor allem wegen der schmaleren Bauweise«, begann der Pilot doch noch ein paar technische Feinheiten zum Besten zu geben.

»Schön«, erwiderte ich nur. Watkins schien diesen Wink zu verstehen und schwieg.

»Es ist schon unglaublich«, meinte Ramesh Pukkat. »In einem Moment waten wir durch einen Raum voller Lei-

chen, dann springen wir zwischen zwei Dimensionen hin und her und jetzt sitzen wir in einem Hightech-Hubschrauber und fliegen aufs offene Meer hinaus.« Er schaute mir direkt in die Augen. »Wie kannst du bei all dem nur so entspannt bleiben?«

Ich lächelte schmal. Bevor ich zu einer Antwort ansetzen konnte, unterbrach mich erneut der Pilot. »Wir sind jetzt auf dem offenen Meer. Noch etwa 35 Minuten Flugzeit, dann sollten wir unser Ziel erreicht haben.«

Diese Information gab mir die Zeit, noch einmal etwas in mich zu gehen. War ich wirklich so entspannt, wie ich mich gab? Irgendwie musste ich das sein, sonst wäre ich wohl schon verrückt geworden. Trotzdem dachte ich natürlich daran, was mit Geoffrey McShady und Valerius geschehen sein mochte – und was mit Shatarupa Singh bereits geschehen war.

Bevor ich weiter in Sentimentalitäten schwelgen konnte, holte mich die Stimme des Piloten wieder in die Realität zurück. »Irgendetwas stimmt hier nicht. Wir werden immer langsamer.«

»Das ist unmöglich«, mischte sich jetzt auch Allan Westwood ein. Seine Stimme klang leicht nervös. »Die Geschwindigkeit liegt immer noch bei 398 km/h. Aber es ist, als würden wir uns nur halb so schnell bewegen.«

Ich ahnte schon, dass das keine natürliche oder technische Ursache hatte. Entweder Vijay Brahma Singh oder dieser Rakasha ließen hier ihre Macht spielen. Doch was würde als Nächstes geschehen?

Plötzlich tauchten am Horizont mehrere dunkle Punkte auf, die sich unruhig auf uns zubewegten. Ich erinnerte mich an etwas, dass mir Valerius im Refugium der Magier

gesagt hatte. Totenvögel ... Über solche Wesen sollte Singh verfügen. Waren sie es, die uns gerade entgegen flogen?

»Was zur Hölle ist das?«, entfuhr es dem Piloten. Die fliegenden Kreaturen waren jetzt so nahe, dass wir sie genauer erkennen konnten. Riesige, urwelthafte Vögel mit einer Flügelspannweite von über fünf Metern. Sie besaßen eine vollkommen schwarze, ledrige Haut, federlose Flügel und lange, äußerst spitze Schnäbel. Und ihre Augen glühten in einem dunklen Rot ...

Es waren genau vier dieser Totenvögel. Hatten sie vor wenigen Sekunden noch einen Verbund gebildet, so teilten sie sich jetzt auf und umkreisten den Hubschrauber in einem gewissen Abstand. Es schien, als wollten sie sich ihre Beute genau zurechtlegen.

Plötzlich aber griffen sie an. Einer der Vögel schoss auf die Scheibe auf der Seite des Kopiloten zu - und durchbrach sie mit mörderischer Wucht. Allan Westwood hatte keine Chance. Der Schnabel des Untiers bohrte sich durch den Helm in seinen Kopf.

Tom Watkins schrie vor Entsetzen, während ich meine Desert Eagle zog und entsicherte. Das Flugmonster steckte halb in der Kabine fest. Sein Schnabel zuckte wild hin und her, während die rot glühenden Augen uns fast Funken entgegen zu sprühen schienen.

Gerade als ich auf den Kopf des Untiers anlegen wollte, griffen auch die anderen Totenvögel an. Mit ihren mächtigen Körpern rammten sie den Hubschrauber. Wieder und wieder wurden wir durchgeschüttelt und konnten uns dabei kaum auf unseren Plätzen halten.

Plötzlich geriet der Hubschrauber ins Trudeln. Durch die Stöße musste unser Pilot endgültig die Kontrolle verloren

haben.

»Watkins, kommen Sie zu sich! Halten Sie den Vogel auf Kurs!«, schrie ich den Piloten an, der wie paralysiert wirkte.

Während ich versuchte, den eingedrungenen Monstervogel ins Visier zu nehmen, schaffte das Monstrum es tatsächlich, seinen Schnabel von dem Kopiloten zu lösen. Wütend stach er nach Watkins, verfehlte ihn aber.

Gleichzeitig drückte ich ab. Zwei Kugeln jagte ich dem Untier entgegen. Die Geschosse schlugen direkt in eines der leuchtenden Augen ein. Der Kopf des Totenvogels schien durch die Einschläge förmlich zu explodieren. Das war das Ende des Monsters. Der nun führerlose Körper verlor den Kontakt zu dem Hubschrauber und stürzte in die Tiefe.

Doch die anderen drei Totenvögel hatten noch längst nicht aufgegeben. Immer wieder stießen sie mit ihren Körpern gegen die Verkleidung. An mehreren Stellen wölbte sich das Metall bereits nach innen.

Immerhin gelang es den Piloten, die Maschine wieder unter Kontrolle zu bringen. »Der Vogel muss erst noch geboren werden, der Tom Watkins zum Absturz bringt.«

»Schön, dass wir Sie wieder haben«, rief ich dem Piloten zu.

»Ja, mich freut es auch.«

»Und jetzt – öffnen Sie die Türen.«

»Sind Sie wahnsinnig?«, schrie Watkins, und auch Ramesh Pukkat sah mich entgeistert an.

»Wir können Sie vernichten. Aber nur, wenn wir sie direkt angreifen. Oder wollen Sie warten, bis Sie zu uns hinein kommen?«

Watkins nickte. »Also gut.«

»Mach den Einsatzkoffer auf!«, rief ich meinem indischen Kollegen zu, während sich die Türen langsam öffneten.

»Und dann?«

»Hol den Flammenwerfer raus!«

»Doch nicht etwa den Föhn?«, fragte Ramesh Pukkat entgeistert.

»Genau den«, antwortete ich. »Pass auf!«

Einer der Totenvögel schien unseren Plan erkannt zu haben und rammte erneut den Hubschrauber – nur diesmal traf er auf keinen Widerstand. Mit lautem Kreischen drang das Monster in den Innenraum ein und schleuderte Ramesh Pukkat zurück.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich taumelte zurück, fand keinen Halt und stürzte aus der offenen Tür. Im letzten Moment ergriff meine linke Hand eine Querstange direkt neben dem Ausstieg.

Ich konnte förmlich spüren, wie sich die Sehnen in meinem Arm bis ans Äußerste dehnten, während meine Beine über dem offenen Meer baumelten. Wenn ich jetzt abstürzte, wäre ich die perfekte, bereits weich geschlagene Zwischenmahlzeit für jeden gerade anwesenden Raubfisch.

Oder für einen der Totenvögel. Die zwei übrigen Flugwesen segelten unter mir entlang und schienen nur darauf zu warten, dass mich die Kräfte verließen. Doch den Gefallen würde ich ihnen nicht tun. Stattdessen schoss ich mit der Desert Eagle, die ich noch immer in meiner rechten Hand hielt, auf die monströsen Wesen.

Zwei Kugeln rauschten dem Wasser entgegen, die nächsten drei aber trafen. Einer der beiden Totenvögel wurde mehrmals durchgeschüttelt, ansonsten aber schienen ihm

die Geschosse nicht viel auszumachen. Doch auf die Augen zu zielen war aus dieser Entfernung ein hoffnungsloses Unterfangen.

Im Hubschrauber tobte unterdessen weiter ein mörderischer Kampf. Hektisch schlug das schwarze Flugwesen immer wieder mit seinem Schnabel auf Ramesh Pukkat ein. Ich glaubte schon, dass der nächste Stoß für meinen indischen Kollegen das Ende bedeuten würde, da aktivierte er endlich den Mini-Flammenwerfer. Eine grell leuchtende Feuerlohe schoss auf den Totenvogel zu. Sofort stand das Monster lichterloh in Flammen. Die ledrige, trockene Haut des Wesens brannte wie Zunder, während es schreiend hin und her zuckte.

Plötzlich kippte der Hubschrauber nach links weg – und damit auch der brennende Vogel. Meine Beine fanden endlich wieder halt, sodass ich den Griff losließ. Das jedoch war ein Fehler. Erneut stürzte ich haltlos dem Meer entgegen, doch im letzten Moment schlug der Pilot wieder einen waagerechten Kurs ein.

Ich wurde durch den Schwung gegen einen der Vordersitze geschleudert, während sich Ramesh Pukkat mühsam an der Sitzbank festklammerte.

»Festhalten!«, schrie Tom Watkins, während der Hubschrauber plötzlich nach unten absackte.

Einer der Totenvögel war direkt vor der Schutzscheibe des Piloten aufgetaucht. Doch mit dessen schneller Reaktion schien das Wesen nicht gerechnet zu haben. Während der Hubschrauber einige Meter nach unten sackte, geriet der Vogel zwischen die Rotoren. In der nächsten Sekunde segelten Kopf und Körper des Wesens unabhängig voneinander der Meeresoberfläche entgegen.

Blieb noch ein Monstervogel, und der ging aufs Ganze. Im Sturzflug zielte er auf die offene Kabinentür, während er seinen Schnabel weit aufriss.

»Den holen wir uns!«, schrie Ramesh Pukkat, riss den Flammenwerfer hoch und drückte ab. Gleichzeitig schoss ich mit meiner eigenen Waffe auf das höllische Untier.

Während der Totenvogel mit ausgebreiteten Schwingen gegen den Hubschrauber prallte und uns ins Trudeln zwang, wurde das Monster voll getroffen. Die Flammen schlugen gegen seine ungeschützte Brust, während meine Kugeln direkt in den Kopf des Monsters jagten.

Der Körper des Untiers flog förmlich auseinander. Zahlreiche Fetzen stürzten dem Meer entgegen.

»Ich schätze, wir haben es geschafft«, rief der indische Agent mir zu. Ich nickte nur anerkennend. Gleichzeitig fühlte ich nach dem Brahma-Amulett. Es befand sich noch immer gut verstaut in der Innentasche meines Jacketts. Ich trug es bewusst nicht direkt am Körper, damit es uns nicht zu früh zur Nebelinsel brachte.

»Darf ich jetzt die Türen wieder schließen?«, fragte Tom Watkins vorsichtig.

»Sie dürfen.«

»Gut.« Watkins drückte einige Knöpfe, woraufhin der Hubschrauber wieder spürbar beschleunigte. »Es scheint, als könnte die Reise weitergehen«, sagte er vergleichsweise ruhig, wenn man bedachte, dass neben ihm sein toter, blutüberströmter Kollege saß. Wahrscheinlich stand er noch immer unter Schock, ohne es selbst zu merken.

»Dann nehmen Sie Kurs auf die Schiffe«, antwortete ich.

»Glauben Sie mir, im Moment tue ich nichts lieber als das ...«

Wie ein gewaltiger Raubvogel schwebte die *Excelsior* über der Festung der Singh-Bruderschaft. Das Bild, das Miss Derringer auf dem wieder funktionierenden Hauptmonitor zu sehen bekam, ließ ihr einen kleinen Schauer über den Rücken rieseln. Eigentlich wusste sie, dass es keine andere Möglichkeit gab, als das Feuer auf die Anlage zu eröffnen, doch sie hätte gerne die Gewissheit, dass sie damit nicht das Todesurteil für Mister Colt unterschreiben würde.

»Geben Sie jetzt die Freigabe oder nicht, Miss Derringer?«, fragte Mister Magnum ungehalten. Offenbar hatte ihm die Demonstration der blonden Frau wenige Minuten zuvor noch immer nicht seinen Widerstandswillen geraubt. Seine kratzige Stimme erinnerte aber sofort daran, was ihm widerfahren war.

»Warten Sie noch«, antwortete Miss Derringer ebenso nervös. »Und nennen Sie mich nicht ständig ›Miss Derringer‹. Diese alberne Decknamen-Scharade geht mir langsam auf die Nerven.«

»Ich lege mich ganz sicher nicht mit dem General an«, erwiderte der Navigator.

Die blonde Killerin war schon kurz davor, Mister Magnum eine Kugel in den Kopf zu jagen und selbst das Steuer zu übernehmen, da erklang an ihren Ohren plötzlich ein Kratzen. Das Headset! Jemand versuchte, zu ihr Kontakt aufzunehmen.

»Commander Colt, können Sie mich hören?«, schrie sie förmlich in das Mikrofon vor ihrem Mund hinein.

Noch einmal war ein kratziges Rauschen zu hören. Dann

erklang tatsächlich Colts Stimme. »Ja!«

Eine wohlige Erleichterung durchströmte Miss Derringers Körper. Vielleicht war ja doch noch etwas zu retten. »Wie ist Ihr Status?«, fragte sie.

»Ich bin tot«, erklang es aus der Ohrmuschel.

Die Killerin konnte mit dieser Antwort nichts anfangen. »Wie bitte?«

»Ich bin tot, erledigt, am Ende. Nimm es, wie du willst, Susanna.«

Miss Derringer spürte, dass Colt es absolut ernst meinte. Bisher hatte er sie noch nie mit ihrem wahren Vornamen angesprochen. Dass er es jetzt, in so einer Situation, tat, konnte nichts Gutes bedeuten.

»Ich gebe dir jetzt einen letzten Befehl, bevor ich mich für immer verabschiede«, erklang wieder Colts Stimme, während im Hintergrund Schüsse zu hören waren. »Vernichte Singhs Anlage und vor allem – vernichte Singh. Nimm keine Rücksicht. Unsere Mission ist gescheitert, aber der große Plan muss fortbestehen. Nur so werde ich mein Gesicht wahren können. Für mich gibt es kein Zurück mehr.« Der Commander schwieg kurz, bevor er fortfuhr. »Leb wohl, Susanna! Es war schön mit dir.« Nach dem letzten Satz war wie Leitung endgültig tot.

Miss Derringer saß wie angewurzelt auf ihrem Platz. Sie konnte einfach nicht fassen, was der Commander ihr mit auf den Weg gegeben hatte. Und vor allem, dass er sich auf diese Weise von ihr verabschiedet hatte.

»Miss Derringer, Sie müssen eine Entscheidung treffen«, meldete sich erneut Mister Magnum zu Wort.

Dieser eine Satz sorgte dafür, dass aus der in ihren Gefühlen ertrinkenden Susanna wieder die eiskalte Miss Der-

ringer wurde. Sie erhob sich von ihrem Stuhl, fixierte das Bild der Festung mit ihrem Blick und gab ihre Entscheidung bekannt. »Feuer!«

\*\*\*

Während sich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne in den Blättern des dichten Dschungels brachen, glitten Dutzende, sich rasend schnell bewegend Schatten über sie hinweg. Totenvögel, von ihrem Meister Rakasha aus einer der finstersten Höllen befreit, die auf dieser Insel eine Heimat gefunden hatten. Wesen, denen ein Leben nichts wert war, die nur darauf aus waren, ihrem Meister zu gehorchen und dessen Feinde zu töten.

Erneut hatten sie einen Befehl erhalten, und sie befolgten ihn, ohne zu zögern.

Beinahe lautlos glitten sie durch die Lüfte ihrem Ziel entgegen. Noch wenige Sekunden, dann würden sie es erreicht haben. Ein Ziel, das ebenfalls über dem Boden schwebte. Die *Excelsior* ...

\*\*\*

Der Mann, der durch die Hallen des riesigen Komplexes schlich wie eine Ratte, die sich vor dem Licht versteckte, spürte, wie sich etwas seiner Sinne bemächtigte.

Er kämpfte weiter, tötete, wenn sich ihm ein Gegner in den Weg stellte. Doch ein Ziel hatte er nicht mehr. Er war längst tot, nur durch wessen Hand er endgültig ins Jenseits hinübergleiten würde, das stand noch nicht fest.

Der Mann, der sich Colt genannt hatte, wusste nicht, was

es war, dass da durch seine Gedanken kroch. Es musste etwas Fremdes sein, etwas, das von einer anderen Macht kontrolliert wurde.

Plötzlich erschien etwas vor ihm. Kein Soldat, etwas anderes. Eine Kreatur aus den Untiefen der Hölle. Eine riesige, gelblich leuchtende Schlange, die ihm zischelnd entgegen glitt.

Vor wenigen Minuten noch hätte er seine Waffen erhoben und sofort das Feuer eröffnet, doch nun spürte er, dass ihm von diesem Wesen keine Gefahr drohte. Für einen Augenblick traf ihn ein Blick der tiefrot leuchtenden Augen, dann schlängelte sich das monströse Wesen an ihm vorbei.

Erst jetzt bemerkte der Mann, dass er keine Schmerzen mehr spürte. Noch immer klaffte eine große Wunde an seinem linken Arm, doch kein neues Blut drang mehr heraus. Stattdessen nahm die Haut an seinem Arm eine neue Farbe an. Ein leichtes, fast unscheinbares Braun erschien.

Der Commander spürte erneut, dass etwas in seinen Verstand drang. Doch nicht, um ihn zurückzudrängen oder ihn zu blockieren, er hatte vielmehr das Gefühl, als würde dieses Andere sein Wissen, seine Kräfte und seinen Willen erweitern.

Er wusste nicht, welche Macht in ihn eingedrungen war. Und doch spürte er, was es war. Etwas Böses ...

\*\*\*

Trotz eines ausgeprägten Loches in der Frontscheibe, einigen Beulen an der äußeren Verkleidung und eines toten Kopiloten erreichte unser Hubschrauber schließlich doch noch sein Ziel. Einige Dutzend Meter unter uns glitten die

beiden Kriegsschiffe, die die TCA organisiert hatte, auf ruhiger See dahin.

Einen Zerstörer und eine Fregatte hatte man aufgeboten, um Vijay Brahma Singhs wahnwitzige Pläne zu stoppen. Recht überschaubar, wenn man mich fragte.

Der Hubschrauber senkte sich auf einen auf dem Zerstörer befindlichen Landeplatz, auf dem sich schon einige Schaulustige versammelt hatten. Ich musste kein Prophet sein, um zu erahnen, dass sich darunter auch Sir Gerald Spider befand. Normalerweise versuchte ich, Begegnungen zwischen uns zu vermeiden, doch diesmal kam ich um dieses zweifelhafte Vergnügen wohl nicht herum.

»Du ziehst ein Gesicht, als hätte dir jemand Haferschleim zum Frühstück serviert«, sprach mich Ramesh Pukkat auf meine wohl recht offensichtlichen Gefühle an.

»Kein Haferschleim, eher gesalzenen Dünger«, erwiderte ich, woraufhin der Inder mit gespielter Ekel sein Gesicht verzog.

Zumindest hatten wir unseren Humor nicht verloren. Noch nicht, denn der gefährlichste Teil stand uns noch bevor.

Inzwischen hatte ich auch die restlichen Ersatzmagazine für die Desert Eagle aus meinem Einsatzkoffer geholt und sie mir eingesteckt. Zum einen, weil ich für weitere Angriffe vorbereitet sein wollte, zum anderen, weil meinen Einsatzkoffern meist nur ein kurzes Leben beschieden war.

Endlich setzte der Hubschrauber auf dem Landeplatz auf. Wortlos öffnete Tom Watkins die Türen. Offenbar hatte ihn der ständige Anblick seines toten Kollegen doch wieder in einen Schockzustand versetzt.

Ich griff mir meinen Einsatzkoffer und sprang aus dem

Hubschrauber hinaus. Eine leichte, kühle Brise strich über mein Gesicht und über meinen Körper.

»Wie in einem Urlaubsparadies sieht es hier aber nicht aus«, witzelte mein indischer Kollege.

Im nächsten Moment wurden wir endgültig in die Realität zurückgeholt. Ein Mann mit schwarzgrauen Haaren und einem Vollbart in der gleichen Farbe lief uns entgegen. Er war etwa ein Meter neunzig groß, trug einen schwarzen Anzug ohne Krawatte, eine dunkle Hose und schwarze Lederschuhe. Für sein Alter wirkte er äußerst durchtrainiert.

In seinen Augen strahlte noch immer ein machtvoller, teils sogar überheblich wirkender Glanz.

»Jim, es freut mich, dass wir uns hier wiedertreffen«, schrie er mir entgegen, um die Geräusche des Hubschraubers zu übertönen.

»Du weißt es doch genau – ich heiße Jim-*my*. Steht auch in meinem Ausweis, wenn du mir nicht glaubst.«

»Schon gut«, hob er beschwichtigend die Hände. »Lass uns jetzt nicht darüber streiten. Wir sind schließlich wegen wichtigeren Dingen hier.«

Zunächst aber begrüßte er noch Ramesh Pukkat, der sich trotz der Dinge, die ich ihm über meinen Vater erzählt hatte, wie ein Schuljunge darüber freute, endlich seinem großen Idol begegnen zu dürfen. Nun ja, jedem das seine.

Inzwischen schüttelte ich die Hand eines weiteren Mannes, der zu unserer Begrüßung eine Uniform der Royal Marines trug.

»Lieutenant Commander Alec McCoy. Ich leite diese Operation in Zusammenarbeit mit Ihrem Vater«, stellte sich der etwa vierzig Jahre alte Mann vor. Die scharfen Falten in seinem angespannten Gesicht zeugten davon, dass dies bei

Weitem nicht sein erster derartiger Einsatz war. Auf seiner sonnengebräunten Haut schimmerten einige Schweißtropfen.

»Jimmy Spider, aber das wissen Sie ja bereits. Ich bin aber etwas überrascht – ein Lieutenant Commander, der die Befehlsgewalt über zwei Schiffe hat?«

McCoy konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Keine Sorge, ich war nicht immer Lieutenant Commander. Eigentlich bin ich Rear Admiral, aber für diesen Einsatz habe ich mich vorübergehend zurückstufen lassen.«

»Sind Sie so scharf darauf, der Singh-Bruderschaft in den Hintern zu treten?«

Augenblicklich verschwand das Lächeln auf dem Gesicht des Marines. »Sie töteten meinen Bruder«, flüsterte er mir zu.

Ich nickte. Offenbar hatte bei diesem Einsatz jeder seine ganz eigenen Motive.

Hinter dem Lieutenant Commander hatten sich noch etwa ein Dutzend weitere Marines zu unserer Begrüßung aufgebaut. Da diese nun endlich überstanden war, schickte sie McCoy wieder an die Arbeit. »Ich gehe mich mal umziehen«, verabschiedete er sich von mir.

Während ich einen Blick auf die Fregatte warf, die etwa einhundert Meter neben dem Zerstörer durch das Wasser pflügte, trat mein Vater neben mich.

»Es freut mich wirklich, dass wir uns wiedersehen. Deine Mutter hätte es bestimmt nicht gewollt, dass wir uns so selten treffen.«

Ich warf ihm einen bösen Blick zu. »Seit wann weißt du so genau, was meine Mutter gewollt hätte?« Bevor er etwas erwidern konnte, wechselte ich das Thema. »Hier.« Ich zog

das Amulett aus meiner Jackentasche hervor und hielt es fest in meiner rechten Hand. »Damit sollten wir uns lieber beschäftigen.«

»Ist das das Amulett, von dem mir Albert berichtet hat?«

Mir lag ein dummer Spruch auf den Lippen, doch im Angesicht meines Vaters verkniff ich ihn mir. »Genau. Es wird uns zu der Insel führen. Da fällt mir ein – wie hast du eigentlich geglaubt die Insel finden zu können?«

Auf seinem Gesicht erschien der Anflug eines Lächelns. »Ich hatte gehofft, dass Singh mich finden und es auf ein letztes Duell ankommen lassen würde. Aber scheinbar sieht er einen alten Mann nicht mehr als eine Bedrohung an.«

Hörte ich da etwa ein wenig Wehmut heraus? Sir Gerald schien in den letzten Jahren tatsächlich etwas gealtert zu sein. Aber irgendwie traute ich dem Braten nicht. »Vielleicht liegt es auch daran, dass du nur mit mageren zwei Schiffen gegen ihn angehen willst.«

»Versuch du mal einer Regierung zu erklären, dass ein ausgebrochener Top-Terrorist mittels einer kaum beschreibbaren Maschine von einer unsichtbaren Insel aus die Menschheit vernichten will. Ich kann schon froh sein, dass man mir zwei Schiffe überlassen hat. Zufällig hatte die britische Regierung den Indern zu Trainingszwecken eben diese beiden hier ausgeliehen. Deswegen befinden sich unter der Besatzung nur einige Dutzend Briten.«

»Trotzdem steigert das nicht gerade meinen Optimismus«, erwiderte ich.

Die nächsten Minuten verbrachten wir schweigend. Immer wieder warf ich einen Blick auf das Amulett, doch es tat sich nichts. Ich hatte lediglich das Gefühl, dass mich das Brahma-Abbild schief angrinste. Als ich ihm meine Zunge

entgegen streckte, erntete ich nur einen entgeisterten Blick meines Vaters.

Auf der durch die Schiffe aufgewühlten See glitzerten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Wenn nicht bald etwas geschah, mussten wir im Dunkeln nach der Insel suchen.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Noch etwa vierzehn oder fünfzehn Stunden, dann würde Singh seine Maschine aktivieren können.

»Da ist etwas, dass ich dir noch nicht erzählt habe«, sprach mich mein Vater wieder an. »Eigentlich habe ich es niemandem auf diesen Schiffen erzählt. Du wirst dich sicher gefragt haben, warum Singh nicht schon vor fünf Jahren seine Maschine aktiviert hat. Nun, sie war noch nicht ganz fertig, und als sie es war, habe ich ihn noch rechtzeitig in die Falle gelockt.«

»Und?«

»Die Sache ist die, der Informant hat mir damals berichtet, dass die Maschine eine bestimmte Zeit benötigt, um voll einsatzfähig zu sein. Allerdings kann Singh sie theoretisch auch schon früher aktivieren, nur ist ihre Wirkung dann nicht ganz so gravierend.«

Ich blickte meinen Vater entsetzt an. »Und das erzählst du mir erst jetzt?«

»Was hätte das schon geändert?«, erwiderte er.

Ich schüttelte nur den Kopf. Wieder einmal zog mein Vater sein ganz eigenes Spiel durch. Ich hatte mich nicht getäuscht – in Wahrheit hatte er sich kein bisschen geändert. Noch immer war er der verschlossene, egozentrische Geheimagent, mit dem ich mich nie besonders verbunden gefühlt hatte.

Bevor ich ihm das allerdings sagen konnte, veränderte sich plötzlich die Szenerie. Einige Hundert Meter vor den Schiffen erschien wie aus dem Nichts eine graue Nebelwand.

Automatisch blickte ich auf das Amulett in meiner Hand hinab. Der runde Stein strahlte ein merkwürdiges, gelbliches Licht ab. Hatten wir endlich die Nebelinsel gefunden?

Nicht nur wir, auch die Besatzung der Schiffe schien die Veränderung bemerkt zu haben. Sowohl der Zerstörer als auch die Fregatte drosselten merklich ihre Geschwindigkeit.

»Endlich ...«, flüsterte Sir Gerald leise. »Darauf habe ich so lange gewartet.«

Durch den aufziehenden Nebel wurde die Szenerie noch düsterer als sie es durch die untergehende Sonne schon war. Die grauen Schwaden schienen förmlich nach uns zu greifen, um die Schiffe für immer zu verschlingen.

Schließlich drangen wir in die düstere Nebelwand ein. Die grauen Schwaden waren so dicht, dass wir kaum zwanzig Meter weit sehen konnten. Zur Sicherheit stellte ich meinen Einsatzkoffer ab, nahm das Amulett in die linke Hand und zog meine Desert Eagle. Man konnte ja nie wissen ...

»Denkst du, dass Singhs Helfer uns bereits erwarten?«, fragte mein Vater, der meine Bewegungen gesehen hatte.

»Ich denke es nicht nur, ich bin mir sicher.«

Mehrere Minuten lang sahen wir nichts weiter als eine graue Suppe, dann endlich dünnte der Nebel aus und verschwand schließlich. Dafür offenbarte sich uns ein gewaltiger Anblick.

Zwei riesig wirkende, steil in den Himmel ragende Fel-

sen flankierten den Zugang zu der Insel, nach der wir so lange gesucht hatten. Im Hintergrund war eine Art Gebäudekomplex zu erahnen.

Doch das war nichts gegen das, was vor uns am Himmel erschien. Ein gewaltiger Schwarm der schwarzen Totenvögel, die sich in mehreren Reihen auf uns hinabstürzten, um uns endgültig zu vernichten ...

## Jimmy Spider und der Sturm auf die Todesfestung

Es war, als würde ein gewaltiges Inferno über uns hereinbrechen. Dutzende schwarze, wild kreischende Totenvögel stürzten sich uns entgegen, um uns mit ihren langen Schnäbeln und messerscharfen Krallen zu zerfetzen. Vijay Brahma Singh bot wirklich alles auf, um seinen mörderischen Plan endlich in die Tat umsetzen zu können.

Während die ersten Flugwesen über uns hinwegrauschten, öffnete ich meinen Einsatzkoffer und zog den Mini-Flammenwerfer hervor. Er hatte mir gegen diese Biester schon einmal gute Dienste erwiesen, und ich hoffte, dass dies auch noch lange der Fall war.

Schreie erklangen, auch Schüsse fielen. Einige der Soldaten, die sich an Deck der Schiffe befunden hatten, wurden von den Vögeln einfach mitgerissen.

Auch Sir Gerald Spider hatte inzwischen eine Waffe gezogen, einen silbrig schimmernde Colt M1911, und schoss auf die angreifenden Totenvögel.

Eines der Biester versuchte mich mit seinen Krallen zu packen, doch ich reagierte schneller. Nur kurz schoss eine Feuerlohe aus dem Flammenwerfer hervor, die Wirkung war für das Untier allerdings verheerend. Sofort stand es lichterloh in Flammen, taumelte durch die Luft und traf sogar noch einen Artgenossen, der ebenfalls in Brand geriet.

Weitere Flugmonster rauschten über uns hinweg. Eines der Ungetüme rammte den starr herumstehenden Hubschrauber. Krachend stürzte er Ramesh und mir entgegen. Mit einem Hechtsprung brachte ich mich in Sicherheit, während das Fluggerät von der Plattform auf die unteren Decks stürzte und dabei auch meinen Einsatzkoffer mit

sich riss. Schreie erklangen, deren Ursachen ich mir aber kaum vorzustellen traute.

Dafür taumelte uns das Untier, das den Hubschrauber gerammt hatte, entgegen. Gleichzeitig näherten sich von oben weitere große Schatten.

Ramesh Pukkat riss seine Waffe hoch und schoss. Der Totenvogel, der direkt über mir gelauert hatte, schrie auf und stürzte mir plötzlich entgegen. Das Gewicht des sterbenden Monsters riss mich zu Boden.

Wild zuckte die ledrige Haut über mir herum, während ich versuchte, mich aus meiner misslichen Lage zu befreien. Als ich schon glaubte, hier unten eine kleine schöpferische Pause einlegen zu können, erhielt ich Hilfe von unerwarteter Seite.

Einer der Totenvögel schleuderte seinen toten Artgenossen von mir herunter. Dann riss er seinen Schnabel weit auf und stürzte sich auf mich.

»Friss das!«, schrie ich, als ich ihm mitten in den Schnabel schoss. So viele Kugeln wie möglich jagte ich in den schwarzen Rachen. Schließlich flog der Kopf des Monsters in Fetzen auseinander.

Sofort lud ich meine leergeschossene Desert Eagle nach. Doch die Totenvögel ließen mir keine Verschnaufpause. Als hätte sie jemand direkt auf mich angesetzt, flogen zwei weitere Untiere in Kopfhöhe auf mich zu. Noch bevor ich reagieren konnte, wurde erneut geschossen.

Eine wahre Kugelsalve schüttelte die Flugwesen durch. Taumelnd stürzten sie auf das Deck, wobei sie mit ihren Flügeln wild um sich schlugen. Bevor sie sich wieder aufrichten konnten, setzte ich erneut meinen Mini-Flammenwerfer ein und vernichtete die Monster.

Erst mit einem Seitenblick erkannte ich, wer mir da das Leben gerettet hatte. Es war Alec McCoy, der sich mittlerweile wieder umgezogen hatte und bräunliche Kampfkleidung trug. In seinen Händen hielt er ein Sturmgewehr.

»Diese Scheißviecher machen uns ganz schön fertig«, brüllte er.

»Aber wir sind schlauer«, antwortete ich. »Danke übrigens.«

Der Lieutenant Commander winkte nur ab.

Für einige Momente gönnten uns die Flugmonster eine Ruhepause. Allerdings nicht dem Rest der Besatzung. Zwar war der Schwarm schon merklich ausgedünnt, dennoch kämpften noch immer knapp ein Dutzend der Totenvögel gegen die Besatzung.

Auch auf dem Deck unter uns. McCoy und ich stiegen die Leiter herunter. Zuvor aber warf ich noch einen Blick auf Ramesh Pukkat und meinen Vater. Beide waren unverehrt und hielten ihre Waffen im Anschlag.

Als McCoy und ich auf dem unteren Deck angekommen waren, erkannten wir, dass wir es nicht geschafft hatten. Gerade zog der Totenvogel seinen blutüberströmten Schnabel aus der Brust eines indischen Soldaten hervor.

Fast gleichzeitig legten wir auf das Untier an und drückten ab. Unsere Kugeln zerstörten den Kopf des Monsters.

Mit einem Blick über die Reling erkannte ich, dass der Hubschrauber durch den Angriff der Monstervögel bis ins Meer gestürzt war. Was aus dem Piloten, Tom Watkins, geworden war, konnte ich leider nicht erkennen. Ich befürchtete allerdings das Schlimmste.

»Woher kommt diese verdammte Höllenbrut?«, fragte mich Alec McCoy.

»Singh steht mit einem indischen Dämon in Verbindung.«

»Wenn ich es nicht vor mir sehen würde, würde ich Sie für verrückt halten.«

Ich lächelte kurz. »Das tun viele so schon.«

Aus sicherer Entfernung sahen wir, wie sich die überlebenden Totenvögel noch einmal zusammenrotteten. Es mussten noch etwa acht von ihnen sein, die erneut einen Schwarm bildeten – und direkt auf Alec McCoy und mich zufliegen.

»Die scheinen einen Narren an Ihnen gefressen zu haben«, schrie mir McCoy zu.

»Nicht nur den Narren, fürchte ich.«

Wie McCoy sein Sturmgewehr hielt auch ich meine Desert Eagle sowie den Flammenwerfer im Anschlag. Noch hatten die Flugwesen uns nicht erreicht, doch wenn sie uns erreichten, wollten wir sie gebührend empfangen.

Als die Totenvögel schließlich in Reichweite waren, drückte ich ab – oder versuchte es zumindest, denn aus meinem Mini-Flammenwerfer drang nicht mehr als eine kleine, graue Wolke. Ausgerechnet jetzt musste dieses Ding seinen Geist aufgeben.

Wütend schleuderte ich den *Föhn* den fliegenden Angreifern entgegen. Eines der Flugwesen wurde tatsächlich am Kopf getroffen, doch die anderen stürzten wie ein Inferno über uns herein.

Die ledrigen Schwinge der Vögel schleuderten mich zu Boden, während sie mit ihren Schnäbeln wütend nach mir hackten. Etwas Scharfes streifte meine rechte Schulter, und auch mein bereits lädiertes linkes Ohr wurde erneut in Mitleidenschaft gezogen.

Ohne groß zu zielen, riss ich erneut meine Desert Eagle hoch und schoss auf die Wand aus schwarzen Leder-schwingen. Gleich mehrere der Monster wurden getroffen und durch die Wucht der Einschläge von der Reling zurückgeschleudert.

Auch ein Kopf zerplatzte, doch dafür war nicht ich verantwortlich, sondern Alec McCoy. Der Lieutenant Commander hatte sich ebenfalls wieder aufgerichtet und hielt sein Sturmgewehr im Anschlag, während er weiter abdrückte.

Auch ich schoss auf die dämonischen Ungetüme, die jetzt offensichtlich ihre Felle davon schwimmen sahen. Während zwei der Totenvögel von unseren Kugeln förmlich zerrissen wurde, zogen sich die übrigen Kreaturen zurück. Mit mächtigen Flügelschlägen stiegen die letzten vier Monster wieder in die Lüfte empor und entfernten sich hastig von den Schiffen.

»Ich würde ja *feige Hühner* sagen, aber das trifft es wohl nicht so ganz«, kommentierte Alec McCoy den Abgang unserer Gegner.

»Vielleicht hat Singh ja zum Abendessen gerufen«, fügte ich noch hinzu.

Erst jetzt hatte ich die Möglichkeit, mich etwas auf dem Zerstörer und dem anderen Schiff umzusehen. Und was ich sah, ließ meine lockeren Sprüche verstummen. Etwa ein Dutzend Leichen sowie mindestens ebenso viele tote Vogelkörper lagen auf den verschiedenen Decks verteilt, und auch auf dem Wasser trieben einige Leichen – sowohl menschliche als auch dämonische. Was für mich einigermaßen glimpflich verlaufen war, hatte für viele Besatzungsmitglieder tödlich geendet.

»Alles in Ordnung bei euch?«, erklang eine mir bekannte Stimme von dem oberen Deck. Es war Ramesh Pukkat, der sich nach mir erkundigte. Ihm war – wie auch meinem Vater – augenscheinlich nichts passiert, wenn man mal von einer etwas verdreckten Kleidung absah.

Gerade als ich zur Antwort ansetzen wollte, schlugen unsere Gegner erneut zu. Plötzlich zischte etwas durch die Luft und traf den Zerstörer mit mörderischer Wucht. Dann sah ich nur noch den grellen Feuerball, der rasend schnell auf mich zuschoss, während mich eine gewaltige Druckwelle von den Beinen riss ...

\*\*\*

Im gleichen Moment, in dem die *Excelsior* die ersten beiden Granaten auf Vijay Brahma Singhs Hauptquartier abfeuerte, wurde das Flugschiff von mehreren schweren Stößen erschüttert. Einige Besatzungsmitglieder stürzten zu Boden, und auch Miss Derringer konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten.

»Was war das?«, schrie sie, während sie auf dem von Kugeleinschlägen beschädigten Bildschirm mitverfolgen konnte, wie die Granaten ihre Ziele trafen. Zwei mächtige Feuerbälle schossen in die Höhe, als einige der äußeren Festungsanlagen getroffen wurden.

Kurz darauf erhielt sie bereits die Antwort auf ihre Frage. Gleich ein ganzes Dutzend schwarze, urwelthafte erscheinende Monstervögel flogen an dem Objektiv der Außenkamera vorbei. Singh hatte also bereits bemerkt, dass sein Kommando an Bord der *Excelsior* gescheitert war.

Erneut stießen die Totenvögel gegen das Flugschiff. Es

erzitterte zwar erneut, aber mehr Schaden schienen die Untiere nicht anrichten zu können.

»Wenn diese Viecher so weitermachen, sind wir bald kampfunfähig«, korrigierte Mister Magnum Miss Derringers Gedanken.

Die blonde Killerin war da ganz anderer Meinung. »Glauben Sie wirklich, dass die Vögel die Außenhülle des Schiffes durchbrechen können?«

»Das nicht, aber durch die Schläge werden die inneren Maschinen verschoben und beschädigt. Nicht sofort, aber wenn wir nichts dagegen unternehmen können ...«

»Dann tun Sie endlich etwas dagegen!«, fuhr Miss Derringer den Navigator an.

»Und was?«, fragte er entgeistert, während die *Excelsior* erneut von einigen schweren Stößen erschüttert wurde.

»Machen Sie die Kugelgeschütze bereit. Damit werden wir den Schwarm zerfetzen.«

Allmählich verlor Miss Derringer ihre ansonsten ruhige und besonnene Fassung. Einmal mehr wünschte sie sich, Commander Colt würde ihr beistehen, doch ihr Vorgesetzter und Geliebter hatte ihr gegenüber selbst erklärt, bereits tot zu sein. Der Plan war gescheitert, viele Besatzungsmitglieder tot und nun wurden sie auch noch von Singhs dämonischen Kreaturen bedroht.

Doch so einfach würde die blondhaarige Frau nicht aufgeben. Dafür hatte sie bereits zu viel durchgemacht. Sie würde Singh und seine verdammte Brut zur Hölle schicken, koste es, was es wolle.

Sie wandte sich einem grauhaarigen, etwa vierzig Jahre alten Mann zu, der einen gefleckten Militäranzug trug und die Kamera-Konsole bediente. »Mister ...« Ihr fiel der

Deckname des Mannes nicht mehr ein, der normalerweise in den Maschinenräumen arbeitete. »Ach, was soll's – Sie da in den Militärklamotten, bringen Sie alle Außenkameras auf den Hauptschirm.«

»Ja, sofort!«, antwortete der Techniker. »Mein Name ist übrigens Mister Omega«, fügte er mit dem leichten Anflug eines Lächelns hinzu. Anscheinend versuchte der Kerl tatsächlich, mit seiner Vorgesetzten zu flirten.

Miss Derringer ignorierte die Andeutungen des Mannes einfach und wandte ihren Blick auf den Hauptbildschirm, auf dem etwa ein Dutzend verschiedene Kameraeinstellungen erschienen. Alle zeigten die schwarzen Totenvögel, die um die *Excelsior* herum flogen und immer wieder zu Rammstößen ansetzten. Einige Aufnahmen flackerten stark, wahrscheinlich durch die Beschädigungen, die bei der Schießerei an Bord entstanden waren.

»Kugelgeschütze bereit!«, vermeldete Mister Magnum.

»Dann geben Sie die Geschützkontrolle an jemand anderen weiter, ich brauche Sie an der Navigation«, wies Miss Derringer ihren Untergebenen an.

»Aye, Sir.« Der verächtliche Unterton in Magnums Stimme war kaum zu überhören, als er an eine andere Konsole trat und die Navigationseinstellungen aufrief. An seiner Stelle übernahm eine dunkelhäutige Frau, deren Name nicht einmal Mister Magnum bekannt war, die Geschütze.

Während das Flugschiff erneut unter den Rammstößen der Totenvögel erzitterte und einige Besatzungsmitglieder zu Boden stürzten, gab Miss Derringer ihre weiteren Pläne bekannt. »Sobald ich den Befehl gebe, werden Sie, Mister Magnum, das Flugschiff in dieser Position nach rechts drehen, und zwar um 360 Grad. Dabei werden die Geschütze

auf Dauerfeuer stehen.«

Die dunkelhäutige Frau und Mister Magnum nickten ihrer Vorgesetzten zu. Gleichzeitig wurde das Schiff erneut gerammt – und diesmal weitaus heftiger als zuvor.

Jeder Einzelne auf der Brücke wurde von der Wucht durchgeschüttelt. Abdeckungen flogen von der Decke zu Boden, während einige Kabel rissen und einen wahren Funkenregen zu Boden regnen ließen.

»Feuer!«, schrie Miss Derringer dennoch, während sie sich an einem Haltegriff hochzog.

Sofort schossen Dutzende Kugeln aus den Geschützen hervor – und trafen die Totenvögel mit infernalischer Wucht. Einige der Kreaturen wurden von den Geschossen regelrecht zerfetzt, andere verloren einen oder mehrere Flügel und stürzten dem Erdboden entgegen.

Jetzt reagierte auch Mister Magnum. Langsam drehte er das Flugschiff um seine eigene Achse.

Die Totenvögel schienen mit einem solchen Angriff nicht gerechnet zu haben. Dutzende der Flugwesen vergingen im Kugelhagel, während sich die *Excelsior* weiter drehte.

Die Szenerie um das Flugschiff herum wirkte wie ein absurder Stummfilm. Da die Außenmikrofone ausgeschaltet waren, starben die Totenvögel aus Sicht der Besatzung völlig lautlos. Immer mehr der dämonischen Kreaturen – oder das, was von ihnen noch übrig war – stürzten einfach ab. Mittlerweile mussten über einhundert dieser Wesen vernichtet worden sein.

Als Miss Derringer schon dachte, sie hätte diesen Kampf für sich entschieden, schlug die andere Seite erneut zu. Wieder wurde das Flugschiff von mächtigen Rammstößen getroffen. Erneut stürzten Teile von der Decke, weitere Ka-

bel lösten sich Funken sprühend aus der Verankerung.

Auch einige der Kameras wurden in Mitleidenschaft gezogen. Vier der auf dem Bildschirm gezeigten Aufnahmen wurden einfach schwarz.

»Volle Kraft voraus!«, schrie Miss Derringer ihrem Navigator zu.

Im nächsten Moment schoss die *Excelsior* etwa fünfzig Meter nach vorn, dem Hauptquartier der Singh-Bruderschaft entgegen.

»Stoppen Sie das Flugschiff – und jetzt drehen Sie es um 180 Grad.«

Während über ihm weitere Funken flogen, wendete Mister Magnum die *Excelsior* erneut.

»Die Frontkamera auf den Hauptbildschirm!«, rief die blonde Frau Mister Omega zu.

Auf dem Bildschirm erschienen erneut die Totenvögel, die sich wieder zusammenzurotten schienen. Etwa zwanzig der Kreaturen waren noch übrig, die sich unter den letzten Lichtstreifen der fast untergegangenen Sonne formierten. Wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, stürzten sie fast gleichzeitig auf das Flugschiff zu.

»Feuer!«, rief Miss Derringer erneut.

Die Kugelgeschosse schlugen in die Masse der Totenvögel wie ein Feuerstrahl. Dutzende dämonische Körper wurden durch die Einschläge, denen die Wesen nichts entgegenzusetzen hatten, zerfetzt. Zwei, drei übrig gebliebene Flugmonster stoben vom Schwarm weg und verschwanden im Nachthimmel.

»Geschafft«, entfuhr es Miss Derringer. »Miss ...«, sprach sie die dunkelhäutige Frau an der Waffenkontrolle an.

»Tasha Lawrence«, antwortete die Frau mit den kurzen

schwarzen Haaren.

Der Verzicht auf den aus ihrer Sicht überflüssigen Decknamen machte die Frau für Miss Derringer sofort sympathisch. Mister Magnum dagegen warf ihr dagegen nur einen verächtlichen Blick zu.

»Also gut, Miss *Lawrence*«, setzte die Kommandantin des Flugschiffes fort. »Laden Sie wieder die Granatwerfer. Jetzt werden wir Singh und seiner Brut den Rest geben ...«

\*\*\*

Vijay Brahma Singh spürte, dass der Angriff auf die *Excelsior* gescheitert war. Gern hätte er seine gedanklichen Kräfte eingesetzt, um das Flugschiff in die Untätigkeit zu zwingen, aber auch seine Energie war irgendwann aufgebraucht. Doch noch hatte er genügend Soldaten, um seine Gegner auf andere Weise zu stoppen.

»Die Männer auf dem Wachturm vermelden, dass die erste Angriffswelle der Totenvögel auf die beiden Kriegsschiffe vorbei ist«, riss Singh Colonel Giani Pruddhat aus seinen Gedanken. Die auf dem Turm postierten Soldaten hatten schon vor einer Viertelstunde das Eintreffen der gegnerischen Streitmacht gemeldet, zur der auch Sir Gerald und Jimmy Spider gehörten. »Die meisten der Vögel sind vernichtet, aber es gab wohl auch einige Dutzend Tote unter den Besatzungsmitgliedern«, setzte der Colonel seinen Bericht fort.

»Sehr gut«, antwortete der riesenhafte Inder. »Die Männer sollen jetzt die Geschützkanone aktivieren. Damit werden sie die Schiffe versenken können.«

»Ja, Meister.«

Während der Colonel die Befehle weiter gab, wanderten Singhs Gedanken zurück zur *Excelsior*. Nicht nur er, sondern auch seine Soldaten hatten die Einschläge der Granaten gespürt, die jedoch keine wirklich wichtigen Teile der Anlage getroffen hatten. Der Schwarm der Totenvögel, mit dem er gedanklich in Verbindung stand, hatte zwar weitere dieser Angriffe gestoppt, aber da die Flugwesen nun besiegt waren, war es nur eine Frage der Zeit, bis die *Excelsior* erneut ihre Granaten auf seine Festung abfeuerte.

»Colonel«, sprach er erneut seinen Untergebenen an. »Weisen sie die Männer innerhalb der Anlage an, drei der Artilleriegeschütze zu besetzen. Und schicken Sie ein paar Soldaten zu den Kampfhubschraubern.« Die Geschütze befanden sich zwar innerhalb der Anlage, konnten aber bei Bedarf herausgefahren werden. Der Start- und Landeplatz der Hubschrauber befand sich zwar etwas außerhalb, aber Singh hoffte, dass eine kleine Gruppe seiner Anhänger der Besatzung der *Excelsior* nicht auffallen würde. »Ich will, dass sie die *Excelsior* vom Himmel holen!«

»Sofort, Meister«, antwortete Giani Pruddhat, ohne weiter nachzufragen. Wozu allerdings Grund bestanden hätte, schließlich hatte sein Meister selbst gesagt, dass er sich persönlich um das Flugschiff kümmern würde. Aber Pruddhat würde niemals einen Befehl seines Meisters kritisieren oder hinterfragen.

Vijay Brahma Singh nickte zufrieden. Im selben Moment aber wurde die Anlage erneut von schweren Schlägen erschüttert. Der Kampf ging also weiter ...

\*\*\*

Es war zugleich ein Schock und ein Segen, dass mich die Druckwelle der Explosion erwischte. Zwar wurde mir für einige Sekunden die Luft aus den Lungen gequetscht, aber dafür wurde ich so weit zurückgeschleudert, dass mich die lodernden Flammen nicht erwischten.

Kaum, dass ich auf dem Boden des Decks aufgeschlagen war, brach der Feuerball auch schon wieder in sich zusammen. Dadurch wurden allerdings die Schäden offenbar, die der Einschlag angerichtet hatte: Ein meterdickes, schwarz verkohltes Loch hatte sich in den Schiffsrumpf gebohrt. Zudem brannten in einigen Glutnestern noch kleine Feuer.

Einige britische Soldaten eilten heran, um die Brände mit Feuerlöschern zu bändigen, was ob der Schäden doch etwas lächerlich wirkte.

»Jim!«, schrie eine mir bekannte Stimme.

Plötzlich stieg jemand die Leiter herunter und übersprang die letzten Sprossen einfach. Da vor meinen Augen noch immer bunte Sterne tanzten, konnte ich die Gestalt nur schemenhaft erkennen. Aber durch seinen Schrei wusste ich genau, dass es sich dabei nur um meinen Vater handeln konnte. Niemand Anderes nannte mich sonst ›Jim‹.

»Jim, bist du verletzt?«, rief mir Sir Gerald Spider zu.

»Es ging mir nie besser«, presste ich hervor, während ich mühsam versuchte, mich aufzurichten. »Und wenn ich nicht gerade hier liegen würde, würde ich dir eine reinhauen«, fügte ich noch so leise hinzu, dass mein Vater es nicht hören konnte.

»Warte, ich helfe dir hoch.« Doch als mich Sir Gerald hochzog, merkte ich sofort, dass die Sterne vor meinen Augen um einiges wilder tanzten als zuvor.

»Nicht so schnell.« Ich riss mich los und sank wieder in

eine sitzende Position zurück. »Ich muss mich erst mal sammeln.«

Mein Vater nickte mir zu. »Natürlich.«

Mit einem Seitenblick erkannte ich, dass sich der Verband an meinem linken Arm gelöst hatte und ein schmaler Blutfaden in Richtung Ellenbogen lief. Immerhin hatte das Pflaster an meinem linken Ohr gehalten.

Plötzlich entstand erneut ein pfeifendes Geräusch, wie ich es schon vor dem ersten Einschlag gehört hatte. Doch diesmal traf das Geschoss keines der Schiffe, sondern lediglich die See. Eine gewaltige Wasserfontäne spritzte hoch, als der Flugkörper im Meer explodierte.

»Was zum Henker ist das?«, fragte ich meinen Vater.

»Wahrscheinlich schwere Artillerie. Auf dem rechten der beiden Felsen befinden sich ein Wachturm und wohl auch eine Geschützkanone.«

»Dann sollten wir mal das Feuer erwidern. Die Schiffe haben doch hoffentlich wenigstens Geschützmunition an Bord?«

»Du musst mich ja für ziemlich senil halten«, antwortete mein Vater lachend. »Warte es nur ab, bis die Kanonen ausgerichtet sind, dann erleben Singhs Männer ihr blaues Wunder.«

Langsam aber sicher nahm der Sternentanz vor meinen Augen ab. Stöhnend richtete ich mich auf, und obwohl ich mich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte, blieb ich trotzdem stehen. Allerdings musste ich mich noch etwas am Geländer abstützen.

Gerade als ich mich fragte, was eigentlich aus Alec McCoy geworden war, schlug erneut ein Flugkörper ein. Diesmal traf es die Fregatte. Ein mächtiger Feuerball zuckte

in die Höhe, während zwei indische Soldaten brennend und von der Explosionswucht getroffen ins Meer stürzten.

Langsam reichte es mir. In diesem Kampf waren schon zu viele Männer (und natürlich auch Frauen, da musste ich nur an Shatarupa Singh denken) gestorben, irgendwann war es genug. Aber so lange Vijay Brahma Singh noch nicht besiegt war, würde das Sterben weitergehen.

Schräg über mir erklang ein hässliches Quietschen. Es waren die Raketenwerfer, die auf ein neues Ziel ausgerichtet wurden.

An dem rechten der mächtigen Felsen, auf dem sich der Wachturm befand, entstand erneut eine Rauchsäule. Durch die nun fast vollständig hereingebrochene Dunkelheit, die nur durch das helle Leuchten des Vollmondes unterbrochen wurde, war der Flug des neueren Geschosses sehr gut zu verfolgen.

Doch noch ehe der Sprengkörper bei uns eintreffen konnte, zischte die erste Rakete aus der Startrampe des Zerstörers hervor.

Während das Artilleriegeschoss über uns hinweg sauste und irgendwo hinter dem Kriegsschiff ins Meer stürzte, jagte unsere Rakete auf den Wachturm zu – und verfehlte ihn. Statt des Turms traf der Flugkörper nur den nackten Fels. Eine Feuersäule stieg empor, einige Felsbrocken wurden herausgesprengt, mehr geschah nicht.

»Die Jungs auf der Brücke haben wohl kein Zielwasser getrunken«, murmelte ich vor mir her.

»Sieh es ihnen nach«, sagte mein Vater, der mich offensichtlich gehört hatte. »Das sind Flugabwehrraketen. Es ist schon ein Wunder, dass sie überhaupt den Felsen getroffen haben.«

»Dann sollten wir vielleicht schon mal die Korken knallen lassen.«

Unser Gespräch erstarb, denn die Besatzung des Zerstörers feuerte erneut zwei Raketen ab. Rasend schnell zischten sie auf den Wachturm zu – und diesmal trafen sie. Das Gebäude flog förmlich auseinander, als die Explosionen den Felsen in ein wahres Flammenmeer verwandelten. Anscheinend hatten die Raketen ein ganzes Waffenlager getroffen.

Während die Flammen langsam wieder zusammensanken, hörte ich unter mir ein lautes Platschen. Zuerst dachte ich, eine große Welle hätte die Außenhaut des Schiffes getroffen, doch dann sah ich, dass der Verursacher des Geräusches niemand anderes war als Alec McCoy. Der Lieutenant Commander zog sich mühsam an einer metallischen Leiter die Reling hoch und winkte uns dabei sogar noch zu.

»Der Kerl scheint mehr als ein Leben zu haben«, sagte Ramesh Pukkat, der von mir unbemerkt neben mich getreten war. Den jungen Inder hatte ich in den letzten Minuten völlig vergessen.

Ich nickte ihm zu. »Trotzdem sollten wir ihm vielleicht wieder an Bord helfen.«

Das überließ ich dann doch lieber Ramesh und einigen Soldaten. Als Alec McCoy endlich wieder an Bord war, schüttelte er sich wie ein gewaschener Hund erst einmal gut durch. »Ich denke, jetzt sollten wir endlich in die Offensive gehen«, sagte er. »In fünf Minuten treffen wir uns auf der Brücke. Aber erst einmal brauche ich neue Sachen.«

Ich klopfte ihm auf den Rücken. »Wenn das Ihr größtes Problem ist ...«

\*\*\*

Tatsächlich fanden wir uns genau fünf Minuten später auf der Brücke zusammen. Mein Vater, Ramesh Pukkat und ich sowie etwa ein Dutzend britische und indische Soldaten blickten auf Alec McCoy und einen weiblichen Lieutenant, die sich vor einer Tafel und einigen Bildschirmen aufgebaut hatten.

»Zunächst einmal möchte ich unsere Schäden und Verluste zusammenfassen«, begann die dunkelhaarige Frau, die anscheinend McCoys Stellvertreterin war. »Insgesamt sind bei der ersten Angriffswelle neun britische und siebzehn indische Soldaten ums Leben gekommen, weitere dreiundzwanzig wurden verletzt. Die HMS Cornwall ist durch einen Treffer manövrierunfähig gemacht worden, an der HMS Liverpool – für unsere Gäste: Das ist das Schiff, auf dem wir uns befinden – entstanden nur Blechschäden.«

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass die Dame Fremdpersonal auf*ihrem* Schiff nicht allzu gerne sah. Trotzdem hörte ich ihr weiter ungerührt zu.

»Wie unsere Sensoren melden, befindet sich zwischen den beiden Felsen eine Art Energiegitter, welches wahrscheinlich für eine Zerstörung unseres Schiffes sorgen würde, wenn wir hindurchfahren würden. Allerdings reicht dieses Gitter nicht bis unter Wasser, was ein Vorteil für uns sein könnte.«

Ich hob unverblümt die Hand. »Ja, bitte«, übergab mir Alec McCoy das Wort.

»Auf das Risiko mich hier zu blamieren frage ich mal: Wie soll das ein Vorteil für uns sein?«

»Das können Sie natürlich nicht wissen«, gab der Lieu-

tenant Commander zu. »Die HMS Liverpool ist mit vier hochmodernen Mini-U-Booten ausgerüstet.«

»Darf ich jetzt fortfahren?«, fragte McCoys Kollegin scharf in meine Richtung.

»Tun Sie sich keinen Zwang an.«

Der Lieutenant räusperte sich kurz. »Also, während ein Kommando mit den Mini-U-Booten das Energiegitter unterläuft, wird der Rest der Crew mit der HMS Liverpool an der rechten Seite der Insel an Land gehen. Dort wird uns ein etwa ein bis zwei Meilen tiefer Dschungel erwarten. Wir gehen davon aus, dass das Unterwasser-Kommando etwa 30 Minuten früher in Aktion treten wird, möglicherweise ist der Zeitabstand aber auch noch größer, je nachdem, wie tief der Dschungel tatsächlich ist.

Im Folgenden werden wir jetzt das U-Boot-Kommando zusammenstellen.«

»Danke, Lieutenant Merryweather.« McCoy nickte seiner Kollegin zu. Danach zählte er zwölf Namen auf, die mir allesamt nichts sagten, aber dem Lieutenant Commander wohl gut bekannt waren.

Schließlich fiel auch mein Name. »Mr. Spider, ich nehme an, Sie möchten uns trotz Ihrer kleineren Blessuren auch begleiten«, erriet McCoy meine Gedanken. »Vor allem aber wird uns das nützen, weil Sie Erfahrungen mit Singh und seinen Schergen haben.«

»Sie haben mich durchschaut.«

»Okay, dann bilden Sie, ich, Lieutenant Walters und ...«

»... ich!«, unterbrach ihn Ramesh Pukkat, bevor McCoy noch einen weiteren Namen aufzählen konnte.

Der Lieutenant Commander blieb weiterhin gelassen. »Entschuldigen Sie meine Frage, aber sind nicht ein biss-

chen zu unerfahren für so einen Einsatz?«

»Ich war fünf Jahre bei der indischen Armee, habe mich bis zum Subedar-Major hochgedient, war Mitglied einer geheimen Spezialeinheit – und glauben Sie mir, in dieser Zeit habe ich *genügend* Erfahrungen gesammelt. Mehr als mir lieb waren. Deshalb bin ich auch zur TCA gewechselt.«

Bei Rameshs letzten Worten klang schon eine gewisse Aggression mit. So hatte ich den jungen Inder bisher noch nicht erlebt. Dass er eine derartige Vergangenheit hinter sich hatte, hätte ich nicht gedacht. Aber wer kann einem Menschen schon hinter die Fassade schauen? Davon konnte ich selbst ein Lied singen. Oder eine ganze Arie.

Alec McCoy hob beschwichtigend die Hände. »Schon gut, mein Freund, mir war Ihr militärischer Hintergrund leider nicht bekannt. Natürlich erhalten Sie unter diesen Umständen ebenfalls einen Platz in unserem Boot.«

Dass ich selbst nie in irgendeiner Armee gedient hatte, verschwieg ich nach dieser Diskussion lieber. Meine Erfahrung rührte dagegen aus zahllosen TCA-Einsätzen. Der Organisation gehörte ich dank des Einflusses meines Vaters schon in ziemlich jungen Jahren an.

Jetzt fiel mir auch auf, dass Sir Gerald die ganze Zeit über keinen Ton von sich gegeben hatte. Überließ er jetzt doch langsam der nächsten Generation das Feld, oder zog er weiterhin im Hintergrund die Fäden? Ich tippte auf Letzteres. Vielleicht würde ich McCoy noch auf seine Verbindung zu meinem Vater ansprechen.

Nachdem die Lagebesprechung beendet war, verließen wir die Brücke und folgten McCoy und den anderen Besatzungsmitgliedern zu einem Abschnitt des Oberdecks, auf dem ein großer Kran befestigt war. Und nicht nur er, auch

die Mini-U-Boote befanden sich hier.

»Die Dinger sehen aus wie aus einem Science-Fiction-Film«, flüsterte mir Ramesh Pukkat zu.

»Ja, hoffen wir, dass sie nicht nur aus Pappmaschee sind«, antwortete ich ebenso leise.

Die U-Boote besaßen die Form von übergroßen Hotdogs, wobei die Oberseite zum größten Teil aus einem Glasdach bestand und ein Sichelpropeller das ›Brötchen‹ abschloss. Vier Sitzplätze waren vorhanden, dazu gab es noch einen Bordcomputer. Außen waren beidseitig zusätzlich noch Rohre angebracht, aus denen möglicherweise kleine Torpedos abgefeuert werden konnten.

Nach und nach füllten sich die Kabinen der U-Boote. Jeder der Soldaten – Ramesh und mich natürlich eingeschlossen – erhielt ein zusätzliches Sturmgewehr, eine SA-80 sowie Ersatzmunition und eine Schutzweste, die ich mir über die Kleidung streifte. Meine Desert Eagle nahm ich natürlich trotzdem mit.

»Viel Erfolg«, sagte mein Vater, der uns zu den U-Booten begleitet hatte.

Ich drehte mich zu ihm herum. »Mich wundert, dass du nicht mitkommst. Fit genug wärst du noch.«

Sir Gerald Spider musste lachen. »Das ist das Netteste, was du in den letzten zehn Jahren zu mir gesagt hast.«

»Gewöhn dich nicht zu sehr daran«, antwortete ich mit einem sarkastischen Unterton.

Mein Vater übergang meinen Spruch einfach. »Die Hauptsache ist, du kommst lebendig wieder zurück, ...« Für einen Moment zögerte er. »... Jimmy.«

Für einen Moment blickte ich ihn erstaunt an. Dann lächelte ich ihm zu und verabschiedete mich. Und, das muss-

te ich in diesem Fall ehrlich zugeben, ich hoffte, nicht für immer.

Schließlich wandte ich mich doch wieder dem eigentlichen Geschehen zu. Angebunden an den Kran wurden die voll besetzten U-Boote zu Wasser gelassen.

»Sagen Sie, sind Sie mit diesen Dingen schon mal unterwegs gewesen?«, fragte ich Alec McCoy, der natürlich das Steuer übernahm, während ich mich auf einem der Sitze niederließ.

Langsam schloss sich über uns das zuvor offene Glasdach wieder. »Ja, einmal, vor der Küste von Mumbai«, antwortete der Lieutenant Commander. »Keine Sorge, das wird schon gut gehen. Die Fische im Indischen Ozean hatten damals zwar nicht so viel Spaß bei meinem Ausflug, aber ich beherrsche die Steuerung des U-Bootes ebenso gut wie das Lenkrad meines 68er Ford Mustang.«

»Dann bin ich ja beruhigt.«

Mittlerweile hingen auch wir am Haken des Krans und wurden vorsichtig über die Reling gehoben. Für einige Momente wandte ich meinen Blick dem Himmel zu. Die Nacht war sternenklar, und der Mond stand wie eine riesige, kalte Sonne über dem stillen Meer. Man konnte fast meinen, die Gestirne würden besonders hell strahlen, um uns den Weg zu Singhs Festung zu erleuchten. Auch der Nebel, der einige Hundert Meter von uns entfernt um die Insel herum waberte, schien ein seltsames hellgraues Leuchten abzugeben. Aber vielleicht bildete ich mir das nur ein.

Als wir auf dem Wasser aufsetzten, hatte ich das Gefühl, in eine andere Welt einzutauchen. Im Prinzip war es auch so – wir glitten hinein in das Reich von Vijay Brahma Singh, und vielleicht würde es eine Reise ohne Wiederkehr

werden ...

\*\*\*

Erneut jagte eine Salve der grell leuchtenden Granaten auf Vijay Brahma Singhs Hauptquartier zu. Mehrere Explosionen folgten, Trümmer flogen umher, während Teile der Anlage in sich zusammenbrachen. Doch der Gebäudekomplex war so groß, dass der Schaden für Singh und seine Leute eher gering war. Es sei denn, die Granaten trafen die Kommandozentrale oder das Areal, in dem sich die unheilvolle Maschine befand, mit der Singh eine gewaltige Flutwelle auslösen wollte. Doch niemand an Bord der *Excelsior* wusste, wo genau es sich befand.

Und noch etwas beschäftigte Miss Derringer. Es war der Gedanke, dass sie mit den Granatsalven vielleicht selbst Mister Colt töten würde. Zwar hatte er sich über Funk von ihr verabschiedet, doch sie wollte nicht akzeptieren, dass der Commander so einfach aufgab.

Sie würde es niemals offen zugeben, aber sie vermisste Colt. Seine ruhige, manchmal ironische Art, seinen Körper, selbst seine Stimme ...

»Ich denke, da unten tut sich etwas«, riss sie die Stimme von Mister Magnum aus ihren Gedanken. »Scheinbar wollen sich Singhs Leute nicht kampfflos ergeben«, fügte er noch hinzu, während wieder zwei Granaten auf die Anlage zurasten.

Und tatsächlich, als Miss Derringer einen Blick auf den Monitor warf, erkannte sie, wie an drei Stellen der Anlage kleine Türme aus der metallischen Verkleidung hervorfuhren. Geschütztürme - irgendwie hatte sich die Killerin

schon gedacht, dass Singh noch ein paar Überraschungen auf Lager hatte.

Auch an dem Tor zu der Anlage, durch das Colt, seine Begleiter und die indischen Soldaten verschwunden waren, entstanden Bewegungen. Drei Soldaten stürmten hervor. Doch statt das Feuer auf die *Excelsior* zu eröffnen, rannten sie auf ein freiliegendes Areal zu, auf dem einige Kampfhubschrauber standen.

»Um welche Gegner sollen wir uns zuerst kümmern?«, fragte Mister Magnum mit einem leicht ironischen Unterton.

»Unterschätzen Sie Singhs Leute nicht«, antwortete Miss Derringer. »Zuerst sollten wir ein Ausweichmanöver starten.«

Die *Excelsior* verließ ihren Standort und flog über die Kampfhubschrauber hinweg. Gerade noch rechtzeitig, denn im nächsten Moment zischten gleich mehrere Geschosse auf das Flugschiff zu. Doch die Projektile flogen meterweit an ihrem Ziel vorbei und verschwanden im dichten Dschungel.

»Feuer erwidern!«, rief Miss Derringer Tasha Lawrence zu, während sich die *Excelsior* wieder auf die Anlage zu drehte.

*Zu spät* dachte die blondhaarige Frau noch, als sie plötzlich ein Geschoss über den Hauptbildschirm direkt auf sich zu rasen sah ...

\*\*\*

Erneut ließen schwere Einschläge die Anlage erzittern. Mehrere Bildschirme wurden schwarz, doch dadurch ließ

sich Vijay Brahma Singh nicht aus dem Konzept bringen. Sollten sie doch seinenwegen weiter feuern, *Kalis drittes Auge* würden sie wohl kaum aufhalten können. Zwar dauerte es noch etwa dreizehn Stunden, bis die Maschine komplett geladen war, doch Singh konnte sie jederzeit auch manuell starten.

Weit weniger gefiel ihm aber, dass auch der zweite Angriff auf die Kriegsschiffe gescheitert war. Wütend drückte er mit seinen Händen auf die Lehne eines der Sitze, die sich unter seiner Kraft verbog.

»Colonel, Sie und Ihre Männer werden das U-Boot startklar machen. Gegen diesen Angriff werden selbst Spider und seine Freunde machtlos sein.« Singh fixierte Gani Pruddhat mit seinem Blick. »Fühlen Sie sich dieser Aufgabe gewachsen?«

Der Colonel erhob sich und deutete eine Verbeugung an. »Natürlich, Meister. Ich werde sofort ein Team zusammenstellen.«

Pruddhat rief einige der im Raum befindlichen Soldaten zu sich, öffnete die Tür zur Kommandozentrale und wies auch dort einige Wachen an, ihn zu begleiten.

Nachdem sich die Tür wieder geschlossen hatte, huschte ein Lächeln über Singhs Gesicht. Mochten seine Gegner auch noch so stark sein, er würde immer noch ein Ass in der Hinterhand haben ...

\*\*\*

Wie vier grelle Messer schnitten die Scheinwerfer, die an der Vorderseite der Mini-U-Boote angebracht waren, in die Dunkelheit des Meeres. Doch zu sehen gab es nichts. Keine

Fische, keine Pflanzen, kein Unrat. Die See war so klar und rein wie der Inhalt einer Wodka-Flasche. In diesem Moment wünschte ich mir meinen Einsatzkoffer herbei, doch der war bei dem Angriff der Totenvögel zerstört worden. Mein Verschleiß an diesen Dingen würde sicherlich Damien Arias, den Personalchef der TCA, wieder auf die Palme bringen.

Ohne Meerestiere wirkte das Wasser um uns herum irgendwie unwirtlich, geradezu künstlich. Als wäre alles hier nur von Vijay Brahma Singh und seinem Götzen Rakasha erschaffen worden, zu dem Zweck, als Ausgangspunkt für die größte Katastrophe der Menschheitsgeschichte zu dienen.

Ich dachte wieder an die Worte meines Vaters. Singh konnte die Maschine jederzeit starten, selbst wenn sie nicht vollständig geladen war. Das würde dennoch für Tausende Menschen den sicheren Tod bedeuten. Theoretisch konnte jetzt schon alles zu spät sein, aber ich hoffte, dass Singh arrogant genug war, um zu glauben, dass er die dreizehn Stunden noch bekommen würde.

»In etwa einer Minute werden wir den Durchgang zwischen den Felsen erreichen«, gab Alec McCoy einen Statusbericht ab.

»Was hat dieses U-Boot eigentlich für eine Bewaffnung?«, fragte ich, um die angespannte Ruhe zwischen uns zu überdecken.

»Die *Tube*, wie ich dieses Modell gerne nenne, verfügt über zwei ständig abschussbereite Torpedos mit Zielsuchfunktion. Allerdings muss ich zugeben, dass wir diese noch nie getestet haben. Die U-Boote sind eigentlich ein Experiment des MI6 und sollten im Rahmen einer Trainingsmissi-

on von uns im Indischen Ozean erprobt werden.« Der Lieutenant Commander drückte einige Knöpfe und verstärkte damit die Leuchtkraft unseres Scheinwerfers. »Einen besseren Test hätte sich das MI6 wohl kaum wünschen können«, fügte er noch lakonisch hinzu.

Nach McCoy's Antwort konnte ich mir ein kurzes Lachen nicht verkneifen. »Ich betätige mich doch gerne als Crash-Dummy.«

Im U-Boot herrschte wieder Stille. Jeder hing seinen Gedanken nach, während die Scheinwerfer weiter in das klare, vom Vollmond beschienene Wasser stachen. Stoisch starteten Ramesh Pukkat, Alec McCoy, Lieutenant Walters (eine etwas dreißig Jahre alte Frau mit kurzen schwarzen Haaren und einem auffallend schmalen Gesicht) und ich hinaus in die erleuchtete Schwärze des Meeres.

Plötzlich meldete sich wieder McCoy zu Wort. »Das Sonar hat ein Objekt geortet, direkt zwischen den beiden Felsen. Etwas ... verdammt Großes.« In seiner Stimme schwamm ein Unterton mit, der mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

Das war aber nichts im Vergleich zu dem, was sich etwa einhundertfünfzig Meter vor uns offenbarte. Aus dem Grau oder der Schwärze des Meeres schälte sich ein riesiges Ungetüm hervor. Acht gewaltige Fangarme umgaben einen wulstigen Körper, an dem sich gerade ein mächtiger Schnabel öffnete. Das, was uns dort erwartete, war nichts anderes als ein gigantischer Krake.

»Bei allen Göttern ...!«, entfuhr es neben mir Ramesh Pukkat, der mit schreckgeweiteten Augen auf das riesige Monster starrte.

»Tja, Singh ist doch immer wieder für Überraschungen

gut«, kommentierte ich seinen Ausbruch.

»Wir sollten uns lieber darum kümmern, wie wir mit dieser Überraschung fertig werden«, führte uns Alec McCoy wieder zum Wesentlichen zurück. »Dieses Vieh versperrt uns nämlich den Weg zu Singhs Insel.«

Ich hatte da schon eine Idee. »Setzen wir doch die Torpedos ein.«

Offensichtlich hatte nicht nur ich diesen Einfall, denn plötzlich schossen von zwei der anderen U-Boote Torpedos auf den Kraken zu. Und sie trafen – ein Torpedo detonierte an einem der Fangarme, der andere schlug im Körper des Ungeheuers ein. Die Explosionswucht riss ganze Fleischbrocken aus dem Kraken heraus, während dunkles Blut aus den Wunden herausströmte.

Der Krake riss seinen Schnabel noch weiter auf und wuchtete dabei seinen mächtigen Körper nach oben. Eines der U-Boote, das schon sehr nahe an das Monster herangefahren war, kam nicht mehr schnell genug von der Stelle. Es wurde von einem Fangarm erwischt, umwickelt und einfach zerquetscht.

Ich wollte mir gar nicht vorstellen, welche Qualen die Soldaten dort durchmachten. Stattdessen versuchte ich, einen kühlen Kopf zu bewahren. »Sagen Sie allen U-Booten, sie sollen alles abfeuern, was sie haben«, wies ich Alec McCoy an. »Wenn das Monster abgelenkt ist, wagen wir den Durchbruch.«

»Alles klar!«, presste der Lieutenant Commander hervor. Offenbar konnte er den schrecklichen Tod seiner Männer und Frauen nur schwer verdauen. Mit harter Stimme gab er meine Vorschläge an die anderen U-Boote weiter. »Auf mein Kommando.«

Auch der Krake blieb nicht untätig. Alle acht Fangarme zuckten uns entgegen, während sich gleichzeitig der massige Körper immer weiter vom Meeresgrund abstieß und sich durch die Wassermassen in unsere Richtung wühlte.

»Feuer!«, schrie McCoy durch sein Mikro. Fast synchron schossen die Torpedos auf das Untier zu. Gleichzeitig beschleunigten alle drei verbliebenen U-Boote bis zu ihrer Maximalgeschwindigkeit.

Zwei Torpedos zugleich trafen einen der Fangarme, der sich daraufhin in blutige Fetzen auflöste und uns entgegen schwappte. Doch Alec McCoy gelang ein Ausweichmanöver, sodass wir unter der dunklen Suppe hindurchfuhren.

Damit war die Gefahr jedoch noch nicht gebannt. Während auch die anderen Torpedos in den Körper des Monsters einschlugen und dabei auch ein Auge des Kraken trafen, schoss unser U-Boot zwischen zwei weiteren Fangarmen hindurch.

Als wir schon dachten, wir wären dem Monster entkommen, erwischte es uns doch noch. Die Wucht des Treffers riss uns von den Sitzen und ließ das U-Boot führerlos durch die See trudeln.

Schließlich schaffte es McCoy aber doch noch, unser Unterwasser-Gefährt wieder unter Kontrolle zu bringen. Erst jetzt konnten wir die Folgen des Treffers richtig erkennen. An der linken Bootsseite war die Außenhaut mindestens einen halben Meter eingedrückt. Durch die Wucht des Schlags hatte das Glasdach mehrere Risse erhalten, die sich von Sekunde zu Sekunde zu vergrößern schienen.

Plötzlich tauchte auch das Monster wieder auf. Wütend und aus zahlreichen fürchterlichen Wunden blutend kroch der Krake auf uns zu, einige der Fangarme wie zum ent-

scheidenden Schlag erhoben.

»Einen Torpedo haben wir noch«, rief ich Alec McCoy zu.

»Und damit gebe ich dem Mistvieh den Rest«, antwortete der Angesprochene.

Immer weiter wallte das Monster auf uns zu, bis es McCoy endlich leid war und schoss. Der letzte Torpedo brauste rasend schnell auf den Kraken zu, und wir alle drückten die Daumen, dass dieser Schuss uns retten würde.

Der Einschlag wurde zum Volltreffer. Der Torpedo traf das gesunde Auge des Ungeheuers und verwandelte es in einen blutigen Brei. Zielloos zuckten die Fangarme umher, während der Krake schwer getroffen durch das Meer taumelte und sich dabei immer weiter in die dunkle See zurückzog.

Diese Schlacht hatten wir gewonnen, aber würden wir unseren kleinen und verlustreichen Triumph auch auskosten können? Wenn wir nicht bald Singhs Festung oder zumindest die Wasseroberfläche erreichten, würden wir alle ertrinken. Denn die Risse an dem Glasdach vergrößerten sich immer weiter.

»Jetzt aber schnell«, bestätigte Alec McCoy meine Gedanken.

Der Lieutenant Commander brachte unser U-Boot wieder auf Kurs und blieb auch weiterhin unter Wasser.

»Wie sieht es am Dach aus?«, fragte er Ramesh Pukkat und mich.

»Wir hätten einen Regenschirm mitnehmen sollen«, antwortete ich.

Ein Lachen erntete ich diesmal nicht, aber das hatte ich

auch gar nicht erwartet. »Bis zur Bucht ist es nicht mehr weit. Ich hoffe, das Glas hält so lange stand.«

Im Mond- und Scheinwerferlicht tauchten tatsächlich bald erste im Wasser stehende Stelzen auf. Wahrscheinlich reichten die Hafenanlagen bis weit ins Meer hinein. Das konnte ein Vorteil für uns bedeuten, schließlich schien der marine Zugang zum Innenhafen nicht weiter gesichert zu sein.

Über uns entstand ein erstes lautes Knacken. Einige Wassertropfen drückten sich bereits durch die Risse, doch noch hielt die Masse einigermaßen stand.

Gemeinsam mit den anderen beiden U-Booten fuhren wir zwischen den Stelzen hindurch. Noch immer war die See recht tief, doch ich glaubte, dass wir nicht mehr weit vom Ufer entfernt waren.

Als ich einen Blick durch das rissige Glasdach warf, fiel mir die ungewöhnliche Helligkeit über uns auf. Das war auf keinen Fall der Mond. Plötzlich wurde es mir bewusst: Wir befanden uns bereits im Innenbereich der Anlage.

»Wir sollen vielleicht hier auftau...« Ich stockte, weil ich etwas sah, mit dem ich nun wirklich nicht gerechnet hatte. Vor uns schwamm noch ein weiteres, aus unserer Sicht fast riesig wirkendes U-Boot. Ob es mit Atomsprengköpfen bestückt war, konnte ich natürlich nicht erkennen, aber Singh und seinen Verbündeten traute ich mittlerweile alles zu.

Eine aus dem Meeresboden ragende Mauer, wahrscheinlich ein Pier, versperrte uns bald die Sicht auf das andere U-Boot. Ich konnte nur hoffen, dass es Singhs Leuten nicht gelang, es zu starten, sonst sähe es für unsere beiden Kriegsschiffe düster aus.

»Alles zum Auftauchen bereit machen!«, rief uns Alec

McCoy zu.

»Ich schätze, jetzt wird es wirklich ernst«, flüsterte mir Ramesh Pukkat zu. »Vielleicht habe ich ein bisschen übertrieben, was meine Armee-Erfahrung angeht. Ich war zwar in dieser Spezialeinheit, allerdings nur für zwei Monate. Aber das hier wollte ich mir auf keinen Fall entgehen lassen.«

»Schon gut«, wisperte ich zurück. »Ich mache dir keinen Vorwurf. In deiner Situation hätte ich genauso gehandelt. Nur versuch dich dann zumindest ein bisschen bei den Kämpfen zurückzuhalten.«

»Alles klar.«

»Was gibt es denn da hinten zu tuscheln?«, fragte Alec McCoy, während sich das Mini-U-Boot langsam aus dem Wasser heraus schälte.

»Nur ein bisschen Klatsch und Tratsch«, versuchte ich vom eigentlichen Inhalt unseres Gesprächs abzulenken.

Das letzte Meerwasser floss über das Glasdach hinweg, dann waren wir aus den Fluten aufgetaucht. Alec McCoy betätigte einen Knopf, der das Dach öffnete und uns einen Blick auf das gewährte, was uns erwartete.

Auch die anderen beiden Mini-U-Boote waren inzwischen aufgetaucht. Alle Mitglieder des Kommandos schienen die Reise gut überstanden zu haben. Alle, bis auf die Vier, die in dem Boot gesessen hatten, das von dem Kraken zerstört worden war.

Vor uns offenbarte sich eine etwa drei Meter hohe, metallisch schimmernde Kaimauer. Über uns befand sich eine geschlossene Decke, an der mehrere Neonröhren befestigt waren und ein kaltes, künstlich wirkendes Licht abstrahlten.

Der Pier reichte noch einige Dutzend Meter weiter ins Meer hinein. Er sollte wohl den Weg zu dem großen U-Boot ermöglichen, von dem für uns nur dessen Aufbauten zu sehen waren.

Glücklicherweise war die Kaimauer nicht glatt. Vor uns ragten zwei Leitern aus dem Wasser hervor, die bis zur Kante des Kais reichten. Als wären sie extra für uns dort hingebaut worden ...

Plötzlich erklangen vom Kai aus Stimmen. Für mich war nicht zu verstehen, was da gesprochen wurde, aber jemand schien dort auf Indisch Befehle zu geben.

»Irgendjemand hat seinen Männern befohlen, das U-Boot zu besteigen«, flüsterte uns Ramesh Pukkat zu. »Einige andere sollen wohl am Tor Wache halten.«

»Alles klar«, antwortete ich, während über uns auf dem Pier eine Vielzahl von Schritten zu hören war.

Sehr langsam und so leise wie möglich näherten wir uns mit den U-Booten den beiden Leitern. Wenn uns Singhs Soldaten – ich ging zumindest schwer davon aus, dass wir gerade ihre Stimmen gehört hatten – jetzt entdecken würden, wären wir für sie nicht mehr als bessere Schießbudenfiguren.

Noch blieben wir glücklicherweise unbehelligt. Unser U-Boot war das erste, das an einer der Leitern anlegte. Vorsichtig standen wir auf, doch unser fahrbarer Untersatz schwankte dennoch verdächtig.

»Ich werde erst einmal die Lage sondieren«, flüsterte uns Alec McCoy zu. Er legte sich das Trageband des Sturmgewehrs über die rechte Schulter, ging in die Knie und sprang. Für einen Moment hielt ich den Atem an, dann hatte es der Lieutenant geschafft. Nur ein kurzer,

dumpfer Ton war zu hören, als er gegen die rostige Leiter prallte und sich an ihr festklammerte.

Während neben uns ein weiteres Mini-U-Boot an der zweiten Leiter anlegte, sprang auch Lieutenant Walters auf die metallenen Sprossen herüber. Alec McCoy war inzwischen bis zur Kante des Kais hochgestiegen und lugte vorsichtig darüber hinweg. Schließlich gab er uns ein Zeichen, dass die Luft rein war.

Auch ich sprang schließlich der Leiter entgegen – und wäre fast ins Wasser gestürzt. Nur mit einer Hand konnte ich mich gerade so an einer Sprosse festhalten. So leicht, wie es bei McCoy ausgesehen hatte, war diese Übung ganz offensichtlich doch nicht.

Mit ein wenig Kraftanstrengung schaffte ich es doch noch, an der Leiter einen festen Halt zu finden. Mein Blick wanderte nach oben, direkt auf das Hinterteil von Lieutenant Walters. Doch das war mir im Moment ziemlich egal, wichtig war nur, dass wir in den nächsten Sekunden nicht von Singhs Soldaten über den Haufen geschossen wurden.

Unter mir schaffte auch Ramesh Pukkat problemlos den Sprung an die Leiter. Als ich einen kurzen Blick zu ihm hinunter warf, zwinkerte er mir grinsend zu.

Als auch ich über die Kante des Kais spähte, wurde mir klar, dass uns das Glück – wenn man nach all den bisherigen Ereignissen noch davon sprechen konnte – hold war. Sowohl McCoy als auch Walters sowie zwei indische Marinesoldaten hatten hinter etwa einem halben Dutzend etwa brusthoher Kisten Deckung gefunden. Vorsichtig kroch ich über den Boden, um die kleine Gruppe zu erreichen.

»Mit wie vielen Gegnern haben wir es zu tun?«, flüsterte ich Alec McCoy eine Frage zu.

»Etwa zwölf bis fünfzehn Soldaten der Singh-Bruderschaft. Drei befinden sich etwas weiter links am Tor, vier direkt vor uns, und der Rest hält sich bei dem U-Boot auf.«

Ich warf einen Blick zu jenem U-Boot. Etwa eine Handvoll Singh-Soldaten befand sich auf den Aufbauten. Wenn auch nur einer von ihnen einen Blick in unsere Richtung warf, war unsere Deckung nicht einen Pfifferling wert.

Während weitere Mitglieder unseres Kommandos die Kaimauer überwand, flüsterte ich Alec McCoy meine Beobachtungen zu.

Der Lieutenant Commander nickte mir zu. »Deswegen müssen wir schnell handeln und unsere Gegner ohne Vorwarnung ausschalten. Wir ...«

Was auch immer er sagen wollte, es ging in einem lauten Klatschen unter, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Einer der übrigen Marinesoldaten musste den Halt an der Leiter verloren haben und ins Wasser gestürzt sein. Dadurch, dass wir uns in einer fast geschlossenen Halle befanden, schallten die Geräusche natürlich überlaut.

Sofort brandeten Schreie der Singh-Anhänger auf. Die Soldaten auf dem großen U-Boot bemerkten uns als Erste, rissen ihre Gewehre hoch und schossen.

Einer der Marinesoldaten, der noch zu uns herüber kriechen wollte, wurde von gleich mehreren Kugeln getroffen und schrie schmerzerfüllt auf. Weitere Geschosse schlugen gegen die Kaimauer und zischten als Querschläger umher.

Ich zögerte keine weitere Sekunde und schoss zurück. Gleichzeitig brach um uns herum die Hölle aus. Aus gleich mehreren Richtungen feuerten Singhs Männer auf uns. Holzsplitter spritzten umher, als die Kugeln unserer Gegner die schweren Kisten trafen.

Die von mir abgefeuerten Geschosse trafen leider nur das U-Boot, nicht aber die Singh-Anhänger. Funken sprühten auf, während zwei der Soldaten hinter den Aufbauten Deckung suchten.

Wieder schickte ich eine Salve los, und diesmal traf ich. Einer der Soldaten auf dem Pier wurde von mehreren Kugeln im Brustbereich getroffen, taumelte rückwärts und stürzte ins Meer.

Mit einem anderen Marinesoldaten, einem glatzköpfigen Latino, zog ich den getroffenen Kameraden in Richtung der Kisten. Der Soldat gab dabei keinen Ton von sich, und als ich ihn losließ, merkte ich auch, warum. Die Kugeln an seinem Rücken hatte seine Schutzweste abhalten können, die, die ihn am Hinterkopf getroffen hatte, allerdings nicht.

»Er ist tot!«, rief ich dem braun gebrannten Soldaten zu, der den tödlich verletzten immer noch festhielt.

»Justin war mein Freund«, presste mein Gegenüber hervor. Und das war das Letzte, was er in seinem Leben von sich gab. Etwas traf seinen Kopf mit voller Wucht und schleuderte sein Kinn gegen seine Brust. Dann kippte er lautlos zu Boden.

Ich starrte fassungslos auf den toten Soldaten. Irgendetwas brannte in diesem Moment in meinem Inneren durch, denn ohne weiter nachzudenken, richtete ich mich plötzlich auf und schoss.

Ich schrie, während meine Kugeln gleich zwei Singh-Soldaten auf einmal trafen. Der eine erhielt einen Treffer in den Kopf, der zweite wurde in die Beine getroffen. Ein dritter Gegner, ein dunkelhaariger Mann mit einem dicken Schnauzbart, tauchte gerade noch rechtzeitig ab und ging hinter einer weiteren Kiste in Deckung.

Sofort riss ich meine Waffe herum und legte auf die Soldaten auf dem Pier an. Für einen Augenblick, der mir wie eine Ewigkeit vorkam, blickte ich direkt in den Schusskanal einer Inderin. Beide schossen wir zugleich.

Im selben Moment riss mich jemand zu Boden. Während die Anhängerin der Singh-Bruderschaft getroffen über den Pier wankte, verfehlte mich deren Kugel nur um Haaresbreite.

Vor meinen Augen erschien das Gesicht von Alec McCoy. »Wenn Sie sich umbringen wollen, wüsste ich da einfachere Methoden«, schrie er mir zu.

Ich zog seine Hand von meiner Schulter. »Das ist doch eine reine Selbstmordmission«, schrie ich zurück. »Wenn wir nichts unternehmen, werden wir *alle* sterben.«

Darauf wusste auch McCoy keine Antwort. Dafür übernahm ein anderer Soldat das Wort. »Granate!«, brüllte der dunkelhäutige Mann. Eine Sekunde später kam es zur Explosion.

Zwei Marinesoldaten wurden durch die Luft geschleudert, während eine der Kisten von einer Explosion zerrissen wurde.

Da ich bereits am Boden lag, spürte ich die folgende Druckwelle kaum. Glücklicherweise schloss ich intuitiv die Augen, sodass die durch die Luft fliegenden Holzsplitter nur mein Gesicht trafen. Die heißen Stiche auf meiner Haut waren dennoch alles andere als angenehm.

Wieder sprang ich auf und schoss sofort in die Richtung meiner Gegner. Zwei Singh-Soldaten, die am Tor zu dem Rest der Anlage postiert waren, wurden von der Salve einfach umgerissen.

Neben mir erhob sich ebenfalls jemand und schoss. Es

war Ramesh Pukkat, und mit seiner Tat rettete er mir das Leben. Der Inder, dem ich vor wenigen Minuten in die Beine geschossen hatte, hatte gerade sein Gewehr wieder angehoben und auf mich angelegt. Rameshs Kugel aber stanzte ihm ein hässliches Loch in die Stirn und ließ ihn endgültig zusammenbrechen.

Auch der Soldat mit dem dicken Schnurrbart erschien plötzlich wieder aus seiner Deckung. Ohne zu zögern, drückte er ab.

Keine der Kugeln traf mich, doch neben mir brandete ein Schrei auf. Ich schoss zurück, doch meine Kugeln trafen nur die gegenüberliegende Wand. Mein Gegner war sofort wieder in Deckung gegangen.

Ich blickte nach rechts und hatte eigentlich erwartet, dass Ramesh Pukkat neben mir stehen würde, doch das war nicht mehr der Fall. Der junge Inder lag regungslos auf dem Boden, während sich um seinen Hals eine Blutlache bildete.

Geschockt beugte ich mich zu ihm herunter. Ich dachte schon, neben einem Toten zu knien, doch plötzlich bewegten sich die Lippen des Inders. Ich musste schwer schlucken, doch ich beugte mich zu seinem Kopf hin, um zu hören, was er mir sagen wollte.

»Jimmy ...«, presste er hervor.

»Keine Sorge, das kriegen wir schon wieder hin. Irgendwie ...« Ich versuchte ihm Mut zu machen, obwohl ich eigentlich wissen musste, dass es hoffnungslos war. Doch ich wollte einfach nicht wahrhaben, dass das gerade passierte.

»Nein, nein«, keuchte er, während die Blutlache um ihn herum immer größer wurde. Sein Hals schien eine einzige Wunde zu sein, und dennoch presste er noch einige Worte

hervor. »Ich ... wollte nur sagen, es war eine Ehre ...« Er hustete Blut, doch das hielt ihn nicht auf. »... mit dir das alles zu erleben. Deinen Vater zu treffen und ... das war doch ein großer Spaß – oder?«

»Ja, das war es, mein Freund«, flüsterte ich ihm zu und versuchte dabei, meine Tränen zu unterdrücken.

Ein letztes Mal noch zuckte der Mund des jungen Inders, dann war es vorbei. Ramesh Pukkats war tot.

Für einen Moment schloss ich die Augen. So viele Tote ... Shatarupa, Ramesh, all die Soldaten, die Polizisten in Manchester – und für was? Damit nicht irgendein Geisteskranker seinen irren Plan durchführen konnte, der an Sinnlosigkeit kaum zu überbieten war. Und seine Soldaten gingen für so etwas auch noch widerstandslos in den Tod.

Meine Hände pressten sich immer härter gegen das Sturmgewehr. Wenn ich Vijay Brahma Singh zu fassen bekam, dann ...

Ein Schrei ließ mich aus meiner Erstarrung erwachen. Es war Lieutenant Walters, die getroffen zu Boden stürzte. Gleichzeitig sprang einer von Singhs Soldaten auf die Kisten, die uns eigentlich als Deckung dienen sollen, und wollte der Frau den Rest geben. Es war der Mann mit dem Schnurrbart, Ramesh Pukkats Mörder.

Bevor irgendjemand anderes reagieren konnte, riss ich mein Sturmgewehr hoch und schoss. Kugel um Kugel jagte ich schreiend aus dem Lauf. Der Inder wurde von allen Geschossen voll getroffen. Blutüberströmt stürzte er hinter den Kisten zu Boden.

Von nun an war mir alles egal. Ich trat an den Kisten vorbei und warf einen Blick in die Runde. Auf dem Kai war kein Gegner mehr zu sehen, aber auf dem Pier befanden

sich noch einige Singh-Soldaten. Schießend lief ich ihnen entgegen.

Einer der Inder brach sofort zusammen, aber als ich auf zwei andere anlegen wollte, kamen keine Kugeln mehr aus dem Sturmgewehr.

Eine Inderin grinste mich feist an. Es war die Soldatin, auf die ich schon einmal geschossen hatte. Ihre schwarzrote Uniform war an der linken Schulter blutüberströmt.

Unsere Bewegungen liefen fast gleichzeitig ab. Während ich das Sturmgewehr fallen ließ und meine Desert Eagle zog, legte sie mit ihrem Gewehr auf mich an.

Noch immer lief ich auf sie zu, als ich schoss. Eine Kugel fuhr siedend heiß an meinem linken Arm entlang, genau dort, wo mich bereits Colonel Amranis Talwar getroffen hatte. Doch in diesen Momenten waren mir die Schmerzen egal.

Auch meine Kugel traf. Sie hieb mitten in die Brust der Frau, die mit schreckgeweiteten Augen zurücktaumelte.

Ohne zu zögern, schoss ich weiter und traf erneut. Der letzte Singh-Soldat auf dem Pier bekam eine Kugel in den Kopf. Doch damit war der Kampf noch nicht vorbei. Zwei weitere Gegner traten hinter den Aufbauten des U-Bootes hervor.

Bevor sie auf mich schießen konnte, reagierte ein Anderer. Es war Alec McCoy, der neben mir erschien und eine ganze Kugelgarbe auf die Singh-Soldaten abschoss. Von der Wucht der Geschosse getroffen stürzten sie auf die Außenhaut des U-Bootes. Regungslos rutschten sie darüber hinweg und fielen schließlich ins Meer.

Der Lieutenant Commander legte mir eine Hand auf die linke Schulter. »Wir haben überlebt. Und nur das zählt.«

Ich antwortete ihm nicht. Stattdessen starrte ich weiter auf das U-Boot.

War es wirklich nur das, was zählte? Zählte es nicht viel mehr, an die zu denken, die gestorben waren? Eines aber wusste ich genau – wenn wir Vijay Brahma Singh jetzt nicht stoppten, würde das Morden weitergehen. Und das war weit schlimmer als all das, was wir bisher erlebt hatten.

Schließlich drehte ich mich doch Alec McCoy zu. »Wie viele haben denn überlebt?«

An den Lippen meines Gegenübers zuckte es. Für einen Moment brachte er keinen Ton hervor, dann aber gelang ihm doch die Antwort. »Außer uns beiden nur vier. Und eine davon ist verwundet.«

»Lieutenant Walters?«, fragte ich.

»Genau. Die Schutzweste hat die Kugeln abgehalten, aber ein paar Rippen sind wahrscheinlich gebrochen.«

Wir gingen zurück zu den Kisten, ohne die wir jetzt wahrscheinlich alle tot am Boden liegen würden. Dabei warf ich noch einen kurzen Blick über den Rand des Piers ins Wasser. Nicht nur die Leichen einiger Singh-Anhänger schwammen dort, auch die eines Marinesoldaten. Wahrscheinlich war er es gewesen, der mit seinem Schrei unser Eintreffen hatte auffliegen lassen. Allerdings hätte genauso gut auch ich dort unten treiben können.

Die drei unverletzten Marinesoldaten – ein etwa dreißig Jahre alter Inder, eine noch jüngere braunhaarige Frau und ein muskelbepackter Brite – umstanden die Verletzte, Lieutenant Walters.

»Wir werden sie in eines der U-Boote laden«, wies Alec McCoy die Soldaten an. »Dort ist sie vor weiteren Angrif-

fen sicher. Wir werden sie dann später abholen.«

Während sich die Reste unseres Kommandos bemühten, die Verletzte zu den U-Booten zu tragen, ohne dabei ins Wasser zu stürzen, wanderte mein Blick zu dem offenen Tor, das den Weg in die Anlage wies.

Fünf Mann waren wir noch – gab es da überhaupt eine Chance gegen die Übermacht der Gegner? Und welche dämonischen Abartigkeiten würde uns Singh noch alles entgegen schicken? Eigentlich war es müßig, sich darüber Gedanken zu machen, denn es blieb uns gar nichts anderes übrig, als uns dem Kampf zu stellen. Koste es, was es wolle

...

\*\*\*

Der Einschlag des Artilleriegeschosses wirkte auf die *Excelsior* wie ein Erdbeben. Pulte und Monitore wurden aus ihrer Verankerung gerissen, Funken sprühten umher, und auch für die Besatzung waren die Folgen verheerend.

Mister Omega, der vor Kurzem noch Miss Derringer angegrinst hatte, wurde von einem Rohr am Kopf getroffen und stürzte zu Boden.

Auch die blonde Killerin blieb von dem Einschlag nicht verschont. Zwar versuchte sie noch, sich an einem Haltegriff festzuklammern, doch der Aufschlag auf den Boden war dennoch heftig. Für einige Sekunden blitzte es vor ihren Augen auf, als ihr Kopf gegen die harte Unterlage stieß.

Für Erholung blieb aber keine Zeit. Nur einen Moment später sprang sie wieder auf die Beine und hatte sofort mit Gleichgewichtsproblemen zu kämpfen. Das ganze Schiff schwankte vor ihren Augen, mehr noch, als es der Ein-

schlag des Geschosses bewirkt haben konnte.

Gestützt von mehreren Pulten und Verkleidungsteilen lief sie zu der Konsole, von der aus die Waffen gesteuert wurden. Tasha Lawrence, die diese eigentlich bedienen sollte, lag regungslos und mit verbrannten Armen am Boden. Wahrscheinlich hatte sie ein Elektroschock getötet.

»Diese verdammten Schweine ...«, murmelte jemand neben Susanna. Es war Mister Magnum, der sich mühsam aufrichtete und dabei den leblosen Arm eines Technikers von sich abstreifte. »Das werden sie noch bereuen.«

Miss Derringer half ihm dabei, wieder auf die Beine zu kommen. »Vor ein paar Minuten hätte ich nicht geglaubt, dass ich das mal sagen würde, aber: Ich bin froh, dass Sie noch leben.«

Der braunhaarige Mann musste lachen. »Und ich dachte schon, Sie wären mir in die Hölle gefolgt«, antwortete er seiner Vorgesetzten.

»Wir sind schon in der Hölle. Aber noch leben wir.«

Nach dieser Aussage wandte sich Miss Derringer der Waffen-Konsole zu. Glücklicherweise hatte sie den Einschlag heil überstanden. Nur die Kugelgeschütze schienen nicht mehr funktionstüchtig zu sein, doch solange das Abfeuern von Granaten noch funktionierte, war das nur ein unwichtiger Nebeneffekt.

In diesen Momenten verabschiedete sie sich endgültig von allen Gedanken an Mister Colt. An deren Stelle rückte ein anderer Gedanke: Vijay Brahma Singh musste sterben!

Mit einem Seitenblick registrierte sie, dass nur wenige Kameras, die ihr Bild auf den Hauptmonitor übermittelten, ausgefallen waren. So erkannte sie, dass auch Singhs Hauptquartier bereits einige schwere Treffer hatte hinneh-

men müssen. An mehreren Stellen brannten Feuer, während Rauchschwaden in Richtung Nachthimmel zogen.

Auch einer der Geschütztürme war anscheinend getroffen worden. Scheinbar hatte es Tasha Lawrence doch noch geschafft, vor dem Einschlag ein paar Granaten abzufeuern.

»Die Navigation ist fast vollständig ausgefallen«, meldete Mister Magnum. »Ohne Reparaturen können wir nur noch in eine Richtung navigieren.«

»Das ist unwichtig«, wiegelte ihn Miss Derringer ab. »Unsere Position ist perfekt.«

Die blonde Frau drückte einige Tasten und stellte die Geschütze damit auf ein neues Ziel ein. Die Besatzung der beiden übrigen Artillerie-Türme schien nicht mehr damit zu rechnen, dass von der *Excelsior* noch eine Gefahr drohte. Anders ließ sich ihre Untätigkeit kaum erklären. Das sollte sich für sie bitter rächen, zumindest wenn es nach Miss Derringer ging.

Endlich hatte sie die Granatwerfer neu ausgerichtet. »Fahrt zur Hölle!«, schrie sie, als sie die erste Salve abfeuerte.

Zwei grelle Geschosse jagten auf einen der Türme zu – und verfehlten ihn. Stattdessen schlugen die Granaten in andere Teile der Anlage ein.

Der dort angerichtete Schaden war Miss Derringer allerdings egal. Sie musste die Geschütztürme zerstören, sonst war es bald aus mit der *Excelsior*. Ohne das Ziel noch einmal zu überprüfen, feuerte sie erneut.

Diesmal zischten gleich vier Granaten auf den Geschützturm zu. Gerade in dem Moment, in dem sie ihr Ziel trafen, feuerte auch der Turm ein Geschoss ab. Während das Artil-

leriegeschütz in rötlichem Feuer förmlich unterging, wurde die Excelsior erneut getroffen.

Diesmal war der Einschlag so heftig, dass es sogar auf der Brücke zu einer Explosion kam. Grelle Flammen leckten Miss Derringer und Mister Magnum entgegen, die sich instinktiv zu Boden fallen ließen.

Plötzlich erklang ein hässliches Quietschen, und im nächsten Augenblick geriet das Flugschiff in Schiefelage.

»Heilige Scheiße!«, fluchte der Navigator, während er sich wieder aufrichtete.

»Was ist passiert?«, fragte Miss Derringer.

»Ich denke ...«, begann Mister Magnum, »... wir stürzen ab!«

\*\*\*

Wie ein angeschlagener Boxer stützte sich Vijay Brahma Singh auf der Lehne einer der Stühle ab, die sich in seiner Kommandozentrale befanden. Doch es waren keine körperlichen Schmerzen, die ihn plagten, es war ganz einfach das Gefühl, an den Rand einer Niederlage gedrängt worden zu sein.

Colonel Pruddhat und seine Männer meldeten sich nicht mehr. Zwei der drei Artillerie-Geschütze waren zerstört worden und zu zahlreichen anderen Soldaten, die sich noch in der Anlage aufhielten, war ebenfalls der Kontakt abgebrochen.

War sein Plan gescheitert? Er, der von seiner Nebelinsel ein neues Weltreich hatte aufbauen wollen, sollte verloren haben? Nein, das konnte nicht wahr sein. Noch hatte er nicht verloren. Noch blieb ihm ein letzter Trumpf: *Kalis*

*drittes Auge*. Wenn er es jetzt aktivieren könnte, würde er zwar nicht den gesamten südasiatischen Kontinent überfluten können, aber er würde seinen Namen dennoch derart in die Erinnerung der Menschen brennen, dass sie noch Hunderte Generationen lang vor seinem Namen in Ehrfurcht erschauern würden.

Ja, das musste sein Ziel sein. Der Name Vijay Brahma Singh würde ewig währen, auch wenn dessen Träger nicht die Herrschaft über die Welt antreten würde. Hunderttausende, vielleicht Millionen Tote – was war das schon für ein Preis für die Unsterblichkeit?

In seinem eben noch erstarrten Gesicht erschien ein triumphales Grinsen. Der Sieg, er war ihm trotz allem nicht zu nehmen. Er würde die Maschine aktivieren, schon allein, um seinen Feinden damit einen Schlag ins Gesicht zu verpassen.

Doch nicht von hier aus würde er die Aktivierung vornehmen. »Lieutenant Dutta?«, sprach er einen der wenigen verbliebenen Soldaten an.

»Ja, Meister?«, fragte der recht hellhäutige Mann mit dem Vollbart.

»Transferieren sie die Aktivierungs-Kontrolle von *Kalis drittem Auge* in den Maschinenraum. Ich werde den Start von dort aus persönlich vornehmen.«

Der Soldat starrte seinen Meister überrascht an. »Aber ...«, stammelte er.

»Tun Sie es! Und dann werden Sie mich dorthin begleiten. Weisen Sie auch alle anderen noch verfügbaren Soldaten an, dass sie sich zum Maschinenraum begeben sollen.«

»Ja, Meister. Natürlich.« Schließlich führte der Mann doch die ihm aufgetragenen Befehle aus.

Vijay Brahma Singh schritt als Erster durch die Tür. Draußen warteten zwei Wachen. Zu ihnen traten noch die drei in der Kommandozentrale verbliebenen Soldaten hinzu.

»Sie ...«, bereite er seine Untergebenen auf die kommende Aufgabe vor. »... werden die Ehre haben, mich zu *Kalis drittem Auge* zu begleiten. Niemand darf uns dabei aufhalten. Es liegt in Ihren Händen, dass unsere große Vision Wirklichkeit wird.«

»Wir folgen euch bis in den Tod, Meister«, rief eine Soldatin. Ihre Begleiter wiederholten diesen Ausruf.

Vijay Brahma Singh nickte ihnen zu. Jetzt endlich war seine Zeit gekommen. Die Zeit des großen Sieges ...

\*\*\*

Eines musste man Vijay Brahma Singh lassen: Wenn es darum ging, eine pompöse Festung aufzubauen, dann ließ sein architektonischer Geschmack keine Wünsche offen. Die riesigen, von metallenen Wänden begrenzten Gänge waren so breit, dass sogar eine Elefantenfamilie ohne Probleme hätte durchmarschieren können.

Und dann diese Wandmalereien – wer immer auch diese entworfen hatte, er verstand etwas von seinem Fach, denn die Wesen, die dort abgebildet waren, waren so lebensecht, dass ich bereits das Gefühl hatte, von ihnen angestarrt zu werden. Merkwürdige Vogelkreaturen, Spinnen, Echsen, alle möglichen Tiere und Fabelwesen waren da vertreten.

Erhellte wurde der Gang, in dem wir uns befanden, von weiteren hellen Neonröhren. Innerlich stellte ich mir die Frage, wo bloß der ganze Strom herkam, der diese Anlage

in Betrieb hielt. Aber eigentlich war es müßig, über Umstände nachzudenken, die ich sowieso nicht aufklären konnte.

Ebenso unerklärlich waren für mich die immer wieder auftretenden, spürbaren Erdstöße, die die Anlage für kurze Momente erzittern ließen. Möglicherweise waren das auch Auswirkungen von Singhs Maschine, die immer noch aufgeladen wurde.

Der durchtrainierte, muskulöse Mann, der neben mir her schritt und immer wieder nervös durch seine kurzen, dunkelblonden Haare fuhr, hatte sich mir als Corporal Daniel Sutton vorgestellt. »Ich halte das nicht mehr aus«, flüsterte er vor sich hin.

»Wie bitte?«, fragte ich den Soldaten.

Erschrocken starrte er mich für einige Augenblicke an. »Ach, nichts«, sagte er schließlich.

»Nur raus damit. Es bleibt auch unter uns.«

Erst schien es, als wollte er mir nicht antworten, aber dann drang es doch aus ihm hervor. »Das alles hier – ich meine, ich hatte schon einige Kampfeinsätze, aber das alles geht über das hinaus, was ich ertragen kann. Erst diese schwarzen Vögel, die so viele von uns getötet haben. Dann der Riesenkraken, die Schießerei am Pier und jetzt das.« Er wies mit seiner rechten Hand auf die Wandmalereien, die auch mir schon aufgefallen waren. »Merken Sie das nicht? Diese Monster beobachten uns.«

Während wir weiter durch den Gang schritten, von dem wir nicht einmal wussten, wohin er uns führen würde, überlegte ich, was ich dem Mann am besten antworten sollte, um ihn nicht noch mehr zu beunruhigen. »Vielleicht sind sie nur ein bisschen überreizt.«

Diese Antwort war leider ein Fehler. »Überreizt?«, schrie Sutton plötzlich. Damit machte er auch unsere Begleiter auf sich aufmerksam. Aber das war ihm egal. Der Corporal rannte förmlich auf eines der Gemälde zu und schlug mit den Händen dagegen. »Ich bin nicht überreizt. Ich habe nur das Gefühl, wahnsinnig zu werden. Ich ... arrrrgh!«

Seine letzten Worte gingen in einem fürchterlichen Schrei unter. Das Gemälde, ein Löwe mit Vogelkrallen statt Tatzen, erwachte tatsächlich zum Leben. Eine der Krallen schoss plötzlich vor, packte Sutton am Genick und zog ihn einfach in die Wand hinein. Für einen Moment glühte sein Körper rötlich auf, dann verschwand er einfach. Nichts blieb mehr von ihm übrig.

»Nein!«, brüllte die braunhaarige Soldatin – Sergeant Elly Caldwell – riss ihr Sturmgewehr hoch und schoss. Doch ihre Kugeln trafen nur die Wand und sirrten als gefährliche Querschläger umher. Bevor sie uns noch weiter in Gefahr brachte, griff Alec McCoy ein und riss ihr die Waffe aus der Hand.

»Beruhigen Sie sich, Sergeant! Oder wollen Sie uns alle umbringen?«, fuhr er sie an.

»Nein, ich ...«, stammelte sie.

McCoy legte ihr eine Hand auf die Schulter und gab ihr das Gewehr zurück. »Schon gut. Wir sind alle am Limit. Aber jetzt ist es besonders wichtig, unter allen Umständen die Nerven zu behalten.«

»Ja, Sir!«, rief sie schließlich, nachdem sie sich wieder einigermaßen zusammengerissen hatte.

»Ich denke ...«, mischte ich mich schließlich auch noch ein, »... wir sollten uns ab jetzt von den Bildern fernhalten.«

»Welch weise Worte, Sahib«, sagte der uns begleitende indische Soldat, dessen Name mir noch immer nicht bekannt war.

Als wir ihn alle für mehrere Sekunden verständnislos anstarrten, hob er beschwichtigend die Hände und lächelte. »Schon gut, war ja nur ein Scherz.«

Keiner gab ihm darauf eine Antwort.

Schließlich setzten wir unseren Weg fort und hielten uns dabei möglichst in der Mitte des Ganges auf. Irgendwie hatte ich das Gefühl, in einem gewaltigen Irrgarten herumzulaufen. Mein Vater hatte zwar jahrelang Singh hinterher gejagt, aber einen Fuß auf diese Insel hatte er dabei leider nie gesetzt. So blieb uns nichts anderes übrig, als auf gut Glück nach dem richtigen Weg zu suchen.

Nach einigen Minuten erschien vor uns eine Kreuzung. Und nicht nur das, am Ende des geradeaus führenden Weges trat eine Gestalt hervor. Ein Mitglied der Singh-Bruderschaft? Durch die Entfernung war nicht mehr als eine schattenhafte Figur zu erkennen. Sie machte jedoch keinerlei Anstalten, uns auf irgendeine Weise anzugreifen. Stattdessen verschwand sie so plötzlich wieder, wie sie erschienen war. Ohne einen Ton von sich zu geben, verließ sie den Gang, wahrscheinlich in eine weitere Abzweigung.

»Was war denn das?«, fragte der bärtige Inder.

»Ich schätze, das werden wir noch herausfinden«, antwortete ich ihm.

Einem Gefühl folgend griff ich wieder nach meinem Sturmgewehr, das ich zuvor über die Schulter gelegt hatte. Glücklicherweise hatte man uns noch etwas Ersatzmunition mitgegeben, sonst wäre mir nur noch die Desert Eagle geblieben.

Als wir die Kreuzung erreichten, übernahmen Alec McCoy und ich die Führung. Während der Lieutenant Commander einen vorsichtigen Blick nach links warf, suchte ich in der nach rechts laufenden Abzweigung nach möglichen Gefahrenquellen.

Zunächst dachte ich an weitere Singh-Soldaten, doch was ich stattdessen erblickte, ließ mich für einen Augenblick erstarren. Eine riesige, gelbhäutige Schlange mit rot leuchtenden Augen kroch auf die Kreuzung zu. Bevor ich auch nur einen Warnschrei ausstoßen konnte, hatte das Monster uns bereits erreicht.

»Oh Shit!«, stieß der Inder hervor, nahm sein Sturmgewehr in die Hand und schoss auf das Untier. Mindestens ein Dutzend Mal wurde es getroffen, doch eine Wirkung zeigte sich nicht.

Stattdessen öffnete die Schlange ihr Maul. Zwei mächtige Giftzähne erschienen am Oberkiefer, dazu eine dünne bräunliche Zunge, die wie ein Pfeil aus dem Rachen hinausschoss. Und sie traf ihr Ziel – den indischen Soldaten. In Sekundenschnelle wickelte sich die Zunge um den Körper des Mannes und zog ihn dem Maul entgegen.

Bevor die Schlange ihr Opfer in den Rachen ziehen konnte, schoss auch ich. Jedoch nicht auf den Körper, sondern auf die Zunge. Blutige Fetzen flogen durch den Gang, als die Kugeln die papierdünne Haut trafen und sie wie Papier durchschlugen.

Doch das war nicht genug. Trotz ihrer Verletzungen gelang es der Schlange, den schreienden Inder in ihr Maul zu ziehen und zu verschlingen.

Gleichzeitig zuckte ihr Körper wild umher. Rasend schnell jagte ihr Schwanz auf mich zu. Hastig duckte ich

mich und sprang unter dem Schlangenkörper hindurch.

Als ich mich wieder aufrichtete, erschien einige Dutzend Meter vor mir wieder die schattenhafte Gestalt. Sie hob einen Arm und winkte mir zu, als wollte sie, dass ich zu ihr komme. Dann trat sie wieder aus dem Gang heraus und verschwand.

Was sollte ich tun? Gegen die Schlange schien es für uns keine Waffe zu geben, allerdings konnte ich meine Begleiter auch nicht einfach ihrem Schicksal überlassen. Bevor ich mir darauf eine Antwort geben sollte, bekam ich sie von der Schlange.

Wie ferngesteuert riss sie plötzlich ihren schweren Kopf herum und fixierte mich mit ihren rot leuchtenden Augen. Wenige Momente später jagte sie mit aller Kraft auf mich zu. Erneut riss sie ihr Maul auf, doch diesmal schoss keine Zunge hervor. Anscheinend wollte sie mich einfach so verschlingen.

Ohne weiter nachzudenken, rannte ich los, der Biegung entgegen, an der diese merkwürdige Gestalt erschienen war. Doch ich war nicht schnell genug. Als ich ein hässliches Zischen hinter mir hörte, stoppte ich und drehte mich um.

Wie eine riesige gelbe Wand baute sich die Schlange vor mir auf. Hinter ihr erklangen Schüsse, ich hörte die Stimme von Alec McCoy, doch dadurch ließ sich das Untier nicht von seinem Vorhaben abbringen. Das weit aufgerissene Maul schoss mir entgegen – und von einem Moment zum anderen ging vor mir die Welt unter.

Eine gewaltige Explosion traf den Körper der Schlange und riss ihn in tausend Stücke. Grelles Feuer erfüllte den Gang, während ich von der Wucht dessen, was das Mons-

ter getroffen hatte, meterweit zurückgeschleudert wurde.

Mühsam rappelte ich mich wieder auf, nur um zu erkennen, dass sich vor mir ein wahres Inferno ausgebreitet hatte. Feuer und Rauch, wo ich nur hinschaute, zudem waren Teile des Dachs eingestürzt und hatten die Reste des Schlangenkörpers unter sich begraben. Und nicht nur sie – ich musste kein Prophet sein, um zu ahnen, dass auch Alec McCoy und Elly Caldwell bei der Explosion umgekommen waren. Wieder zwei Tote mehr, für die Vijay Brahma Singh büßen sollte ...

Einige Meter vor mir lag der abgerissene Kopf der Schlange. Aus den Augen war das rote Leuchten gewichen, stattdessen waren nur noch zwei dunkle Schächte zu erkennen. Auch die gelbe Farbe der Haut war einem matten Grau gewichen.

Doch das interessierte mich im Moment herzlich wenig. Eher fragte ich mich, was diese Explosion ausgelöst hatte. Es hatte sich angefühlt, als wäre die Anlage von einer Bombe oder Rakete getroffen worden. Hatte mein Vater noch ein Team hierher geschickt, um Singhs Hauptquartier von oben anzugreifen? Oder lief hier noch ein ganz anderes Spiel ab, von dem ich bisher nichts mitbekommen hatte? Und dann war da noch diese mysteriöse Schattengestalt, die mir nun schon zwei Mal erschienen war. War sie ein Verbündeter – oder sollte sie mich endgültig ins Verderben locken?

Eigentlich blieb mir keine Wahl. Durch das Feuer und den Dacheinsturz war mir der Rückweg abgeschnitten, also blieb nur der Gang hinter mir, der mich wohl zu dem geheimnisvollen Fremden führen würde.

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich von nun an allein

war. Völlig allein. Ohne Unterstützung im Kampf gegen Vijay Brahma Singh. Doch an Aufgabe dachte ich nicht. Was blieb mir auch anderes übrig, als weiter zu kämpfen?

Mit beiden Händen umklammerte ich das Sturmgewehr, während ich den Gang weiter entlang schritt und schließlich die Biegung erreichte. Statt in einen weiteren Gang blickte ich in eine riesige Halle, in der weitere der hölzernen Kisten gestapelt worden waren, die ich schon am Kai gesehen hatte. Was sich wohl darin befand? Und wo hielt sich die düstere Gestalt auf?

Vorsichtig betrat ich die Halle. Mich empfing eine unnatürliche, geradezu bedrückend wirkende Stille. In der Luft lag ein süßlicher Geruch, der mir leider nur allzu bekannt vorkam. Blut ...

Ein Blick nach links genügte, um die Quelle des Geruchs auszumachen. Neben einigen Kisten lagen zwei Singh-Soldaten. Für einen Moment musste ich schlucken, als ich erkannte, dass man ihnen förmlich die Gesichter weggerissen hatte. Dazu kamen noch die hässlichen Kratzwunden, mit denen ihre Körper übersät waren.

Waren auch sie einem von Singhs Monstern zum Opfer gefallen? Ich ließ meinen Blick durch die Halle wandern, doch außer den Kisten war nichts zu sehen, auch nicht zu hören. Oder doch?

Etwas irritierte mich. Immer wieder erklang ein leises Platschen, als würden kleine Tropfen aus einem Wasserhahn fallen. Täuschte ich mich oder kam dieses Geräusch immer näher?

Aus dem rechten Augenwinkel sah ich, wie etwas von oben herab fiel. Als ich mir den Boden näher ansah, erkannte ich, dass die Flüssigkeit eine dunkelrote Farbe hatte

- die Farbe von Blut.

Ich riss meinen Kopf in den Nacken, hörte einen Schrei und sah nur noch, wie sich eine düstere Gestalt von der Decke auf mich hinab stürzte, um mich unter sich zu begraben

...

\*\*\*

»Das kann nicht sein!«, fuhr Miss Derringer ihren Untergebenen an.

»Ich fürchte doch«, antwortete Mister Magnum. »Es sei denn, uns kommt eine brillante Idee.«

»Was ist denn überhaupt das Problem?«

Der Navigator blickte seine Vorgesetzte verständnislos an. »Sie meinen, außer dass wir von schwerer Artillerie beschossen werden? Wir bräuchten viel mehr Energie, um die Triebwerke am Laufen zu halten.«

»Dann leiten Sie alle überflüssige Energie in die Triebwerke«, wies die blonde Frau den Mann an. »Ich lasse Ihnen da freie Hand.«

»Na, das sind ja ganz neue Töne. Aber gut.« Mister Magnum durchsuchte den Energiefilter, während die *Excelsior* immer weiter in Schiefelage geriet. Insgeheim fragte er sich, ob er vielleicht versuchen sollte, in Zukunft Mister Colts Platz einzunehmen - und das nicht nur als Commander. Aber zunächst einmal mussten sie dieses Gefecht überleben.

»Ich denke, ich habe etwas gefunden«, meldete er seiner Vorgesetzten. »Ich leite die Energie für die Sauerstoffversorgung aller Räume außer der Brücke in die Triebwerke. Das dürfte zwar den Technikern nicht schmecken, aber ...«

»... mit Schwund muss man immer rechnen, ich weiß«, beendete Miss Derringer den Satz.

Der braunhaarige Mann konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Er drückte einige Bedienknöpfe, und plötzlich gelang es ihm wieder, die *Excelsior* aus ihrer Schiefelage zu befreien. »Die Triebwerke funktionieren wieder, auch die an den Seiten, wenn auch nur mit halber Kraft.«

»Sehr gut«, antwortete Miss Derringer, während sie einen Blick auf den Hauptbildschirm warf. Und was sie da sah, gefiel ihr ganz und gar nicht. Ein mit Raketen bestückter Kampfhubschrauber der Singh-Bruderschaft steuerte direkt auf sie zu. Wenn dessen Besatzung jetzt angriff, wäre alle Mühe umsonst gewesen.

Hastig versuchte sie, die Granatwerfer auf den Hubschrauber auszurichten. Glücklicherweise flogen ihre Gegner frontal auf das Flugschiff zu und damit direkt in die Schussbahn der Granaten.

Doch bevor Miss Derringer eine Salve abfeuern konnte, griff der Hubschrauber an. Gleich zwei Raketen zischten auf die *Excelsior* zu. Bevor sie einschlugen, schoss auch das Flugschiff.

In dem Moment, in dem der Hubschrauber in einer feurigen Explosion zerrissen wurde, trafen die Raketen. Erneut wurde die *Excelsior* herumgerissen und geriet ins Trudeln, doch diesmal konnte sie Mister Magnum schnell wieder abfangen.

»Sie haben wohl auf noch unbeschädigte Teile des Schiffes geschossen«, erriet Mister Magnum Miss Derringers Gedanken. »Damit hatten die Raketen auf uns kaum eine Wirkung.«

»Gut«, flüsterte die blonde Killerin. »Dann richten sie das

Schiff wieder auf Singhs Anlage aus.«

»Wird gemacht. Wie viele Granaten haben wir eigentlich noch?«

Damit hatte Mister Magnum einen wunden Punkt getroffen, denn darüber hatte sich die Frau noch gar keine Gedanken gemacht. Nach einigen Klicks musste sie feststellen, dass es nur noch zwanzig Granaten waren, die ihr zur Verfügung standen. »Genug«, antwortete sie dem Navigator schließlich, ohne weiter ins Detail zu gehen.

»Jetzt wirst du bluten, Singh!«, rief Miss Derringer, als sie erneut eine Salve auf Singhs Anlage abschoss ...

\*\*\*

Wie ein Stein traf die von der Decke fallende Gestalt meine rechte Schulter. Zwar hatte ich noch ein wenig zur Seite weichen können, doch der Angriff war so plötzlich erfolgt, dass ich nicht mehr schnell genug wegkam. Der Treffer stieß mich zu Boden, das Sturmgewehr wurde mir aus den Händen geprellt. Eine Hand mit bräunlich-ledriger Haut packte den Lauf des Gewehrs und warf es einfach weg.

Noch im Liegen zog ich meine Desert Eagle, doch im nächsten Moment schon traf mich der Tritt meines Gegners. Stechende Schmerzen fuhren durch die Finger meiner rechten Hand, als sie von einer Schuhspitze getroffen wurden. Durch die Kraft des Treffers wurde die Desert Eagle fast ein Dutzend Meter weit weggeschleudert.

Meine Schulter schmerzte, auch meine Finger fühlten sich an, als wäre eine Dampfwalze über mich gerollt. Zudem blutete ich noch immer aus meiner Wunde am linken Arm. Und dennoch griff mich die Gestalt nicht weiter an.

Stattdessen schien sie auf meine Reaktion auf ihr Erscheinen zu warten.

Die Gestalt – ein Mann, wie ich schnell erkannte – trug einen gefleckten Tarnanzug, wahrscheinlich von der US Army, sowie Kampfstiefel, von denen ich einen bereits im Einsatz erleben durfte. Sein Haar war kurz geschnitten, allerdings bedeckte sein Gesicht ein etwas wild wirkender, schwarzer Bart.

Eigentlich hätte man ihn für einen normalen Soldaten halten können, wäre da nicht die Tatsache, dass sein Anzug am linken Arm völlig zerrissen war. Doch statt einer normalen Haut erinnerte das, was sich auf seinem Arm befand, eher an braunes Leder. Und dann die Hand – sie war zu einer wahren Kralle geworden. Blut tropfte von den messerscharfen Fingernägeln. In der anderen, normal aussehenden Hand hielt der Mann ein Kampfmesser bereit.

Schließlich waren da noch seine Augen. Das rechte war normal und zeigte eine grünliche Pupille, das andere aber wies ein rotes Leuchten auf, wie ich es schon bei den Totenvögeln und der Monsterschlange gesehen hatte.

Kalt lächelte mich der Mann an.

»Wer bist du?«, fragte ich schließlich. Gleichzeitig versuchte ich, meine verletzten Finger zu bewegen, was allerdings nur mit weiteren Schmerzen verbunden war.

»Der Tod«, flüsterte der Mann. »Ja, ich bin der Tod. Das Böse. Eine Ausgeburt der Hölle.«

»Wie ein Teufelchen siehst du aber nicht aus«, versuchte ich meinen Gegner zu provozieren.

»Nett«, antwortete er sarkastisch. »Der Spruch hätte von mir sein können, Jimmy Spider.«

»Du kennst mich?«, fragte ich überrascht, obwohl ich mir

eigentlich denken konnte, dass ich unter Singhs Dienern bekannt war.

»Natürlich.« Er kam einen Schritt auf mich zu und hielt mir dabei sein Messer entgegen. »Natürlich kenne ich dich, nur zu gut. Und ich kann dir sagen, dass dein Weg hier zu Ende ist. Aus der Hölle gibt es kein Zurück mehr. Für dich nicht und für mich schon gar nicht.«

»Sag deinem großen Meister, dass ich nicht totzukriegen bin.«

»Meinem großen Meister?«, fragte er überrascht.

»Vijay Brahma Singh. Oder hast du etwa vergessen, wem du dienst?«

Der Mann musste lachen. »Was? Ernsthaft? Du denkst, ich wäre ein Diener dieses größtenwahnsinnigen Fettsacks?« Erneut prustete er los, fing sich dann aber wieder schnell. »Nein, mein Freund, ich bin kein Diener von Vijay Brahma Singh. Man könnte sogar sagen, ich bin sein größter Feind.«

Jetzt war ich es, der anfang zu lachen.

»Was ist daran so komisch?«, fragte er leicht verärgert.

»Naja, du bist also Singhs ärgster Feind. Warum greifst du mich dann an? Wir sollten zusammenarbeiten und ihn gemeinsam daran hindern, seine Überschwemmungs-Maschine zu starten.«

Für einen Moment starrte er mich wortlos an, dann nickte er. »Ja, das sollten wir. Eigentlich bin ich sogar selbst auf der Jagd nach Singh. Er und seine Maschine müssen gestoppt werden. Und wer, wenn nicht wir, könnte ihn davon abhalten?« Er schüttelte den Kopf. »Aber das ist leider nicht möglich. Nicht nur, weil auch du mein Feind bist und meine Vorgesetzten sich freuen würden, wenn ich ihnen

deine Leiche präsentieren würde. Das ist noch etwas anderes. Weißt du, da ist so eine Stimme in meinem Kopf. Sie flüstert mir Dinge zu. Dinge, die ich tun soll. Dinge, die ich mit dir tun soll. Böse Dinge ...«

Insgeheim fragte ich mich, ob der Kerl wirklich irgendwie beeinflusst wurde oder einfach nur geisteskrank war. Für die erste Möglichkeit sprachen sein verwandelter Arm und das rot leuchtende Auge. Irgendetwas musste mit ihm passiert sein, das ihn in eine Art Halb-Dämon verwandelt hat. Aber das war im Moment uninteressant. Viel wichtiger war es zum einen, ihn davon zu überzeugen, dass wir auf derselben Seite standen, und zum anderen herauszufinden, für wen oder was der Mann eigentlich arbeitete. Für Singh jedenfalls nicht, so viel stand fest.

Für einige Augenblicke presste der Mann beide Hände gegen seinen Kopf. »Ruhe, halt endlich die Klappe, verdammt noch mal!«, brüllte er plötzlich. Dann schüttelte er sich und wandte sich wieder mir zu. »Es führt kein Weg daran vorbei«, sagte er völlig ruhig. »Ich muss dich töten.«

Das kam für mich jetzt nicht wirklich überraschend. »Wie heißt du eigentlich?«, fragte ich ebenfalls völlig entspannt.

»Du schaust der Gefahr wirklich seelenruhig ins Auge. Der General hat dich ziemlich gut beschrieben. Aber er hat auch gesagt, dass du dich des Öfteren von deinen Emotionen leiten lässt. Aber gut, ich werde dir meinen Namen verraten – ich heiße Colt. Commander Colt, um genau zu sein.«

Ich hatte das Gefühl, dass, je mehr er mir erzählte, desto mehr Fragen sich bei mir auftaten. »Und für wen arbeitest du?«

Der Mann strich mit der scharfen Seite des Messers über sein Gesicht, ohne sich dabei zu verletzen. »Tja, das wüsstest du wohl gern. Leider bin ich nicht befugt, dir das zu verraten. Obwohl – da wir so oder so beide sterben werden, kann ich ja ein bisschen offener sein. Du kennst doch sicher Raymond Sterling und seinen Halbbruder William. Oder den Fischer – zugegeben, das ist schon ein merkwürdiger Kerl. Oder Commander Rathbone.« Er legte seine mutierte Hand auf seine Brust. »Gott habe ihn selig. Nun, wir arbeiten alle für dieselbe Organisation. Ebenso wie Vijay Brahma Singh.« Für einen Augenblick hielt er inne, bevor er fortfuhr. »Nun ja, zumindest sollte er für uns arbeiten, aber leider hat er uns verraten. Deshalb sitzen wir jetzt beide in der Patsche.«

»Dann sollten wir gemeinsam wieder aus dieser Patsche heraustreten«, gab ich ihm zu bedenken. Dabei fiel mir wieder etwas ein, an das ich schon gar nicht mehr gedacht hatte. Es befand sich in einem kleinen Etui in meiner Jackettasche und war nicht größer als eine Erbse – die Machita. Jene kleine Wunderpflanze, die einst die verletzten oder müden Krieger der Azteken benutzt hatten, um wieder zu neuen Kräften zu kommen und die über unerfindliche Irrungen und Wirrungen in den Besitz der TCA gelangt war. Ihre kleinen, erbsenförmigen Früchte funktionierten wie ein starkes Aufputzmittel, dessen Wirkung für etwa eine halbe Stunde anhielt. Und genau dieses Mittelchen brauchte ich jetzt, denn sollte es zu einem Kampf kommen war ich mit meinen Verletzungen quasi chancenlos.

»Ja, das sollten wir«, holte mich Colt wieder in die Realität zurück. »Das wäre auch wirklich logisch. Nur ... da ist dieser Drang in mir. Dieses Böse, Rakashas Magie – was

auch immer es ist, es lässt mir keine andere Wahl.«

Der Mann, der sich mir als Commander Colt vorgestellt hatte, kam immer näher. Gleichzeitig wich ich Schritt um Schritt weiter zurück. Vorsichtig griff ich in meine Tasche und zog das kleine Etui hervor.

»Hey, was wird das?«, fuhr mich der Mann an. »Ist das deine kleine Geheimwaffe?«

»Erraten«, antwortete ich, während ich hastig eine der Erbsen aus dem Etui zog und sie mir in den Mund steckte. Den Behälter ließ ich danach achtlos fallen.

»Deine kleinen bunten Pillchen werden dir auch nicht mehr helfen. Dein Tod ist beschlossene Sache.« Im nächsten Moment setzte er seine Worte in die Tat um und griff mich an.

Seine Klaue schoss mir entgegen und hätte ich mich nicht rechtzeitig geduckt, hätte sie mir wahrscheinlich den Kopf abgerissen.

Colt lachte nur und schlug erneut zu. Wieder wich ich zurück und wartete darauf, dass die Machita endlich ihre Wirkung zeigte. Ich wusste, dass es manchmal ein paar Sekunden oder Minuten, manchmal aber auch bis zu eine halbe Stunde dauerte, bis sie ihre Kraft entfaltete. In letzterem Fall konnte ich mich schon mal von der irdischen Welt verabschieden.

Plötzlich sprang mir der Commander entgegen, um mich endlich zu erledigen – und genau in diesem Moment setzte die Wirkung ein. Diesmal wich ich dem Angriff nicht aus, dafür schlug ich selbst zu.

Meine Faust traf das Gesicht meines Gegners wie ein Hammerschlag. Der Schwung und die Wirkung ließen ihn etwas zur Seite taumeln, doch verletzt schien er nicht zu

sein. Auch meine Hand, jene, aus der Colt mir die Desert Eagle getreten hatte, strahlte keine Schmerzen mehr aus, obwohl ich mit ihr zugeschlagen hatte.

»Was zum Henker ...?«, murmelte der Mann.

Bevor er reagieren konnte, ging ich erneut zum Angriff über. Mein Tritt traf die Mitte seiner Brust und schleuderte ihn zu Boden. Doch sofort sprang er wieder auf und drängte sich mir entgegen. Seine Krallen blieb diesmal bewegungslos, dafür hatte er sein Messer angehoben. Immer wieder schlug er Finten in die Luft, dann aber stach er doch zu.

Diesmal konnte ich nicht rechtzeitig ausweichen. Vielleicht hatte ich ihn auch zu nah herankommen lassen, aber darauf kam es auch nicht mehr an. Die Spitze des Messers traf meine rechte Schulter und drang in sie ein. Allerdings nur für einen Moment, dann griff ich zu.

Mit meiner rechten Hand umklammerte ich seinen Waffenarm und versuchte, ihn herumzudrehen. Der Commander schrie auf und griff nun auch mit seinem Klauenarm an. Auch diesen bekam ich mit meiner linken Hand zu packen.

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze, während ich verzweifelt versuchte, den von ihm ausgeübten Druck auszugleichen. Ich merkte jedoch schnell, dass mein Gegner um einiges stärker war.

Plötzlich ließ ich seine Arme los, trat aber im gleichen Augenblick zu. Mein Fuß bohrte sich in die Magengrube des Commanders und schleuderte seinen Körper zurück.

Doch statt nachzusetzen, drehte ich mich herum und suchte nach meiner Desert Eagle. Gleichzeitig erzitterte erneut die Anlage wie unter einem Erdbeben. Scheinbar wur-

de sie tatsächlich von oben angegriffen.

»Spürst du sie, Jimmy?«, rief mir Colt zu. »Das sind meine Freunde. Sie werden diese verfluchte Festung für mich zerstören. Ich dagegen muss nur dich töten. Das sollte doch wohl noch zu schaffen sein, oder?«

Gerade als ich meine Waffe neben einer der Kisten entdeckte, hatte mich mein Gegner wieder erreicht. Genau in diesem Augenblick explodierte neben uns die Halle. Rötliches Feuer leckte über uns hinweg, während wir beide zu Boden geschleudert wurden. Teile des Daches stürzten ein und gaben den Blick auf den hell erleuchteten Nachthimmel frei.

Doch nicht nur der Mond schwebte am Himmel, da war noch etwas. Für einen Augenblick dachte ich an ein UFO, das da über der Anlage stand und aus dem helle Lichtblitze schossen.

Der Anblick lenkte mich so stark ab, dass ich für einen Moment nicht auf meinen Gegner achtete. Der Commander nutzte das natürlich eiskalt aus. Gerade als ich mich wieder erhoben hatte, traf mich eine Faust mitten ins Gesicht. Während ich fiel, spürte ich, wie warmes Blut über meine Haut hinwegfloss.

Als ich auf dem Boden aufschlug, trat Colt erneut zu. Zwei Mal traf mich sein Stiefel in den Bauch, dann ließ er mich für einige Sekunden liegen.

»Was bist du schon?«, fragte er höhnisch. »Ein Nichts, ein Stück Müll. Kein Gegner für mich. Ich habe meinen Kampf bereits verloren, und diese Niederlage werde ich mit dir teilen.«

Ohne ihm eine Antwort zu geben, richtete ich mich wieder auf. Hätte ich nicht die Machita eingenommen, wäre

ich wahrscheinlich halb tot liegen geblieben, so aber war noch genügend Energie in mir.

»Du hast wohl noch immer nicht genug?«, rief der Commander und kam erneut auf mich zu.

Ansatzlos schlug ich zu. Colts Kopf ruckte zur Seite, während ich ihm weitere Schläge verpasste. Zwei Mal wühlte sich meine Faust in seinen Bauch, dann schlug ich sie noch einmal gegen seinen Kopf. Der Mann wankte zurück, fiel aber nicht.

Daraufhin trat ich noch einmal zu. Mein Fuß traf seine rechte Seite und schleuderte ihn zu Boden.

Während er sich wieder aufrichtete und dabei lachte, fuhr ich erneut herum und stürmte auf meine Desert Eagle zu.

»Glaubst du etwa, du kannst mich mit ein paar lächerlichen Schlägen und Tritten besiegen?«, rief der Commander hinter mir.

Bevor er mich erreichen konnte, sprang ich auf die Desert Eagle zu und hielt sie plötzlich tatsächlich in den Händen. Als ich mich noch im Liegen wieder herumdrehte, sah ich Commander Colt wie einen Riesen vor mir stehen, das im Mondschein blitzende Messer zum finalen Stich erhoben.

»Nein, aber so«, sagte ich noch und schoss. Drei Kugeln jagte ich aus dem Lauf, und alle drei Geschosse schlugen in die ungeschützte Brust meines Gegners. Die Kleidung riss auf, Blut sprudelte hervor, und der Mann wankte stöhnend zurück.

»Nein, nein ...«, murmelte er, doch er fiel noch immer nicht.

Dafür schoss ich weiter. Kugel um Kugel jagte ich in seinen Körper, bis das Magazin leer war. Schließlich stürzte er

doch blutüberströmt zu Boden.

Mühsam richtete ich mich wieder auf. Mit der Desert Eagle im Anschlag ging ich vorsichtig auf den Commander zu, dessen Körper zuckend auf dem Boden lag. Sein Messer hatte er verloren, seine Klaue schien sich zu verkrampfen. »Jimmy, Jimmy, komm näher!«, flüsterte er.

»Denkst du, ich falle auf einen so billigen Trick rein?«, fragte ich ihn.

»Das ...«, murmelte er mit schwerer Stimme. »... ist kein Trick. Bitte ...«

Ich zielte weiter mit der Desert Eagle auf seinen Kopf, während ich mich langsam zu ihm herunter beugte.

»Jimmy, ich wünschte, das wäre nicht passiert«, flüsterte er wieder. »Gemeinsam hätten wir Singh zu Fall bringen können, aber mein Geist ist schwach gewesen. Das Böse, Singhs Magie, was auch immer, am Ende konnte ich mich nicht mehr dagegen wehren.« Plötzlich schoss seine normale Hand hoch, packte mich am Kragen und zog mich zu sich heran.

Während er mich zu sich heranzog, presste ich ihm den Lauf meiner Waffe gegen die Stirn. »Versprich mir, dass du ihn tötest«, zischte Colt mir zu. »Töte Singh, das ist unsere einzige Rettung. Er ist ganz nahe, das fühle ich. Er will die Maschine starten. Du bist der Einzige, der ihn noch stoppen kann. Wirst du das schaffen?«

Ich nickte ihm zu. »Ja, das werde ich.«

»Gut.« Langsam schien das Leben aus seinem Körper zu weichen. Sein Griff lockerte sich, doch noch drangen einige letzte Worte an meine Ohren. »Leb wohl, mein Bruder ...« Nach dem letzten Wort sackte er in sich zusammen, schloss die Augen und blieb regungslos liegen.

Für einige Zeit war ich wie erstarrt. Was hatte er mit der letzten Bemerkung in seinem Leben gemeint? Wollte er mich als Waffenbruder bezeichnen? Waren es nur die verwirrten Worte eines Sterbenden oder steckte da doch mehr dahinter?

Eines wusste ich genau – ich hatte diesen Mann noch nie zuvor gesehen, und auch der Name ›Commander Colt‹ war mir noch nie untergekommen. Dafür aber natürlich schon Raymond Sterling. Ich dachte daran, ihn nach Colt zu fragen, denn ich war mir sicher, dass ich ihm noch öfter über den Weg laufen würde. Oder er mir. Allerdings, ob er mir eine Auskunft geben würde, das stand auf einem anderen Blatt.

Stöhnend richtete ich mich wieder auf. Noch hielt die Wirkung der Machita an, aber ich musste mich beeilen, wenn ich ihm nicht als zusammengekrümmtes Häufchen Elend gegenübertreten wollte.

Mein Sturmgewehr war nicht mehr auffindbar, und für meine Desert Eagle trug ich nur noch ein weiteres Magazin bei mir, das ich sofort einlegte. Ich konnte nur hoffen, dass Colt und seine Helfer noch weiter unter Singhs Dienern aufgeräumt hatten, sonst sähe es düster für mich aus.

Mein Blick wanderte noch einmal zu dem Loch im Dach. Und wieder sah ich dieses seltsame Raumschiff, das Singhs Anlage mit irgendwelchen Explosivgeschossen angriff und auf eine mir nicht bekannte Weise mit diesem Commander Colt zu tun haben musste. Es schien, als hätte es selbst schon einige Treffer abbekommen, aber das konnte ich aus der Entfernung nicht genau erkennen.

Gerade als ich mich wieder abwenden wollte, wurde der Himmel von einem grellen Feuerball erhellt. Etwas hatte

das Raumschiff getroffen und durchschlagen. Trümmer flogen umher, doch das Flugobjekt stürzte nicht ab. Dafür brannte es an mehreren Stellen lichterloh.

Plötzlich erklang ein lautes Rauschen. Das Raumschiff, das eben noch über der Anlage geschwebt hatte, flog mit hohem Tempo aus meinem Sichtfeld. Ob es die Flucht antrat oder abstürzte, konnte ich leider nicht erkennen.

Mir blieb nichts übrig, als nur mit dem Kopf zu schütteln. Sobald ich dachte, ich hätte alles gesehen, belehrte mich die Realität eines Besseren.

Mein Blick senkte sich wieder und fiel auf die zahlreichen Kisten, von denen einige durch die Explosion aufgerissen worden waren. So konnte ich endlich sehen, was sich in ihnen befand – Nahrungsmittel. Vor allem Konservendosen, aber auch Riegel und eingeschweißtes Brot erkannte ich. Anscheinend hatte sich Singh bereits vor fünf Jahren für einen längeren Aufenthalt auf seiner Nebelinsel eingerichtet, denn ich glaubte nicht, dass seine Leute in der kurzen Zeit seit seinem Ausbruch die Kisten hierher gebracht hatten. Eigentlich logisch, schließlich hatte mir mein Vater berichtet, dass Singh schon damals seine Maschine hatte starten wollen.

Schließlich wandte ich mich doch ab und lief auf mein neues Ziel zu, das andere Ende der Halle. Der Commander hatte gesagt, dass sich Singh in der Nähe aufhalten würde. Wenn das wirklich stimmte, konnte es nur in dieser Richtung sein, denn alle anderen Wege waren für mich abgeschnitten.

Von irgendwoher drang ein leises Geräusch an meine Ohren. Zuerst dachte ich an eine der Kisten, die vielleicht auseinanderbrach. Doch das war es nicht.

Vorsichtig drehte mich herum – und sah die Ursache des Geräuschs. Commander Colt lag noch immer auf dem Boden, allerdings hatte er seinen Oberkörper etwas aufgerichtet. Und nicht nur das, in seiner Faust hielt er eine Handgranate, aus der er bereits den Stift gezogen hatte. Ein diabolisches, vom Schmerz verzerrtes Grinsen legte sich auf sein Gesicht, als er die Granate mir entgegen schleuderte.

Für mich schien alles in Zeitlupe abzulaufen. Ich sah die Granate, hob die Desert Eagle an und schoss. Ob es Können, Glück oder Pech war, ich wusste es nicht, aber meine Kugel traf genau das Wurfgeschoss. Etwa einen halben Meter vor Colts Gesicht explodierte die Granate.

Wieder wurde ich von einer Detonationswucht zu Boden geschleudert. Langsam wurde es langweilig. Wie oft sollte mir das heute noch passieren?

Als ich mich aufrichtete, erkannte ich im sich legenden Rauch, dass ich von dem Commander nichts mehr zu befürchten hatte. Es sei denn, jemand würde seine Körperteile wieder zusammensetzen, die sich in der halben Halle verteilten.

Nun gab es nichts mehr, das mich davon abhalten konnte, mich auf die Suche nach Vijay Brahma Singh zu machen

...

\*\*\*

Es war schon ein merkwürdiges Gefühl, das sich in mir ausgebreitet hatte, als ich die Halle durchschritt. Einerseits war ich fest entschlossen, Vijay Brahma Singh endgültig zu stoppen und ihn für all seine Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen, doch andererseits konnte das auch gleichzeitig

meinen Tod bedeuten. Gut, im Prinzip begab ich mich bei fast jedem neuen Fall in Lebensgefahr, doch in diesem Kampf stand ich wohl tatsächlich auf verlorenem Posten.

Acht Kugeln steckten noch in meiner Desert Eagle, und gegen mich standen ein zu allem fähiger Top-Terrorist, eine Horde bestens ausgebildeter Soldaten und dazu noch ein rothäutiger Dämon namens Rakasha. Nicht vergessen durfte ich dabei auch die lebendig gewordenen Wandmalereien, von denen ich in dieser Halle zum Glück verschont wurde.

Ich ganz allein gegen all diese Gegner – war es überhaupt realistisch, daran zu glauben, dass ich hier noch einmal lebend herauskam? Eine Frage, auf die ich keine Antwort fand und die ich auch so gut es ging verdrängte. Es musste einfach weitergehen, egal auf welche Weise.

Nachdem ich die Halle durchschritten hatte, blieben mir zwei Wege zur Auswahl – nach links oder nach rechts. In beiden Richtungen war nichts zu erkennen, obwohl dieser Colt angedeutet hatte, dass sich Singh ganz in der Nähe aufhalten musste.

Gerade als mir die Idee kam, eine Münze zu werfen, erklangen von der rechten Seite aus Stimmen. Zu sehen war niemand, aber der Gang machte nach etwa fünfzig Metern einen Knick. Wahrscheinlich hielten sich dort die mir unbekanntesten Sprecher auf.

Vorsichtig und so lautlos wie möglich schlich ich der Biegung entgegen. Dabei warf ich immer wieder Blicke auf die Wandmalereien, doch die blieben im Moment zumindest noch ruhig. Weder der gehörnte Tiger auf der linken noch die Riesenspinne auf der rechten Gangwand machten Anstalten mich anzugreifen.

Dafür wurden die Stimmen lauter. Zwar konnte ich nichts verstehen, aber zumindest wurde mir klar, dass sich die Sprecher unmittelbar hinter der Biegung aufhalten mussten. Vielleicht hatte Colt doch nicht so unrecht mit seiner Aussage gehabt, dass sich Singh irgendwo in der Nähe aufhielt.

Als ich vorsichtig um die Ecke spähte, erkannte ich zwei Singh-Soldaten, die wie Wachtposten eine Tür aus massivem Eisen umstanden. Ich ahnte bereits, dass ich hier richtig war. Irgendetwas oder irgendjemand Wichtiges musste sich hinter dieser Tür befinden.

Noch stand das Überraschungsmoment auf meiner Seite, denn die beiden Männer schienen mich nicht bemerkt zu haben. Zur Hälfte trat ich hinter der Ecke hervor, legte auf die Soldaten an, und – in diesem Moment erklang hinter mir ein fürchterliches Gebrüll. Für einen Augenblick war ich aus dem Konzept, und genau dieser Augenblick genügte den beiden Indern, um mich zu bemerken und ihre Sturmgewehre auf mich anzulegen.

Doch bevor sie auch nur einen Schuss herausbrachten, drückte ich ab. Gleich mehrfach zog ich den Abzug durch. Einer der Soldaten erhielt unzählige Einschläge in die Brust, den anderen trafen zwei Kugeln in den Kopf, zwei weitere Kugeln gingen fehl. Ein hässliches Klicken machte mich darauf aufmerksam, dass auch dieses Magazin leergeschossen war.

Der Kerl, der die Kopftreffer hatte einstecken müssen, brach auf der Stelle zusammen, der zweite Soldat hingegen wankte zurück bis zu der Eisentür. Mit letzter Kraft hob er noch einmal sein Sturmgewehr, doch dann wurde ihm die Waffe zu schwer. Polternd fiel sie ihm aus der Hand, wäh-

rend er tödlich getroffen an der Tür hinabrutschte.

Ich atmete einmal tief durch. Hätte der Mann es noch geschafft, ein letztes Mal abzudrücken, wäre ich wehrlos gewesen. Als ich die Desert Eagle wegsteckte, fiel mir wieder das Brüllen ein, das mein Überraschungsmoment zunichtegemacht hatte.

Nervös drehte ich mich herum, und das nicht ohne Grund. Hinter mir hatte sich der gehörnte Tiger aufgebaut und knurrte mich böse an.

»Liebes Kätzchen, ganz liebes Kätzchen ...«, flüsterte ich dem Tiger zu. »Wenn du brav bist, bekommst du nachher auch eine Schale Milch.«

Das Untier zeigte sich wenig begeistert von meinem Vorschlag. Noch einmal knurrte es, dann sprang es mir entgegen.

Eilig hastete ich auf die Eisentür zu, während der Tiger hinter meinem Rücken vorbei segelte. Instinktiv ergriff ich eines der herumliegenden Sturmgewehre, bevor ich die Tür aufriss. Die Leiche des Singh-Anhängers geriet noch einmal in Bewegung, doch das interessierte mich nicht. Ohne mich weiter umzusehen, sprang ich in den Raum hinein und schmetterte die Tür hinter mir zu.

Ein dumpfer Knall erklang, die Tür erzitterte, doch mehr geschah nicht. Anscheinend war der Tiger nicht stark genug, um das harte Material zu zerstören. Mir sollte es nur recht sein.

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich mich in einem düsteren Zwielicht befand. Lediglich von einigen kleinen Lampen strahlte ein mattes, gelb-rötliches Licht ab, das die Dunkelheit nicht wirklich vertreiben konnte.

War die Eingangstür schon aus massivem Eisen gefertigt,

so stand dieser Raum dem in nichts nach. Für einen Augenblick dachte ich an eine übergroße Heizkammer, denn überall waren dicke und dünne Rohre verlegt, während zahlreiche nach oben führende Gittertreppen zu verschiedenen Ebenen führten, die durch Geländer gesichert waren. Einige der Rohre schienen allerdings aus der Verankerung gerissen worden zu sein. Immer wieder schoss Dampf aus verschiedenen Öffnungen, während im Hintergrund ein lautes Summen zu hören war, als würde dort eine große Maschine arbeiten.

Ein Maschine ... das musste es sein! Ich befand mich in dem Raum, in dem sich die Waffe befand, mit der Singh die ganze Welt – oder zumindest einen großen Teil Asiens – bedrohte. Colt hatte mir also doch die Wahrheit gesagt. Leider hatte er die dunkle Kraft in ihm selbst nicht überwinden können, sonst würden wir jetzt gemeinsam diesen letzten Kampf antreten.

So aber schritt ich allein zwischen zwei schulterhohen, eisernen Wänden entlang, die sich aber, je weiter ich vor ging, immer weiter absenkten. Damit gaben sie den Blick frei auf zahlreiche auf Hochtouren laufende Maschinen und Motoren, die wohl den eigentlichen Kern dieser Anlage betrieben. Auch hier waren einige Geräte beschädigt. Möglicherweise waren sie von weiteren Angriffen dieses Raumschiffes beschädigt worden.

Plötzlich erklang ein wilder Schrei. Mein Kopf ruckte hoch, und mit Schrecken entdeckte ich einen Soldaten der Singh-Bruderschaft, der einige Meter über mir auf einem aus Gittern bestehenden Steg stand. Über das Geländer hinweg legte er auf mich an und drückte ab.

Im letzten Moment sprang ich vor, überrollte mich und

schoss zurück. Die Kugeln meines Gegners trafen nur den metallischen Boden, meine aber schlugen in den Körper des Inders ein.

Funken sprühten umher, als einige der Kugeln das Gitternetz trafen. Der Singh-Soldat wankte noch einige Sekunden ziellos umher, dann brach er zusammen.

Einen Gegner hatte ich also erledigt, aber wie viele würden noch auf mich warten? Schlecht für mich war auf jeden Fall, dass dieses kurze Feuergefecht meine Anwesenheit verraten hatte. Es sei denn, die Maschinengeräusche hatten die Schüsse übertönt.

Vorsichtig schlich ich zum Ende des eisernen Ganges – und erhielt einen ersten Blick in das Herzstück des Maschinenraums. Von der Decke herab ragte ein stählernes Rohr oder ein Bolzen mit mindestens zehn Metern Durchmesser hinab in ein etwa doppelt so breites, tiefschwarzes Loch.

Mehrere rostige Gittertreppen führten zu der Öffnung. Der Maschinenraum besaß hier eine fast quadratische Form. In vier verschiedenen Ebenen befanden sich Galerien, die oberste direkt an den Wänden, die unterste dort, wo ich mich gerade befand. Wie eine riesige Treppe umgaben sie das Loch. Hinzu kam noch ein weiterer Gittersteg, der etwa zwei Meter über mir an dem Bolzen vorbei lief.

»Herzlich willkommen!«, erklang eine grollende, tiefe Stimme, deren Echo mehrmals durch den Raum hallte. »Ich habe gespürt, dass Sie kommen werden. Nun können Sie Zeuge werden, wie ich ein neues Kapitel in der Menschheitsgeschichte einleite.«

»Singh?«, fragte ich in den Raum hinein, ohne eine Person zu sehen. Auch kein Soldat ließ sich blicken. Ich musste einfach davon ausgehen, dass mich niemand anderes als

Vijay Brahma Singh angesprochen hatte. Bis zu diesem Tag war ich ihm nie persönlich gegenübergetreten oder hatte seine Stimme gehört. Einzig Bilder hatte ich von ihm gesehen, im Haus von Daksha Singh sowie in den Archiven der TCA.

»Natürlich, was denken Sie denn?«, hallte mir die Stimme entgegen. »Sie müssen sich mir übrigens nicht vorstellen, ich weiß sehr wohl, wer Sie sind, Mr. Spider. Es freut mich wirklich, *Sie* hier begrüßen zu dürfen. Auch wenn ich gerne noch einmal Ihrem Vater gegenübergetreten wäre.«

»Darauf werden Sie wohl verzichten müssen«, rief ich. »Ich werde das tun, was mein Vater schon vor fünf Jahren hätte tun sollen – Sie töten!«

Ein schallendes Lachen erklang, das durch die zahlreichen Echos fast schon in den Ohren wehtat. Nachdem es schließlich verklungen war, hörte ich wieder Singhs normale Stimme. »Sie mögen es zwar bis hierhin geschafft haben, aber töten – nein, mich kann niemand töten. Ich bin unsterblich, Mr. Spider! Doch Sie sind es nicht, und das werde ich Ihnen jetzt beweisen.« Singh schrie noch ein indisches Wort, das ich nicht verstand, dann verstummte er.

Dafür griffen seine Soldaten wieder ein. Wie aus dem Nichts erschienen vier von ihnen an verschiedenen Stellen auf der obersten Galerie und eröffneten das Feuer auf mich.

Dieser Feuerkraft hatte ich nichts entgegenzusetzen. Ich ließ mich zu Boden fallen und rollte mich von der Galerie herunter. Zumindest glaubte ich das, denn unterhalb des Geländers, unter dem ich durchrollte, sah ich nichts als Schwärze.

Eine ganze Kugelgarbe schlug an der Stelle ein, an der ich vor wenigen Sekunden noch gestanden hatte. Statt wie

ein Schweizer Käse von Löchern durchsiebt zu werden stürzte ich in eine ungewisse, dunkle Tiefe.

Nach etwa drei Metern freiem Fall landete ich wie durch ein Wunder auf beiden Beinen, trotzdem zwang mich der tiefe Sturz für einige Momente in die Knie. Hätte ich nicht die Machita zu mir genommen, hätte spätestens diese Aktion mir den Rest gegeben. So aber raffte ich mich schnell wieder auf und versuchte mich zu orientieren.

Erst dachte ich, mich würde nur eine undurchdringliche Schwärze umgeben. Dann aber gewöhnten sich meine Augen an die Düsternis, sodass sich um mich herum einige Konturen aus der Dunkelheit schälten. Zahlreiche Verstrebungen und Stützpfeiler, dazu einige über meinem Kopf verlaufende Röhren bildeten meine Umgebung. Einige der matten Lichtstrahlen schafften es sogar bis hier unten hin, sodass ich mich ein wenig orientieren konnte.

Vorsichtig arbeitete ich mich in die Richtung vor, in der ich das Loch vermutete, das Sturmgewehr ständig im Anschlag. Mir war klar, dass mich die Singh-Soldaten hier unten nicht einfach meinem Schicksal überlassen würden.

Von irgendwo her erklang ein dumpfer Laut, den ich zunächst nicht einordnen konnte. Plötzlich zuckte ein Schatten durch einen der Lichtstreifen. Sofort legte ich das Sturmgewehr auf die Stelle an, an der ich die Bewegung gesehen hatte. Zwei Kugeln jagte ich aus dem Lauf, traf aber nur zwei Stützpfeiler. Als gefährliche Querschläger zischten die Geschosse umher, jedoch zum Glück nicht in meine Richtung.

In den nächsten Sekunden geschah nichts. Keine Bewegung, kein Schuss, kein Atmen. Und doch wusste ich, dass ich hier unten nicht mehr allein war. Nervös stieß ich die

Luft so leise wie möglich aus.

Dann aber war es mit der Stille vorbei. Ich hörte noch einen Schrei, dann traf ein Tritt meines Gegners das Sturmgewehr, das mir durch die Wucht aus den Händen rutschte. Dafür erschien vor mir die Waffe meines Gegners, doch bevor er abdrücken konnte, ergriff ich den Lauf und riss ihn nach oben.

Mehrere Kugeln jagten in die Röhren über mir. Wieder brüllte mein Gegner mich wütend an, während wir um die Waffe rangen. Gerade als es schien, dass der Sing-Soldat die Überhand behalten sollte, trat ich zu. Meine Fußspitze wühlte sich genau dort hinein, wo es Männern besonders weh tat.

Der Inder stöhnte auf, ließ die Waffe aber nicht los, als er zu Boden stürzte.

Diesmal war ich es, der gegen das Sturmgewehr trat. Polternd flog es zwischen einigen Verstrebungen hindurch und verschwand in der Dunkelheit. Doch bevor ich mich nach meiner eigenen Waffe umsehen konnte, kam mein Gegner wieder hoch.

In seiner rechten Hand erschien ein spitzer Dolch, mit dem er sich im nächsten Augenblick mir entgegen stürzte. Mit beiden Händen packte ich den Waffenarm und versuchte ihn herumdrehen.

Eine harte Faust wühlte sich in meinen Bauch, doch im selben Moment gelang es mir, den Arm mit dem Dolch zu drehen. Etwas knackte, der Soldat schrie schmerzerfüllt auf, und die Waffe fiel herunter.

Reflexartig griff ich zu, während ich mich als Folge des Schlags leicht krümmte. Meine linke Hand erfasste genau den Griff des Dolches, den ich sofort nach vorne stieß. Der

Singh-Soldat hatte keine Chance zum Ausweichen. Tief drang die Klinge in die Brust des Mannes, der noch ein kurzes Gurgeln ausstieß und schließlich zusammenbrach.

Ohne mich weiter um den Toten zu kümmern, drehte ich mich herum und suchte nach meinem Sturmgewehr. Gerade als meine Finger über etwas Hartes strichen, griff die andere Seite erneut an.

Eine ganze Kugelgarbe wischte über mich hinweg. Glücklicherweise hatte ich mich etwas herunter gebeugt, so traf mich keines der Geschosse. Noch in der Hocke zog ich das Sturmgewehr hoch und suchte nach dem Mündungsfeuer. Als ich es fand, drückte auch ich ab.

Immer wieder blitzte es auf, als meine Kugeln gegen Metallstriemen und Stützpfiler prallten. Schließlich erklang ein kurzer, erstickter Schrei, dann erstarb das Mündungsfeuer.

Vorsichtig richtete ich mich wieder auf. Der Schütze musste sich am anderen Ende des Raumes aufgehalten haben, und genau da befand sich jetzt mein Ziel.

Immer wieder musste ich mich wegen einiger tief liegenden Röhren ducken, drückte mich durch Verstreibungen hindurch und an Metallpfosten vorbei und erreichte schließlich unbehelligt eine eiserne Wand. Für einen Augenblick musste ich mich noch orientieren, bevor ich den Leichnam des zweiten Angreifers fand.

Nein, es war kein Angreifer, sondern eine Angreiferin gewesen. Tot lag die noch junge Frau mit den kurzen schwarzen Haaren vor mir. Eine Kugel hatte sie in den Hals getroffen.

Der Anblick nahm mich zwar schon etwas mit, aber bei diesem Kampf durfte ich auf Gefühle keine Rücksicht neh-

men. Immerhin ging es hier um das Schicksal zahlloser Menschen.

Ich stieg über die Tote hinweg und entdeckte dabei eine verrostete Leiter, die mindestens eine Ebene nach oben führte. Eigentlich konnte ich mir denken, dass meine Gegner dort oben schon auf mich lauern würden, aber im Prinzip blieb mir keine andere Möglichkeit als dieser Weg.

Ich legte mir das Sturmgewehr – das zu meinem Glück auch ein dünnes Band besaß – über die Schulter und stieg auf die Leiter. Der Rost hatte die Sprossen so stark angegriffen, dass ich mir immer wieder in die Finger schnitt, als ich sie ergriff.

Schließlich erreichte ich eine Öffnung, durch die ich vorsichtig hindurch schielte. Ich sah den riesigen Bolzen und ein Geländer, aber Singh und seine Helfern zeigten sich nicht.

Noch einmal stieg ich einige Sprossen hoch, bis ich auf die Galerie treten konnte. Mit beiden Händen hielt ich das Sturmgewehr fest und erreichte wieder den eisernen Untergrund.

Für einen Moment wanderte mein Blick zu dem Gang, durch den ich den Maschinenraum betreten hatte. Er befand sich jetzt auf der gegenüberliegenden Seite meines Aufenthaltsortes. Niemand war dort zu sehen, auch auf den anderen Galerien ließ sich kein Gegner blicken. Stattdessen entdeckte ich zwei Ebenen über mir ein mannshohes Schaltpult, an dem auch einige Monitore angebracht waren. Wahrscheinlich wurde von dort aus die Überschwemmungs-Maschine gesteuert.

Aber wo hielt sich Vijay Brahma Singh auf? Hatte er tatsächlich mit seinen letzten Helfern die Flucht ergriffen? Das

konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Nein, er musste noch irgendwo hier lauern.

Allgemein erschien mir die mich umgebende Stille trügerisch. Zwar arbeiteten im Hintergrund die Maschinen, aber dass sonst nichts zu hören war, machte mich langsam nervös.

Plötzlich hörte ich doch noch etwas. Es war wie ein Kratzen, und es schien von der Galerie über mir zu kommen. Aus den Augenwinkeln sah ich, dass etwas hinter mir vorbei huschte. Im nächsten Moment spürte ich, wie hinter mir etwas aufschlug. Ich wirbelte herum – und blickte direkt in die Mündung eines Sturmgewehrs. Der recht hellhäutige Singh-Soldat musste von der höheren Galerie herunter gesprungen sein.

»Lassen Sie Ihre Waffe fallen, Mr. Spider!«, erklang wieder die grollende Stimme von Vijay Brahma Singh. »Ich möchte doch nicht, dass Lieutenant Dutta Ihnen etwas antun muss, bevor Sie meinen großen Triumph miterleben konnten.«

Ich tat ihm den Gefallen und ließ das Sturmgewehr los. Dennoch hielt der Singh-Anhänger weiter seine Waffe auf mich gerichtet.

»Drehen Sie sich ruhig um, Mr. Spider.«

Ich tat es – und sah endlich Vijay Brahma Singh. Wie ein riesiger, menschlicher Koloss hatte er sich vor dem großen Pult aufgebaut. Seine Kleidung überraschte mich, denn er trug einen schwarzen Anzug. Als hätte er sich extra für diese Konfrontation besonders herausgeputzt. Neben ihm stand ein weiterer seiner Soldaten, der ebenfalls sein Gewehr auf mich gerichtet hatte.

Seine fleischigen Lippen verformten sich kurz zu einem

Lächeln, als er mich abschätzig betrachtete. »Sie also sind Gerald Spiders Sohn. Auf eine gewisse Weise hatte ich mir mehr erwartet.«

»Nicht jeder nimmt jeden Tag zehn Kilo Fleisch zu sich.«

»Ihr Vater hatte damals etwas mehr Respekt«, sagte Singh ohne eine körperliche Regung. »Anscheinend hat er Ihnen nicht viel Gutes vererbt. Aber wir sind ja nicht hier, um über Familienprobleme zu sprechen. Ich denke, Sie haben *Kalis drittes Aug* bereits bemerkt.«

»Der Bolzen?«, fragte ich ganz nüchtern.

»Was für eine banale Bezeichnung für dieses Wunderwerk der Technik. Man könnte fast meinen, Sie wären mit *Mister Colt* verwandt.«

Ich zuckte kurz, für meine Gegner fast unmerklich zusammen. Damit hatte Singh genau den Punkt getroffen, über den ich schon seit meiner Begegnung mit diesem mysteriösen Commander rätselte. *Leb wohl, mein Bruder*, hatte er gesagt. Zwar hatte er mich danach dennoch töten wollen, doch bei der Aussage, dass sich Singh in der Nähe aufhalten sollte, hatte er auch nicht gelogen. Aber diese Gedanken musste ich zunächst zurückstellen.

»Sie werden sich sicher fragen, wie meine große Maschine funktioniert«, setzte der massige Inder seine Rede fort. »Nun, Sie sehen ja den *Bolzen*, wie Sie ihn bezeichnet haben. Durch die von den Maschinen in und um diesen Raum erzeugten Energien wird er so hart und tief in die Erde gestoßen, dass er mit seiner Wucht eine Reaktion der unter uns liegenden tektonischen Platte erzeugt. Durch den Stoß gerät die Platte in Bewegung und wird ein unterseeisches Erdbeben verursachen, welches wiederum einen riesigen Tsunami zur Folge hat, der das gesamte südliche Asien un-

ter sich begraben wird.« Für einen Moment zögerte er. »Würde, sollte ich wohl besser sagen. Denn Sie und Commander Colts Leute haben meinen Plan leider zunichtegemacht. Nun muss ich die Maschine leider schon etwas früher aktivieren. Aber keine Sorge, auch so wird dieser Moment zu einem Ereignis, das die Welt niemals vergessen wird.«

Und ich würde ihn daran nicht hindern können. Ein kalter Schauer jagte über meinen Rücken, als ich wieder daran dachte, welchen Schaden dieser Tsunami trotz allem anrichten würde.

»Nur dieser eine Knopf trennt uns von meinem endgültigen Sieg.« Er legte seine Hand auf den von ihm angesprochenen roten Knopf. Noch einmal atmete er tief durch. »Spüren Sie es auch, Mr. Spider? Wir werden Geschichte schreiben.« Dann drückte er zu.

»Neeeein!«, schrie ich, weil ich nicht mehr an mich halten konnte. Ohne weiter auf die Waffe in meinem Nacken zu achten, stürzte ich vor und versuchte, die Gittertreppe zu erreichen, die mich zu Singh herauf führen sollte.

Doch dazu kam ich nicht. Ein gewaltiger Erdstoß riss mich zu Boden. Eigentlich erwartete ich, das triumphale Lachen von Vijay Brahma Singh zu hören, doch stattdessen erklang nur ein lauter Fluch. Als ich auf *Kalis drittes Auge* hinab sah, erkannte ich auch den Grund.

Funken sprühten aus der Öffnung, aus der der riesige Bolzen ragte. Aus den Funken wurden Blitze, und im nächsten Moment kam es zur Explosion. Grelles Feuer leckte über die Decke, während der Bolzen plötzlich doch noch herab rauschte.

Wieder erzitterte die Anlage unter einem Erdstoß, nur

war dieser um einiges gewaltiger. Mehrere Gitterstege stürzten ein, während der ganze Raum in Schiefelage zu geraten schien. Einige der Maschinen explodierten und schleuderten Rohre und Eisenteile wie Spielzeuge umher.

Mir war nicht klar, ob die Maschine überlastet oder durch die Angriffe des Raumschiffes beschädigt worden war, jedenfalls verwandelte sich dieser Raum langsam in ein feuriges Inferno. Auch der Soldat, der mich mit seiner Waffe bedroht hatte, war so abgelenkt, dass er nur auf die Explosionen starrte. Diese Chance musste ich einfach ausnutzen.

Ich griff nach dem Lauf des Gewehrs und riss es dem Singh-Anhänger aus der Hand. Erst jetzt schien er wieder zu sich gekommen, doch da war es für ihn bereits zu spät. Wie von selbst flog mir der Griff der Waffe in die Hand, während Lieutenant Dutta noch versuchte, seinen Dolch zu ziehen. Ohne weiter zu zögern, drückte ich ab. Die Wucht der Einschläge schleuderte den Inder zurück. Aus einem halben Dutzend Wunden blutend brach er einige Meter entfernt zusammen.

Ich sprang wieder auf die Beine und sah mich nach Vijay Brahma Singh um. Wieder erzitterte die Anlage, sodass ich gegen das Geländer taumelte. Was auch immer Singh mit der Aktivierung der Maschine ausgelöst hatte, es hatte fatale Wirkung auf sein Hauptquartier. Ein hässliches Quietschen drang mir an die Ohren, und als ich auf die rechts von mir gelegene Wand sah, erkannte ich einen gewaltigen Riss, der sich vom Boden bis zur Decke zog.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis hier alles in sich zusammenstürzen würde. Aber bevor es dazu kam, würde ich Vijay Brahma Singh endgültig ins Jenseits befördern.

Ich wandte mich wieder dem Schaltpult zu. Ich musste nur die Treppe hoch und auf die zweithöchste Galerie, um es zu erreichen. Von Singh war nichts mehr zu sehen, dafür tauchte plötzlich wieder sein persönlicher Wachtposten auf.

Wieder sprühten Funken und Querschläger durch den Raum, als die Kugeln meines Gegners die Gittertreppe trafen. Ich duckte mich weg und blieb auf meiner Ebene.

Weitere Geschosse zischten über mich hinweg, bis ein Klacken erklang. Sein Magazin musste leer sein. Ich wagte mich aus meiner Deckung hervor, legte auf den Soldaten an und schoss. Zwar hatte es der Inder noch geschafft, ein neues Magazin einzuführen, aber zu einem Schuss kam er nicht mehr. Da ich nicht gut zielen konnte, rauschten einige Kugeln an ihm vorbei. Trotzdem traf ich ihn etwa in Kopfhöhe. Blut spritzte auf die Monitore, und kurz darauf stürzte auch dieser Gegner zu Boden.

Blieb nur noch sein Meister, Vijay Brahma Singh. Von ihm sah ich zunächst nichts. Stattdessen blickte ich erneut auf *Kalis drittes Auge*. Der Bolzen steckte nun vollkommen schief in dem Loch. An der Decke erschienen nun auch mehrere Risse, während der schief liegende Bolzen die eisernen Stege von unten nach oben zu biegen schien.

Plötzlich erklang ein Klatschen. Es war niemand anderes als Vijay Brahma Singh, der auf der von mir besetzten Galerie direkt auf mich zu kam und dabei immer wieder die Hände aufeinander schlug.

»Herzlichen Glückwunsch, Mr. Spider! Oder sollte ich besser Mister *Colt* dafür gratulieren, dass er dafür gesorgt hat, dass meine Maschine nicht halb Asien, sondern nur meine Festung zerstört?« Sein Mund hatte sich zu einem

falschen Grinsen verzogen. Falsch deshalb, weil ich in seinen Augen nur Wut und Enttäuschung ablas. »Aber das wird mich nicht daran hindern, Sie zu töten.«

Ich hielt ihm das Sturmgewehr entgegen. »Glauben Sie etwa, ich könnte Sie damit nicht erschießen?«

»Doch, das könnten Sie«, antwortete er. »Aber Sie werden nicht. Nicht wahr?«

Mein Zeigefinger umschloss den Abzug, um Singh den Rest zu geben. Ich drückte ab – oder doch nicht? Mein Finger ließ sich nicht mehr bewegen. Auch meine Arme schienen zu versteinern. So rutschte mir das Sturmgewehr aus den Händen und fiel polternd zu Boden.

»Was zum ...?«, brachte ich noch heraus, dann versagte mir auch die Sprache. Ich konnte es nicht fassen. Singh musste irgendeine Magie einsetzen, um mich bewegungslos zu machen. Wie ferngelenkt blickte ich ihm direkt in die Augen – und sah direkt in ein strahlendes Rot hinein. Wie hatte man Singh noch genannt? Einen Halbgott? Vielleicht war das doch mehr als ein Gerücht.

Und der Inder war mit mir noch nicht fertig. Plötzlich hob mein Körper ab. Ich verlor den Kontakt zum Boden und schwebte etwa einen halben Meter über der Galerie.

»Nun wirst du sterben, Jimmy Spider«, brüllte mir Vijay Brahma Singh entgegen. »Sieh dem Tod ins Auge!«

Etwas irritierte mich. Während der Inder seine letzten Worte sprach, drang von der Decke her ein rotes Leuchten auf uns herunter. Die Lampen konnten das nicht sein, die waren nicht so hell. Noch immer schwebend blickte ich empor und glaubte dabei meinen Augen nicht zu trauen.

An der Decke malte sich wie ein riesiges Wandgemälde ein Abbild jenes Wesens ab, das ich schon fast wieder ver-

gessen hatte. Der Dämon Rakasha war erschienen!

Das rothäutige Monstrum sah fast genauso aus wie bei unserer ersten Begegnung im Refugium der Magier. Fast nackt, mit glänzender Haut und einem massigen Körper. Seine verzierte Hose war diesmal nicht zu sehen, auch erkannte ich keine Talwars. Rakasha saß in einem Schneiderstuhl, die Hände auf die Knie gelegt, und grinste uns diabolisch an.

»Rakasha, Meister!«, rief Vijay Brahma Singh, der die zweidimensionale Erscheinung nun auch bemerkt hatte. »Du bist erschienen, um meiner Abrechnung mit diesem Unwürdigen beizuwohnen.«

Von einem Moment zum anderen verschwand die Kraft, die mich zuvor emporgehoben hatte. Ich stürzte etwa einen Meter tief zu Boden, richtete mich sofort wieder auf und ging einige Schritte zurück.

Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Als ich Singh erneut in die Augen sah, war das rote Leuchten darin verschwunden. Stattdessen waren seine Pupillen wieder völlig normal und auf die Erscheinung an der Decke gerichtet.

»Großer Rakasha, was tust du da? Ich stehe doch noch immer auf deiner Seite. Ich bin nicht der Feind.« Mit seiner rechten Hand wies er auf mich. »Er ist es – Jimmy Spider.«

Singhs Worte klangen unterwürfig, ja fast schon jammernd. War das noch der große Vijay Brahma Singh, den ich so lange gejagt und der mir so viele menschliche und dämonische Helfer entgegen geschickt hatte? Ich wusste nicht, was genau zwischen Rakasha und seinem Diener abließ, da der Dämon kein Wort von sich gab, aber es schien, als wäre Singh bei dem rothäutigen Wesen in Ungnade ge-

fallen.

Wie ein reuiger Bittsteller reckte Singh seine Arme hoch und damit Rakasha entgegen. »Meister, ich habe alles getan, was in meiner Macht stand, um dir ein Zeichen zu setzen, um dich auf die gleiche Stufe zu bringen wie Brahma. Damit du über die Menschen herrschen kannst und nicht er oder irgendein anderer Gott.

Bitte, ich weiß, ich habe vor fünf Jahren schon einmal versagt. Aber du hast mir doch diese Chance gegeben, und ich weiß, dass du mir noch weitere Chancen geben kannst, egal, wie hart du mich auch bestrafen magst. Ich bin doch dein größter Diener.«

Vor einigen Minuten hätte ich noch nicht geglaubt, das hier zu erleben. Wie tief war Singh gesunken, dass er jetzt sogar um sein Leben bettelte? Eigentlich musste ich Rakasha sogar dankbar sein, denn hätte er nicht gerade jetzt eingegriffen, wäre das wohl mein Ende gewesen. Doch entweder war dem Dämon mein Schicksal egal oder er gönnte seinem Diener diesen letzten Triumph nicht.

Wieder blickte ich hinauf zu Rakashas Abbild. Es schien, als würde es sich bewegen, und auf eine gewisse Weise stimmte das auch – es löste sich auf. Doch nicht, indem es verschwand, stattdessen schien es zu schmelzen. Dicke, rötliche Tropfen bildeten sich an der Decke, und schließlich fiel einer herunter.

Ein grauenvoller Schrei erklang. Als ich sah, was passiert war, musste auch ich schlucken. Ich hatte zwar Vijay Brahma Singh den Tod gewünscht, aber dieser Anblick war einfach nur schrecklich. Der Tropfen hatte die linke Seite seines Kopfes und damit auch eines der Augen getroffen. Und diese Flüssigkeit wirkte wie eine Säure. Mit einer mör-

derischen Geschwindigkeit fraß sich sie sich durch Haut und Fleisch, bis nur noch der blanke Knochen zu sehen war.

Gleichzeitig stürzten schon die nächsten Tropfen auf. Einer traf seine rechte Schulter, ein weiterer seinen linken Arm. Singhs Schreie taten mir fast in den Ohren weh, so schauerlich waren sie. Welche Schmerzen er dabei erleiden musste, wollte ich mir gar nicht vorstellen. Andererseits, hatte dieser Mann wirklich ein anderes Schicksal verdient?

Dunkler, beißend stinkender Rauch quoll dort hervor, wo seine Haut einfach wegschmolz. Wieder traf ein Tropfen seinen Kopf, der schon zur Hälfte skelettiert war. Der Anzug, den er trug, vermischte sich mit seiner Haut und rann wie Schweiß seinen Körper hinab. Diese Streifen wühlten sich nur noch mehr durch sein Fleisch.

Was ich da vor mir sah, war schon längst kein Mensch mehr, sondern ein Monster. Ein halb skelettiertes Ungetüm, das sich immer weiter auflöste. Und doch schaffte Vijay Brahma Singh es, mir seine Hände entgegen zu strecken. Zuerst dachte ich, er würde mich durch diese Geste um Hilfe bitten, aber stattdessen stürmte er plötzlich auf mich zu. Selbst mit seinen letzten Kräften versuchte er noch, mich zu töten.

Ich allerdings hielt noch immer mein Sturmgewehr in der Hand. Ohne zu zögern, drückte ich ab. Die Kugel fuhr in seinen Körper, doch stoppen konnte sie seinen Lauf nicht. »Das ist für Shatarupa!«, schrie ich und schoss erneut. Die zweite Kugel hieb in den fast vollständig skelettierten Schädel und ließ ihn zur Hälfte zersplittern.

Das Ungetüm wankte zurück, doch ich schoss einfach weiter. »Das ist für Ramesh! Für Alec McCoy! Für all die

Soldaten und Polizisten, die du ermordet hast, du selbstsüchtiges Monster!« All das brüllte ich ihm entgegen, während ich Kugel um Kugel in seinen Körper jagte.

Schließlich geschah das, auf das ich so lange gewartet hatte – Vijay Brahma Singh brach zusammen. Doch von der Decke tropfte unablässig diese rote Flüssigkeit auf ihn nieder. Aus der noch teilweise menschlichen Leiche wurde innerhalb weniger Sekunden ein stillliegendes, halb zerschossenes Skelett.

Ein Zittern lief durch meinen Körper. Endlich hatte ich es geschafft. Vijay Brahma Singh war endgültig vernichtet! Doch würde ich diesen Sieg auch genießen können?

Etwas krachte, und über dem riesigen Bolzen brach plötzlich die Decke ein. Wenn ich mich nicht beeilte, würde nicht nur Singh hier seine letzte Ruhestätte finden, sondern auch ich.

Noch einmal blickte ich hoch zur Decke, doch das Abbild des Rakasha war verschwunden. Der Dämon existierte weiter, und ich konnte nur hoffen, dass er sich nicht irgendwann wieder neue Diener suchte.

Schließlich wandte ich mich von Singhs Überresten ab und lief über die Galerie, dem Gang, durch den ich den Maschinenraum betreten hatte, entgegen. Als ich an dem Loch vorbei kam, erkannte ich, dass sich darin etwas bewegte. Zuerst dachte ich an irgendwelche Monster, doch dann sah ich, dass es sich um eine rötliche, zäh fließende Flüssigkeit handelte – Lava!

Langsam aber sicher erreichte das flüssige Gestein den Rand des Lochs. Wenn ich nicht bald von hier verschwand, würde aus mir Grillfleisch werden. So schnell ich konnte rannte ich durch den Gang – und brach plötzlich in die

Knie.

Wie aus dem Nichts hatte mich meine Kraft verlassen. Die Wirkung der Machita war verflogen. Jetzt spürte ich auf einen Schlag alle Verletzungen, die ich in den letzten Minuten erlitten hatte. Ich fühlte mich so schwach, dass ich mich nur durch das Sturmgewehr als Stütze auf den Knien halten konnte.

Sollte es das wirklich gewesen sein? Hatte ich all diese Kämpfe überstanden, nur um jetzt als blutendes Häufchen Elend in diesem dunklen Gang zu enden? Das wollte ich einfach nicht wahr haben.

Ich wusste nicht, ob es eine durch meine Schmerzen verursachte Halluzination war, aber vor mir, direkt an der Eisentür, erschien wie aus dem Nichts eine weiß-graue Gestalt. Zuerst dachte ich an Geoffrey McShady, doch der war es nicht. Es war nichts als eine aus Nebel bestehende Gestalt mit menschlicher Form. Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf, völlig verrückt, aber ich sprach ihn trotzdem aus. »Mum? Bist du das?«, fragte ich mit brechender Stimme.

Die geisterhafte Gestalt zeigte keine Reaktion, doch ich wollte es genau wissen. Gestützt von dem Sturmgewehr richtete ich mich auf und wankte der Tür entgegen. Für einen Moment schloss ich die Augen, und als ich sie wieder öffnete, war die Gestalt verschwunden. Dafür hatte ich tatsächlich die Tür erreicht.

Für weitere Überlegungen blieb mir keine Zeit, denn hinter mir schwappte bereits die Lava über den Gang. Mit letzter Kraft riss ich die Tür auf. Gleichzeitig fiel mir wieder der gehörnte Tiger ein, den ich bei meiner Ankunft ausgesperrt hatte. Doch statt auf dieses Ungetüm starrte ich auf eine völlig andere Gestalt.

Es war Alec McCoy!

»Das gibt's doch nicht«, stieß ich hervor und starrte den Mann ungläubig an. Zwar war seine Uniform etwas versengt, aber ansonsten stand der Lieutenant Commander quicklebendig vor mir.

»Mr. Spider?«, fragte er ebenso überrascht wie ich.

»Nennen Sie mich Jimmy«, sagte ich noch, während ich nun doch zusammensackte. Bevor ich zu Boden fiel, eilte McCoy an meine Seite und stützte mich ab.

Wie durch einen Nebelschleier erkannte ich, dass sich die Risse im Gebäude nicht nur auf die Maschinenräume beschränkt hatten. An mehreren Stellen waren der Boden auf- und die Wände eingebrochen. Zahllose Feuer brannten fast überall.

»Das sieht nicht gut aus«, murmelte ich, während ich gestützt von Alec McCoy an dem Kadaver des gehörnten Tigers vorbei humpelte. Von seinem Kopf war allerdings nichts mehr zu sehen.

Der Marinesoldat war da anderer Meinung. »Nicht so pessimistisch. Ich habe einen fahrbaren Untersatz aufgetrieben.«

»Das ist doch ein Scherz, oder?«

Es war keiner. Das wurde mir bewusst, als ich auf den offenen Jeep blickte, der mitten im Gang auf uns wartete. McCoy hievte mich förmlich auf den Beifahrersitz, während er das Steuer übernahm. Der Motor lief noch, doch mein Begleiter blieb noch stehen.

»Wie hast du mich eigentlich gefunden?«, fragte ich ihn.

»Einer von Singhs Soldaten hat mir den Weg zum Maschinenraum verraten. Natürlich nicht ganz freiwillig.« Er lachte, doch es klang nicht echt. »Dass ich dich hier lebend

angetroffen habe, damit hätte ich auch nicht gerechnet. Was ist mit Singh?«

»Tot«, antwortete ich knapp. »Und seine Maschine ist hienüber.«

Alec McCoy lächelte, und diesmal wirkte es echt. »Dann sollten wir wohl jetzt verschwinden.«

»Eine gute Idee.« Ich wies auf die Eisentür, an deren Rändern bereits glühend heiße Lava hervor sprudelte.

Nun endlich gab Alec McCoy Gas. Während wir an einem eingestürzten Dach vorbei und durch eine Feuerstelle hindurchfahren, fragte ich mich, ob wir uns nicht in einem gewaltigen Irrgarten befanden.

»Wo fahren wir eigentlich hin?«, fragte ich meinen Nebenmann.

»Ganz ehrlich – ich weiß es nicht genau. Auf jeden Fall weg vom Hafen. Dorthin sind alle Wege versperrt.«

»Dann bin ich ja beruhigt.«

Wäre ich nicht so kraftlos und verletzt, hätte ich vielleicht ob Alecs recht tollkühner Fahrweise an meinen Nägeln gekaut. Immer wieder rasten wir an Trümmern, Feuern und sogar Leichen vorbei. In einer Kurve wären wir fast auf die Seite gekippt, doch auch diesmal war das Glück auf unserer Seite.

Allerdings, eine bedachte Fahrweise half uns nicht weiter. Wir mussten hier raus, bevor die Anlage endgültig in sich zusammenbrach oder von Lava überflutet wurde. Es war schließlich möglich, dass das flüssige Gestein nicht nur aus dem Loch im Maschinenraum strömte.

Während wir so ziellos umherfahren, fielen mir langsam die Augen zu. McCoy bemerkte das und rüttelte an meiner Schulter. »Bleib wach, wenn du überleben willst.«

Ich wollte lachen, doch ich brachte nur ein Husten hervor. »Du hast gut reden. Wurdest du vielleicht von einem Talwar und einem Messer in die Schulter und von einer Kugel am Ohr getroffen? Oder hast du mehrere hammerharte Tritte und Schläge in den Bauch bekommen, bist drei Meter in die Tiefe gestürzt oder wärst fast von einem telekinetisch begabten Inder umgebracht worden?«

Für einen Augenblick starrte mich der Lieutenant Commander erstaunt an. »Ich hab nichts gesagt«, murmelte er schließlich. Danach konnte ich zumindest wieder lächeln, wenn auch etwas schief.

»Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass wir nicht ganz ziellos hier durch die Gänge fahren. Ich kenne zwar den genauen Weg nicht, aber Lieutenant Merryweather und ein Stoßtrupp haben einen Flugplatz direkt vor der Anlage erreicht und dort einen Hubschrauber startklar gemacht. Sie warten nur noch auf uns.«

»Dann lass sie nicht warten«, antwortete ich, woraufhin Alec McCoy noch einmal zusätzlich Gas gab.

Und tatsächlich, nach unzähligen halb eingestürzten Hallen und verwinkelten, in Flammen stehenden Gängen erreichten wir doch noch ein Tor, durch das wir ins Freie fuhren. Doch was wir dort sahen, ließ und nicht gerade in Begeisterungstürme ausbrechen.

Auch hier draußen war die Erde bereits aufgebrochen. Der Flugplatz war von mehreren gewaltigen Rissen durchzogen, aus denen bereits rote Lava spritzte. Von dem Hubschrauber, der hier eigentlich auf uns warten sollte, sahen wir zunächst einmal nichts.

»Da oben!«, schrie Alec McCoy und wies in Richtung Himmel. Dort schwebte tatsächlich der Hubschrauber. Mit

beiden Händen winkte der Lieutenant Commander der Crew zu. Mir fehlte dazu leider die Kraft.

Erst dachte ich, der Hubschrauber würde ohne uns wegfliegen, doch dann schien man uns doch zu bemerken. Zwischen heißem, dunklen Dampf und spritzender Lava hindurch senkte sich das Fluggerät uns entgegen. Doch statt zu landen, warf man uns eine Leiter entgegen.

»Da soll ich noch hoch klettern? Die spinnen wohl«, rief ich Alec McCoy zu, während ich mich mühsam von meinem Platz erhob. Gestützt von dem Fahrzeug wankte ich auf die heruntergelassene Leiter zu.

»Ich fürchte, daran kommst du nicht vorbei.«

»Die Leiden des jungen Spider«, murmelte ich daraufhin nur.

Ich ließ Alec McCoy den Vortritt, der locker die Leiter hinauf kletterte. Mit letzter Kraft ergriff auch ich die Haltesprossen. Im nächsten Augenblick zog der Hubschrauber wieder in die Höhe. Keinen Moment zu früh, denn direkt dort, wo wir gerade doch gestanden hatten, brach die Erde auf. Ein gewaltiger schwarzer Schlund verschlang den Jeep, und nur Sekunden später sprudelte Lava empor und spritzte mir entgegen.

Ich spürte bereits die Hitze, so nah kam mir das flüssige Gestein. Doch getroffen wurde ich nicht. Dafür wurde mir plötzlich schwarz vor Augen. Meine rechte Hand rutschte von der Leiter ab, und plötzlich baumelte ich, nur noch von einer Hand gehalten, über der langsam auseinanderbrechenden Insel.

»Jimmy, halte durch!«, schrie jemand über mir. Gerade als ich spürte, dass auch meine linke Hand langsam nachgab, griff jemand zu. Mindestens ein halbes Dutzend Hän-

de zogen mich hoch und damit in den Hubschrauber hinein. Wahrscheinlich hatten die Soldaten die Leiter und mich gleich mit eingeholt.

Ich starrte in die Gesichter von etwa einem Dutzend Marinesoldaten, darunter auch Alec McCoy. »Hat jemand Wodka dabei?«, fragte ich noch, bevor mir endgültig die Sinne schwanden. Mein Bewusstsein glitt davon, weit, weit weg ...

\*\*\*

... bis ich die Augen wieder aufschlug. Eigentlich hatte ich erwartet, in die Gesichter der Soldaten zu blicken, doch stattdessen starrte ich auf eine vollkommen weiße Decke, an der eine ausgeschaltete Neonleuchte befestigt war.

Ich stöhnte, als mir klar wurde, dass ich mich in einem Krankenhaus befand. Wo ich alles verbunden worden war, war für mich zunächst nicht zu erkennen, dafür wurde mir sofort klar, wer sich da zu mir herunter beugte.

»Hi, Tanja«, murmelte ich, bevor mir die Schweizerin einen Kuss auf die Lippen hauchte.

»Schön, der Patient ist also erwacht. Ich hoffe, drei Tage haben zum Ausschlafen gereicht, nachdem du die Welt gerettet hast«, sagte die TCA-Agentin.

Ich wollte lachen, doch das funktionierte irgendwie nicht. Dafür rasten sofort einige Stiche durch meinen Körper.

»Ich schätze, Lachen ist im Moment nicht die beste Medizin«, kommentierte Tanja Berner meinen Zustand. »Aber dafür habe ich dir etwas Anderes mitgebracht.« Plötzlich hielt die braunhaarige Schweizerin eine Flasche Wodka in den Händen. »Das hast du dir doch gewünscht, oder?«

Ich lächelte sie an. »Und wie. Damit machst du mich zum glücklichsten Mann der Welt.«

Bevor sie mir das Gebräu auf irgendeine Weise einflößen konnte, sagte sie noch etwas, das mich erschauern ließ. »Ach, fast hätte ich es vergessen – ich soll dir schöne Grüße von Dave Logger bestellen. Er vermisst seinen Wagen.«

»Ich glaube, ich bin doch noch nicht aufgewacht«, sagte ich noch und schloss die Augen wieder ...

## Jimmy Spider und der Tümpel des Todes

»Komm mit uns!«

»Ja, begleite uns in unsere Welt!«

»Spürst du nicht, wie sehr wir nach dir verlangen?«

»Tut dir das nicht gut?«

Ja, das tat es, aber Peter Saunders war nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen. Sie führten ihn. Sie strichen über seinen Körper. Eine von ihnen nahm ihm die Brille ab. Andere, weiche Hände griffen nach ihm, rissen ihm die Kleider vom Leib.

»Komm mit uns!«, wisperten die vier nackten Frauen wie im Chor.

Peter Saunders nickte nur. Dann zogen ihn die Frauen hinein in den kleinen See, aus dem er nie wieder auftauchen sollte ...

\*\*\*

Bezahlter Urlaub!

Das war ein Ausdruck, den ich noch vor ein paar Monaten in Verbindung mit der TCA nicht einmal auszusprechen gewagt hatte. Aber Wunder geschahen ja bekanntlich immer wieder, und so hatte ich mir vier Wochen pure Entspannung gegönnt.

Nun gut, eigentlich waren es nur zwei Wochen Entspannung gewesen. Die restliche Zeit hatte ich auf dem Krankenbett verbracht und dabei meine zahlreichen Hieb- und Stichwunden auskuriert. Bis auf ein paar langsam verheilende Narben waren zum Glück keine weiteren Schäden zurückgeblieben, sah man mal von der Tatsache ab, dass

mir ein kleines Stück meines linken Ohrs fehlte.

Jedenfalls waren mir danach noch zwei Wochen geblieben, die ich für einen äußerst erholsamen Trip in die Dominikanische Republik genutzt hatte. Nicht allein, denn Tanja Berner hatte mich zumindest in der ersten Woche begleitet. Mehr Urlaub hatte man ihr leider nicht zugestanden.

Aber wie das so ist, endet jede schöne Zeit einmal. Und so musste auch ich irgendwann die Badehose wieder mit meinem altgedienten Anzug tauschen.

Der Dienst bei der TCA hatte mich wieder – und damit auch die tägliche Routine. Routine war auch ein gutes Stichwort, denn der Fall, auf den man mich angesetzt hatte, war ursprünglich alles, nur nicht einfallsreich. In den letzten zwei Wochen waren in Kanada, genauer gesagt in der Provinz Quebec, drei Waldarbeiter spurlos verschwunden. Eigentlich nichts Außergewöhnliches, schließlich musste sich die heimische Tierwelt auch irgendwie ernähren, aber dieser Fall lag anscheinend anders.

In einem nahe gelegenen Örtchen, dessen Name mir bereits wieder entfallen war, ging nämlich die Legende um, dass in dem Wald, in dem die Männer verschwunden waren, ein verwunschener See liegen sollte. Dort drin sollten angeblich Nixen, Nymphen oder ähnliches Getier ihr Unwesen treiben. Dementsprechend hielt sich der lokale Badetourismus auch in äußerst eng bemessenen Grenzen.

Da die Einheimischen derart abergläubig waren – wie ich nach zahlreichen Wald- und Wiesen-Fällen wusste oft nicht zu Unrecht – hatte man natürlich die TCA auf den Fall angesetzt. Allerdings war der Kontakt zu den beiden für den Fall zuständigen Agenten, Peter Saunders und Dr. Eve Harding, vor zwei Tagen abgerissen. So hatte man Dave

Logger und mich damit beauftragt, deren Verschwinden aufzuklären und eventuell einigen Nymphen kräftig in den Hintern zu treten. Oder auf die Flosse.

»Weißt du, was ich mich die ganze Zeit frage?«, sprach ich den braunhaarigen Waliser an, der mit mir gemeinsam den Wald durchschritt, in dessen Mitte sich jener ominöse verwunschene See befand. Statt eines Anzugs wie ich trug Dave eine kurze, hellbraune Jacke, blaue Jeans und schwarze Schuhe.

»Wie du mir einen neuen Wagen bezahlen willst?«

Da hatte Dave ein heikles Thema angesprochen. Mein letzter Fall (wenn man diese Großaktion tatsächlich noch so nennen wollte) hatte im Prinzip damit begonnen, dass ich mir von meinem TCA-Kollegen den Wagen geliehen hatte und jener durch eine Autobombe in die Luft geflogen war. Und nun war ich ihm natürlich etwas schuldig.

»Du weißt doch, über Geld spricht man nicht.« Zugegeben, das war nur eine Ausrede, aber Geld für ein neues Auto besaß ich tatsächlich nicht. »Nein, ich frage mich etwas anderes. Warum hat Kanada ausgerechnet die TCA eingeschaltet? Haben die Amerikaner nicht eine eigene Behörde? Para-irgendwas, ich kann mir den Namen so schlecht merken.«

»Ja, ich weiß, was du meinst«, seufzte er, während er ein paar Büsche zur Seite drückte. »Wahrscheinlich war selbst denen der Fall zu doof. Hoffen wir mal, dass das Peter und Eve nicht mit dem Leben bezahlt haben.«

»Du kanntest die Beiden?« Mir waren Peter Saunders und Dr. Harding trotz ihrer Tätigkeit bei der TCA nicht ein einziges Mal über den Weg gelaufen. Nicht einmal bei der letzten Weihnachtsfeier, als man mich unter Waffengewalt

dazu gezwungen hatte, ein paar kitschige Weihnachtslieder zu trällern. Bei dem Gedanken lief es mir immer noch eiskalt den Rücken herunter.

»Ein wenig«, antwortete Dave Logger schließlich. »Peter und ich haben ein paar Mal Billard miteinander gespielt, und Dr. Harding kenne ich aus dem Büro.«

Danach erstarb unser Gespräch wieder. Gemeinsam drangen wir immer tiefer in den Wald ein. An vielen Stellen hatte man hier die Natur einfach sich selbst überlassen, hin und wieder konnte man aber doch einige Spuren der Waldarbeiten erkennen. Da die Holzfäller nach dem dritten Vermisstenfall die Beine in die Hand genommen hatten, hatten wir den Wald nun für uns allein.

Ich hoffte nur, dass Dave Logger und ich nicht die nächsten Vermisstenfälle werden würden. Mir kam schon der Gedanke, an einen der Bäume eine flüssige Markierung zwecks späterer Spurensuche zu hinterlassen, als mich Dave Logger von meinen Hirngespinnsten erlöste.

»Da vorn ist der See.«

Im nächsten Moment erkannte auch ich die glitzernde Oberfläche des kleinen Gewässers. Er hatte ungefähr die Größe eines Fußballplatzes und die Form eines Eis. Als hätte ein riesiger Vogel hier seine Brut abgeworfen.

Um den Tümpel herum hatte sich ein recht dichter Bewuchs an Farnen, Büschen und Blumen gebildet. Man konnte fast meinen, dass hier ein Landschaftsgärtner seine Finger im Spiel gehabt hatte. Oder jemand hatte hier eine geheime Cannabis-Plantage eingerichtet.

»Im ersten Bericht der beiden stand doch, dass sie irgendwo am See ihr Lager aufgeschlagen haben.« Ich blickte kurz zu Dave Logger herüber, der sich mit der rechten

Hand an einen Baum lehnte.

»Ja, aber frag mich nicht, wo«, antwortete er.

Während eine kühle Brise durch den Wald strich, begannen wir, den See zu umrunden. Der Tümpel machte schon einen recht merkwürdigen Eindruck. War im Rest des Waldes der Bewuchs – mal abgesehen von den Ahornbäumen – recht karg, so sprossen nahe dem Wasser Pflanzen und Blumen quasi aus allen Ecken. Ob es an der Qualität des Wassers lag?

Nach einigen Metern entdeckten wir bereits die ersten Spuren im Gras. Abgeknickte Halme und niedergetretene Blüten zeugten davon, dass hier vor nicht allzu langer Zeit jemand oder etwas vorbeigegangen war.

»Diese Ruhe gefällt mir nicht«, flüsterte mir Dave Logger zu.

Er hatte recht. Erst jetzt fiel mir auf, dass die Natur keinen Laut von sich gab. Keine zwitschernden Vögel, keine plantschenden Fische, nicht einmal der Paarungsruf eines Elches war zu hören. Als hätten die Tiere Angst davor, sich diesem Ort zu nähern.

»Das da vorne gefällt mir noch weniger.« Ich wies mit meiner linken Hand auf eine Stelle etwa zwanzig Meter vor uns. Dort standen zwei rote Zelte inmitten des hohen Grasses, das um sie herum allerdings niedergedrückt worden war.

»Was mag Ihnen wohl passiert sein?«, fragte ich, mehr an mich gerichtet.

Dave Logger war diesbezüglich wenig optimistisch. »Ich rechne mit dem Schlimmsten.«

Als wir die Lagerstätte betraten, empfing uns auch dort diese bedrückende, geradezu gespenstische Stille. Neben

den Zelten befand sich eine kalte Feuerstelle, zudem hatten Peter Saunders und Eve Harding ein kleines, mobiles Labor aufgebaut. Wahrscheinlich hatten sie versucht, das Wasser auf irgendwelche abnormale Substanzen zu testen.

Die beiden roten Zelte waren nicht verschlossen. Eigentlich erwartete ich schon, in ihnen zwei Leichen zu finden, doch es war niemand da. Ein paar Schlafsäcke, Lampen und etwas Verpflegung, unter anderem ein paar unbenutzte Cola-Dosen, sogar die Einsatzkoffer waren noch vorhanden.

Das erinnerte mich daran, meinen eigenen Koffer, den ich in der rechten Hand hielt, dieses Mal unbeschadet wieder nach Hause zu bringen. Neben der üblichen Flasche Wodka enthielt er diesmal meinen lieb gewonnenen Flammenwerfer-Fön, ein Betäubungsspray (damit ich mal nicht jeden Gegner über den Haufen schießen musste) sowie eine Wasserpistole, die mit einem hochkonzentrierten Unkrautvernichter gefüllt war – für den Fall, dass mir wieder eine mordende Blume oder eine Killer-Eiche begegnete.

»Als wären sie nur mal kurz spazieren gegangen«, kommentierte Dave Logger unsere Entdeckungen.

»Oder als hätte man sie abgeholt.« Bei dem Gedanken wanderte mein Blick zum Himmel. War hier vielleicht ein UFO erschienen und hatte die beiden TCA-Agenten mitgenommen? Nicht auszuschließen, schließlich beschäftigte sich sogar eine kleine Abteilung unserer Organisation mit extraterrestrischen Phänomenen, doch meines Wissens nach war denen bisher noch keine echte fliegende Untertasse, von kleinen grünen Männchen ganz zu schweigen, begegnet.

Irgendwie glaubte ich nicht an diese Erklärung. Es muss-

te etwas mit diesem See zu tun haben. Völlig ruhig lag das Gewässer vor uns. Als sollte niemand auf den Gedanken kommen, dass in ihm etwas Böses lauern könnte.

»Hast du vielleicht eine Badehose dabei?«, fragte ich meinen Begleiter, der nur stumm den Kopf schüttelte. Anscheinend nahm ihn das Schicksal der verschwundenen TCA-Agenten doch recht stark mit.

Nur wenige Meter vor uns lag das Ufer. Nicht eine Welle schwappte über das Wasser. Seelenruhig und ungewöhnlich klar lag es vor uns. Insgeheim stellte ich mir die Frage, was genau wir hier eigentlich tun sollten? In den See hineinspringen und hoffen, dass uns vielleicht ein paar Piranhas bisßen? Eigentlich konnten wir nur warten. Aber auf was?

»Hörst du das auch?«, fragte Dave Logger mich plötzlich.

»Was?«

»Dieses Flüstern.«

Ich lauschte noch intensiver, doch zu hören bekam ich nichts. »Was für ein Flüstern?«

Eine Antwort erhielt ich nicht. Stattdessen erschien auf seinem Gesicht ein freudiger, geradezu erwartungsvoller Ausdruck. »Ja, ja, ich komme zu euch«, hauchte er hervor, während er sich in Bewegung setzte und direkt auf das Ufer zu schritt.

Was war bloß mit ihm los? Stand er unter Fernhypnose? Oder hatte er zu stark am Gras geschnuppert? Jedenfalls konnte ich nicht zulassen, dass er einfach so ins Wasser sprang. Ich ließ meinen Einsatzkoffer fallen, griff nach Daves linker Schulter, riss ihn herum – und sah die geballte Faust, die direkt auf mich zuflog. Im letzten Moment zog ich meinen Kopf weg, sonst hätte ich meine Zähne einzeln

aus dem See fischen können.

Plötzlich erschien auf Dave Loggers Gesicht blanker Hass. Ein Knurren drang aus seinem Mund, dann stürzte er sich auf mich.

Ich wich zur Seite, stellte ihm ein Bein und ließ ihn zu Boden stürzen.

»Was ist los mit dir, Dave?«, rief ich meinem besten Freund zu, der offensichtlich nicht mehr Herr seiner Sinne war.

»Du wirst mich nicht aufhalten. Sie haben mich gerufen, und ich werde zu ihnen kommen.«

»Zu wem denn?«, fragte ich entgeistert.

»Zu den Nymphen. Sie warten schon auf mich.«

Daher also wehte der Wind. Folglich war an der Legende um den von Nymphen bewohnten verwunschenen See doch etwas dran. Nur hatte ich diese wertigen Damen bisher noch nicht zu Gesicht bekommen.

Erst einmal musste ich mich aber um meinen Freund und Kollegen Dave Logger kümmern, der gerade dabei war, sich wieder aufzurichten. Auf eine Prügelei wollte ich mich auf keinen Fall einlassen, aber irgendwie musste ich ihn ruhigstellen.

Das Betäubungsspray! Das musste die Lösung sein. Nur leider stand Dave direkt vor meinem Einsatzkoffer, sodass ich nicht an ihm vorbei kam.

Doch der Waliser schien sich gar nicht mehr für mich zu interessieren. Stattdessen wanderte sein Blick zu dem kleinen See. Als auch ich zu dem Tümpel herübersah, erkannte ich, was ihn da so sehr interessierte: Jemand stieg aus dem Wasser.

Ich erkannte die Frau sofort, auch wenn ich sie bisher nur

auf Bildern gesehen hatte. Es war Dr. Eve Harding. Ihr langes blondes Haar hatte sich auf dem Gesicht und den dünnen, zerbrechlich wirkenden Schultern verklebt. Immer weiter tauchte sie aus den Fluten auf, erst die nackten Brüste, dann die Hüften und schließlich hatte ihr gesamter Körper – von den Füßen mal abgesehen – das Wasser verlassen.

Dass die zweiundvierzig Jahre alte Frau völlig nackt war, störte mich eigentlich nicht so sehr wie die Tatsache, dass ihr Körper bläulich angelaufen war und auch leicht aufgedunsen wirkte. Wie eine Wasserleiche sah die TCA-Agentin aus, und das traf wohl auch den Kern der Sache. Sie musste zu einem Zombie geworden sein.

»Eve, endlich«, rief Dave Logger der Untoten zu, die am Rand des Ufers stehen geblieben war und auf den Waliser zu warten schien. »Warte, ich komme zu dir.«

Der TCA-Agent setzte sich langsam in Richtung des Wassers in Bewegung und gab damit den Weg zu meinem Einsatzkoffer frei. Sofort öffnete ich ihn und zog das Betäubungsspray hervor. Es war in einer kleinen Verpackung enthalten, die auch zu einem Deodorant hätte gehören können. Nur unter die Achseln hätte ich mir das Zeug keinesfalls gesprüht.

Während sich Dave Logger immer weiter dem weiblichen Zombie näherte, zog ich den Deckel von der Dose ab und zielte mit der Sprühöffnung auf den Waliser. »Hey, Dave!«, versuchte ich den unter fremder Kontrolle stehenden TCA-Agenten auf mich aufmerksam machen.

Dave Logger blieb tatsächlich stehen und fuhr herum. Sein Gesicht war von blankem Hass verzerrt. Wahrscheinlich hätte er sich im nächsten Moment auf mich gestürzt,

doch das ließ ich nicht zu.

»Süße Träume, mein Freund«, sagte ich noch, bevor ich ihn mit dem Spray anspruhte. Eine weiße Wolke bildete sich um Dave Loggers Kopf. Der Waliser wankte einige Schritte rückwärts und sackte schließlich an einem alten Baumstamm zusammen.

Das war also erledigt, nur die Untote stand noch immer im Wasser und starrte mich mit einem leeren Blick an. Dass dieses seelenlose Wesen Dave beeinflusst hatte und wahrscheinlich auch für Peter Saunders Verschwinden verantwortlich war, konnte ich mir kaum vorstellen. Irgendjemand musste Eve Harding in einen Zombie verwandelt haben, und das konnten nur die Nymphen gewesen sein, von denen ich bisher noch nichts gesehen hatte.

Blieb nur die Frage, was mit Dr. Eve Harding geschehen sollte. Natürlich, sie war eine TCA-Agentin und damit auch meine Kollegin, aber als Zombie stellte sie eine ständige Gefahr für die Menschheit dar. Von der Erregung öffentlichen Ärgernisses ob ihrer recht freizügigen Nicht-Bekleidung ganz zu schweigen.

»Können Sie mich verstehen?«, versuchte ich trotzdem die blonde Frau anzusprechen.

Die Untote starrte mich nur regungslos an. Plötzlich aber drang ein böses Knurren aus ihrer Kehle. Im nächsten Moment sackte sie in die Knie und katapultierte sich mit aller Kraft auf mich zu.

Mit einem Hechtsprung brachte ich mich in Sicherheit, während die untote Gestalt an mir vorbeiflog und im Gras landete. Sofort kam sie wieder auf die Beine, verdrehte die Augen und fletschte ihre Zähne.

Ich holte meine Desert Eagle hervor, entscherte sie und

schoß. Meine Kugel bohrte sich in die Stirn des Zombies und ließ ihn auf der Stelle zusammenbrechen. Regungslos blieb Dr. Eve Harding im niedergedrückten Gras liegen.

Ein Zittern durchlief meinen Körper. Ich hatte schon viele Menschen und andere Wesen getötet, hatte auch schon zahlreiche TCA-Agenten sterben sehen, aber dass ich selbst mal eine Agentin töten würde, hatte ich auch in meinen schlimmsten Albträumen nicht vermutet. Zwar hatte ich die Frau nicht gekannt, aber dennoch ging mir ihr Tod sehr nahe.

Doch für weitere tränenreiche Reflektionen blieb mir keine Zeit, denn nun erklang das, was schon Dave Logger vor wenigen Minuten gehört hatte. Flüsternde Stimmen, die wie aus dem Nichts zu kommen schienen. Lieblich, geradezu schmeichelhaft drangen die Laute an meine Ohren. Eine Gänsehaut bildete sich auf meinem ganzen Körper.

Wie ferngelenkt drehte ich mich dem See zu – und da sah ich sie. Wie in einer einstudierten Choreographie stiegen vier Nymphen aus dem kleinen See. Zwei der sagenumwobenen Wesen schritten jeweils nebeneinander, und auch sie waren vollkommen nackt. Grazile, anmutige helle Körper, die von langen, hellroten Haaren umspielt wurden. In ihren fein geschnittenen Gesichtern hatte sich ein wissendes, geradezu arrogantes Lächeln gebildet.

Trotz dieses äußerst ansehnlichen Auftritts versuchte ich, meine Desert Eagle anzuheben, doch es ging nicht. Meine Arme fühlten sich an, als würden sie von schweren Bleigewichten zu Boden gedrückt werden. Meine negativen Gedanken schwanden dahin und machten Platz für eine unendliche Sehnsucht, die mich alles andere vergessen ließ.

»Komm!«, flüsterten die Nymphen, die sich in einer Rei-

he etwa fünf Meter vor mir aufgebaut hatten.

»Komm zu uns, wir warten auf dich.«

»Spürst du nicht auch diese Sehnsucht?«

»Ja, ja ...«, presste ich hervor.

»Dann warte nicht länger. Wir sind nur für dich gekommen.«

Ohne dass ich etwas dagegen tun konnte, rutschte mir die Desert Eagle aus der Hand. Wie eine ferngelenkte Marionette trat ich in den See hinein und stapfte auf die Nymphen zu.

»Wir warten schon«, rief mir wieder eine Nymphe zu.

»Komm endlich!«

»Ich bin schon da.«

Was tat ich hier eigentlich? Ich war nicht mehr Herr meiner eigenen Sinne. Die Nymphen mussten auf eine mir nicht nachvollziehbare Weise mein Denken und meine Bewegungen manipulieren. Doch tief in meinem Inneren konnte ich noch immer über das Geschehen reflektieren. Als würde sich der letzte Rest meines eigenen Willens vor der unheimlichen Macht der Wasserwesen verstecken.

Dass ich bereits bis zur Brust in das Wasser des Sees getaucht war, sah ich zwar, doch von der Nässe spürte ich nichts. Es war, als säße mein Geist in einem fremden Körper, in einer ansonsten leeren Hülle.

Eigentlich hätte ich die Nymphen schon längst erreicht haben müssen, doch auch in die Körper der nackten Gestalten war Bewegung gekommen. Langsam glitten sie zurück in die tieferen Abschnitte des Sees, und ich folgte ihnen dabei, ohne zu zögern.

Schließlich schwappte das Wasser über meinen Kopf zusammen. Normalerweise hätte mein Blick jetzt verschwim-

men müssen, doch ich sah so klar, als hätte ich eine Taucherbrille aufgesetzt. Reines Wasser ohne jede Verschmutzung füllte diesen See.

Vor mir schwammen die vier Nymphen mit grazilen Bewegungen der Mitte des Gewässers entgegen, dorthin, wo sich ein dunkles, großes Loch auftat, das in weitere, kaum zu erahnende Tiefen zu führen schien.

Irgendwo in meinem Inneren wanderten meine Gedanken zu Tanja Berner. Was sie wohl dazu sagen würde, wenn sie wüsste, dass ich gerade in einem einsamen kanadischen Waldsee mit vier nudistisch veranlagten Märchenwesen um die Wette schwamm?

»Komm zu uns«, säuselte mir erneut eine geisterhafte Stimme zu. »Teile mit uns das ewige Leben und die ewige Liebe.«

Ich versuchte zu antworten, aber mehr als ein »Blubb« brachte ich nicht hervor. Ohne mich wirklich zu bewegen, schwebte ich durch das Wasser auf die vier Nymphen zu. Theoretisch hätte ich schon längst ertrunken sein müssen, doch irgendeine magische Kraft schien dafür zu sorgen, dass mir noch immer genügend Luft blieb. Wahrscheinlich war das hier kein normales Wasser, weshalb ich auch so gut sehen konnte.

Der Grund des Sees war fast völlig kahl. Nur einige zarte, verkümmert wirkende Wasserpflanzen drückten sich durch das kieselige Gestein hindurch. Fische schien es hier gar nicht zu geben. Dafür Nymphen und das nicht zu knapp.

Immer näher trieb ich an das düstere Loch heran, über dem die vier nackten Gestalten auf mich warteten. Was auch immer sich dort unter ihnen befand, es sollte für mich

wohl zu meiner letzten Ruhestätte werden.

»Ja, ja, komm her.« Die Stimmen der Nymphen verloren langsam ihren säuselnden, lieblichen Klang. Stattdessen wurden sie immer aggressiver, wie das Gekreische wilder Furien, die ihre Beute nun dicht vor sich sahen.

»Warte nicht mehr länger!«

»Gib uns deine Kraft!«

»Wir brauchen dich so sehr.«

Das alles klang nun um einiges weniger freundlich als noch am Ufer des Sees, doch mein Körper schien da anderer Meinung zu sein. Ohne jeglichen freien Willen glitt ich auf die Nymphen zu – und erreichte sie schließlich. Kalte, aalglatte Finger glitten über meinen Oberkörper und gaben mir das Gefühl, für die Nymphen die vorgezogene Weihnachtsgans zu sein.

»Nun wirst du deine Erfüllung erhalten«, flüsterte mir die Nymphe zu, die sich direkt vor mir aufbaute. »Du wirst uns mit Kraft versorgen, wie es schon Hunderte Jahre vor dir Männer getan haben. Dann können wir wieder in unseren langen Schlaf zurückkehren, bis wir wieder Hunger bekommen.«

Um diese gepflegte Konversation voranzutreiben, gab ich noch einmal ein »Blubb« von mir.

»Dein Fleisch ist so rein und klar wie unser Wasser«, wisperte mir eine weitere Nymphe in mein rechtes Ohr. »Niemand darf es beschmutzen. Ein Mann und eine Frau kamen, um in unseren Lebensraum einzudringen, aber so etwas konnten wir nicht zulassen. Den Mann haben wir uns genommen, die Frau aber benutzten wir als Lockmittel. Und du bist uns direkt in die Falle getappt.«

Ich hätte ihr ja gerne gesagt, dass sie mich anscheinend

mit Dave Logger verwechselte, aber in diesem Fall musste ein »Blubb-blubb« als Antwort reichen.

»Sieh nach unten, dann wirst du erkennen, wie dein weiteres Schicksal aussieht!«

Ich tat der Nymphe den Gefallen – und erkannte endlich, was sich in der düsteren Tiefe des Sees befand: unzählige kalkweiße Skelette! Ein ganzer Berg aus Knochen und Schädeln. Ich versuchte gar nicht erst zu zählen, wie viele Tote dort unten ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Und ich sollte ihnen bald Gesellschaft leisten.

Lauernd schwammen die Nymphen in einer Reihe direkt vor mir. »Nun wirst du sterben«, zischten sie mir fast gleichzeitig entgegen.

Plötzlich war von der anmutigen Schönheit der Nymphen nicht mehr viel übrig. Gemeinsam rissen sie ihre Mäuler auf und offenbarten mir einen Blick auf ihre fingerlangen, dolchartigen Zähne, die in gleich mehreren Reihen ihre Mundhöhlen bestückten. Die hässlichen, monströsen Mäuler zogen sich geradezu absurd in die Länge, als wollten mich die Nymphen mit nur einem Bissen verschlingen.

Im selben Moment, in dem mir das klar wurde, riss in mir ein Faden. Es war, als hätten mich diese Wassermos-ter für die letzten Momente meines Lebens aus ihrer Beeinflussung entlassen. Doch so einfach würde ich ihnen das Festmahl nicht machen.

Aus den tiefen Mundhöhlen schossen plötzlich lange, dünne Zungen hervor, die nach mir zu greifen versuchten. Doch da ich jetzt wieder die Kontrolle über meinen Körper zurückgewonnen hatte, ließ ich nicht mehr alles mit mir machen.

Während zwei der Nymphen zähnefletschend auf mich

zu glitten, packte ich ihre Zungen und schlang mit ihnen einen doppelten Knoten. Wütende Schreie fuhren durch das Wasser, als die Wasserwesen merkten, was ich vorhatte.

Diese zwei Nymphen hatten erst einmal mit sich selbst zu tun, doch noch waren zwei andere übrig. Eine von ihnen glitt mit weit geöffnetem Maul auf mich zu. Dabei schoss mir eine fast schon aberwitzige Idee durch den Kopf, die ich sofort in die Tat umsetzte. Ich griff nach meinen Schuhen, zog sie aus – und stopfte sie dem Monster ins Maul.

Röchelnd taumelte die Kreatur durch das Wasser und verlor dabei völlig die Orientierung. Dadurch war ich für einen Moment abgelenkt, was die vierte Nymphe sofort auszunutzen versuchte. Krallenhafte Hände packten mich an den Schultern, dann erschien das gewaltige aufgerissene Maul direkt vor meinen Augen.

In diesem Moment handelte ich rein intuitiv. Statt dem Monstrum einen Schlag zu verpassen, streckte ich den Zeige- sowie den Mittelfinger meiner rechten Hand aus, spannte sie an und stach sie der Nymphe in die Augen.

Als hätte ich der Gestalt ein Stinktier vor die Nase gehalten, zuckte sie zurück, während sich der Griff um meine Schultern löste. Damit waren vorerst alle Nymphen außer Gefecht gesetzt, aber nicht für lange Zeit, das wusste ich genau.

Hastig wandte ich mich von den mit sich selbst hadern den Monstern ab und schwamm mit aller Kraft auf das Ufer zu. Meine Anzugjacke, die mich dabei nur behinderte, überließ ich dabei den Fluten.

Alle meine Bewegungen schienen in Zeitlupe abzulaufen, doch was ich auch tat, ich kam nicht schneller voran. Den-

noch stieg langsam aber sicher der Grund des Sees vor mir an. Allzu weit konnte es bis zum Ufer nicht mehr sein.

Noch einmal wagte ich einen Blick zurück – und zuckte zusammen. Eine der Nymphen – wahrscheinlich jene, der ich in die Augen gestochen hatte – hatte sich von den anderen gelöst, ihre Behinderung überwunden und schwamm mir hinterher. Ihre Bewegungen wirkten wie die eines Fisches, doch dafür hatte ich keinen Blick mehr.

Weitere kraftvolle Schwimmstöße brachten mich dem Ufer immer näher, bis ich endlich wieder auf zwei Beinen gehen konnte. Wie eine zähflüssige Masse wirkte das Wasser, als ich mich wieder an die Oberfläche drückte, genau an der Stelle, an der ich unfreiwillig hineingetreten war.

Endlich trat ich wieder an Land, griff nach meiner am Ufer liegenden Desert Eagle, und wurde noch im selben Moment wieder zurückgezerrt. Spitze Krallen bohrten sich in mein linkes Bein und zogen es in Richtung Seemitte.

Plötzlich spritzte vor mir eine Wasserfontäne in die Höhe. Aus ihr erschien die monströse Nymphe, die mir ihr zu abgrundtiefer Hässlichkeit verzerrtes Gesicht entgegen streckte. Die Haare klebten ihr am Kopf, als sie erneut ihr Maul aufriss, um ihre spitzen Zähne in mein Fleisch zu schlagen.

Mit allem hatte die Gestalt gerechnet, nur nicht damit, dass ich ihr eine geladene Pistole entgegen hielt. »Wie schmeckt dir das?«, schrie ich dem Monstrum entgegen und schoss. Drei Kugeln jagte ich aus dem Lauf, und alle drei schlugen in das hässliche Gesicht der Nymphe ein. Die Wucht der Einschläge ließ den Kopf förmlich auseinanderplatzen.

Dutzende Fleischbrocken und Knochensplitter flogen in

alle Richtungen davon, doch von Blut war nichts zu sehen. Wahrscheinlich hatten das diese untoten Wesen gar nicht nötig.

Angewidert stieß ich den kopflosen Torso von mir weg und stieg endgültig aus dem See. Von den anderen Nymphen war noch nichts zu sehen, doch ich war mir sicher, dass für sie der Kampf noch nicht beendet war.

Für mich allerdings auch nicht. Ohne mich weiter um meine nasse Erscheinung zu kümmern, lief ich auf den Einsatzkoffer zu. Ein Gedanke ging mir dabei nicht aus dem Kopf: *Dein Fleisch ist so rein und klar wie unser Wasser. Niemand darf es beschmutzen* – das hatte eine der Nymphen zu mir gesagt. Was aber, wenn man das doch tat?

Ich beugte mich zu dem noch immer geöffneten Einsatzkoffer herab und zog die mit Unkrautvernichter gefüllte Wasserpistole hervor. Zwar ging es diesmal nicht gegen mordende Botanik, aber die in dem Zeug enthaltene Chemie war mit Sicherheit dennoch Gift für einen kristallklaren See.

Ruhig und friedlich lag das Gewässer vor mir. Wäre da nicht dieser nackte, kopflose Körper, der am Ufer entlang trieb, man hätte diesen Ort als malerisch schön bezeichnen können. Ich aber hatte die Schattenseiten dieses Paradieses kennengelernt. Und nun wollte ich dafür sorgen, dass Peter Saunders und Dr. Eve Harding die letzten beiden Opfer dieser mörderischen Nymphen geworden waren.

Ich brauchte gar nicht groß zu zielen und drückte einfach ab. Ein Strahl dunkelbrauner, übel riechender Flüssigkeit schoss aus der Wasserpistole hervor und ging über der Mitte des Sees nieder. Dieser Angriff traf das Gewässer wie eine Bombe. Rasend schnell verbreitete sich die braune Far-

be in dem klaren Wasser.

Während sich der Unkrautvernichter wie eine unaufhalt-same Woge im gesamten See verteilte, versiegte langsam der Strahl aus der Wasserpistole. Schließlich warf ich sie einfach weg. Sie hatte ihren Dienst erfüllt, hoffte ich zumin-dest.

Wenige Sekunden später erhielt ich die Bestätigung. Drei Körper stiegen aus der dunklen Brühe empor. Drei Nymphen, die sich allerdings nicht mehr bewegten und wie von einem Baum gefallene Blätter in der Mitte des nun tiefbraunen Sees herumtrieben. Ich musste kein Wassergeist-Exper-te sein, um zu wissen, dass diese Wesen tot waren.

Ich atmete erst einmal tief durch. Plötzlich erklang ganz in meiner Nähe ein Stöhnen. Es stammte von Dave Logger, der seine Betäubung überstanden hatte und sich nun lang-sam wieder aufrichtete.

»Jimmy, verdammt, was ist passiert?«, murmelte er vor sich hin, während er mir wie eine aus dem Grab gestiegene Mumie entgegen wankte.

Ich ging zu ihm und stützte meinen Freund und Partner ab. »Naja, weißt du ...«, begann ich. »Im Prinzip habe ich nur ein natürliches Paradies in eine stinkende Kloake ver-wandelt. Und ein paar Nymphen getötet.«

Dave schüttelte nur verständnislos den Kopf. Ich dage-gen dachte an meine schönen Zigarren, die in meiner Ja-ckentasche zurückgeblieben waren und nun im wohl dre-ckigsten See von ganz Kanada trieben ...

## Jimmy Spider und die Hexenhöhle

In meiner Karriere habe ich mich bereits in vielen bizarren, brenzligen oder banalen Situationen befunden, aber kopfüber über einem überdimensionalen Grill zu hängen, dazu noch mit mir als Hauptgericht, das war auch für mich neu. Ich konnte nicht unbedingt behaupten, dass diese Situation für mich angenehm war, aber immerhin hatte sich meine Peinigerin dazu entschlossen, mich nicht *im* Feuer zu rösten. Für mich war das allerdings ein schwacher Trost. Ob ich als Grillfleisch nun gut durch, medium oder blutig endete, würde es mir auch nicht erträglicher machen. Aber immerhin konnte ich dann mit dem Gefühl sterben, zum Verzehr geeignet gewesen zu sein. Wer kann das schon von sich behaupten?

Nun, angesichts der Tatsache, dass mein gesunder Menschenverstand – im Gegensatz zu einer Unzahl von Schweißtropfen – noch nicht auf die Glut hinuntergefallen war, hatte ich doch vor, dem Vorhaben, mich zu vernaschen, einen Riegel vorzuschieben. Nicht, dass ich etwas dagegen gehabt hätte, von einer attraktiven Frau vernascht zu werden, aber man sollte es dann doch nicht zu wörtlich nehmen.

Allerdings hatte sich in meinem Hirn noch kein Masterplan zusammengesetzt, wie ich meiner Gefangenschaft entkommen konnte. Gesetz dem Fall, ich würde es schaffen, in Houdini-Manier mich meiner Fesseln zu entledigen, würde mein Sturz gleich von einigen Dutzend glühend heißer Kohlestücke gebremst werden. Und wenn ich das ohne bleibende Schäden überstand, war da immer noch das Problem, dass man mir all meine Waffen abgenommen hat-

te. Gut, genau genommen handelte es sich dabei nur um meine Desert Eagle, aber immerhin.

Mein Einsatzkoffer lag noch immer in dem Jeep, mit dem ich hierher gefahren war. Natürlich nicht direkt in die Höhle hinein, in der ich nun wie ein gut verschnürtes Würstchen über dem imaginären Rost baumelte. Ich hatte sie erst einmal finden müssen, was sich zugegebenermaßen als nicht allzu schwer erwiesen hatte. Die Höhle war in dem kleinen schwedischen Dorf, in dem ich den letzten Tag verbracht hatte, als Tummelplatz für Hexen und ähnliches höllisches Gewürm geradezu legendär. Obwohl sie gar nicht mal so versteckt in den nahe liegenden Wäldern lag, hatte sich keiner der Dorfbewohner getraut, sich den mörderischen, dämonischen, wahnwitzigen und ... ähnlichen Gefahren entgegenzustellen. So hatte ich wieder mal den tapferen Recken spielen dürfen.

Die schwedische Polizei, genauer gesagt der Geheimdienst, war mir dabei auch keine besondere Hilfe gewesen. Eigentlich hatte mich wieder mal die übliche Geschichte hierher geführt: Der Sohn eines Ministers macht Urlaub in einer gottverlassenen Einöde, verfährt sich, landet in einem noch gottverlasseneren Ort, fährt in den Wald, wird von einer Hexe angegriffen und flieht, nur um Väterchen zu alarmieren, der natürlich sofort jegliche Verantwortung an eine ausländische Behörde abschiebt. Die Hintergrundinformationen zu dem Fall waren so enorm gewesen, dass ich mich bereits nach fünf Minuten wieder verträumt zurücklehnen und den Ausblick aus dem Hubschrauber, der mich nach - tjaja, ich nenne den Ort einmal Zungenbrecherhausen - geflogen hat, hatte genießen können.

Von Zungenbrecherhausen aus ging es dann mit dem be-

reits erwähnten Jeep in den Wald zu der Höhle, in der schon so mancher ahnungslose Wandersmann verschwunden war. Sagte man zumindest. Wie gefährlich das etwa vierzig Jahre alte, dunkelhaarige Weib wirklich war, das gerade vor meinen Augen um einen abgesägten, morschen Baumstumpf tanzte und dabei wunderliche Lieder trällerte, war mir noch nicht so ganz klar geworden. Immerhin war es der Hexe – so hatte sie sich mir tatsächlich vorgestellt – gelungen, mich in einem kurzen Moment der Ablenkung (ich hatte gerade einen Busch entdeckt, der mich an Tanja Berner erinnerte) hinterrücks niederzuschlagen. Als ich aufgewacht war, hatte ich mich in eben jener Würstchen-Situation wiedergefunden.

Dass die selbsternannte Hexe bei ihrem Tanz nackt war, setzte dem Ganzen noch die Krone auf. Hätte sie doch wenigstens ein dunkles Kleid getragen. Manche Leute will man ganz einfach nicht in einem Nudistencamp sehen, so scharf man auch darauf ist, nackte Körper begaffen zu dürfen. Und diese wertige Dame gehörte definitiv zu dem Personenkreis, der besser vor der Tür bleiben sollte. Selbst ein Schönheitschirurg würde da nichts mehr retten können. Und bei mir auch nicht, wenn mir nicht bald etwas einfiel.

Mehrmals versuchte ich, hin und her zu wippen oder mich wie ein Jo-Jo auf und nieder fallen zu lassen, um den spitzen Felsvorsprung abzubrechen, um den das Seil geschlungen war, das mich so gut verpackt hatte. Aber ohne Erfolg.

In der Glut unter mir entdeckte ich sogar den einen oder anderen Knochen. Dass es sich dabei um menschliche Gebeine handelte, erkannte ich daran, dass sich auch komplette Schädel darunter befanden. Zusammengefasst befand ich

mich also in der Gewalt einer nackten, durchgeknallten, zum Kannibalismus neigenden Möchtegerhexe, die ihr Lager in einer einsamen, kalten Höhle aufgeschlagen hatte. Was kann es Schöneres geben?

»Hey!«, schrie ich, um die Aufmerksamkeit meiner Gastgeberin auf mich zu lenken und mich endlich von der bizarr-peinlichen Sing-und-Tanz-Einlage zu erlösen, durch die ich mich nun schon zehn Minuten quälen musste.

»Schweig still, du Narr«, antwortete sie mit aufgeblasen wirkender Stimme. »Du bist das Opfer für den großen Jotan.«

Warum die Hexe meiner Sprache mächtig war, erschloss sich mir nicht, andererseits konnte ich davon ausgehen, dass sich selbst in die Hinterwäldler-Dörfer Schwedens der eine oder andere Englisch-Lehrer verirrt hatte. So wie die Söhne von Ministern.

»Wer ist Jotan?«, fragte ich etwas verduzt. Dass mir das Blut immer mehr in den Kopf schoss und ich an meinem gesamten Körper ein unangenehmes Kribbeln spürte, ignorierte ich geflissentlich.

»Dies ist er, Unwissender!« Mit beiden Händen wies die Hexe auf den morschen, dunkelbraunen Baumstumpf, den sie auf einem steinernen Altar in der Mitte der Höhle aufgebahrt hatte. Einige an den Wänden angebrachte Fackeln verliehen der Umgebung immerhin eine gewisse Atmosphäre, die jedoch von der nicht vorhandenen Aufmachung der Höhlenbewohnerin wieder zunichte gemacht wurde.

Es schien, dass sie erwartete, wie ich angesichts des kolossalen Anblicks – an der rechten Seite des Stumpfes hatte sich bereits weißer Schimmel gebildet – vor Ehrfurcht erstarrte und sie ihren Singsang fortsetzen ließ, aber da sah

sie sich getäuscht.

»Jotan?«, fragte ich erneut, um sie etwas zu provozieren.  
»Dein Gott hat wohl schon bessere Tage gesehen.«

»Du Frevler!«, schrie sie wie irre. Ihr Mundwasser spritzte mir trotz der Entfernung ins Gesicht.

»Vielleicht sollten Sie nicht jeden Pilz futtern, den Sie im Wald so finden. Dann würden Sie diesen Stumpf da nicht für eine altehrwürdige Gottheit halten.«

»Jotan ist der Herr der Höhlen. Seit Jahrhunderten wird er hier angebetet.«

»Es muss wohl einen Grund geben, warum sich dieser Kult nicht über diese Höhle hinaus verbreitet hat.«

»Schweig, Unwürdiger, sonst trifft dich Jotans Zorn.«

»Ach, und was hat mich bisher getroffen? Jotans Gute-Laune-Grillparty?«

Erneut schrie die Hexe auf, antwortete jedoch nicht, sondern tanzte weiter um ihren heißgeliebten Baumstumpf herum. Mit gesundem Menschenverstand würde es mir also nicht gelingen, sie davon zu überzeugen, dass sie einen hölzernen Komposthaufen anbetete. Da half nur noch rohe Gewalt. Doch dafür musste ich mich erst einmal befreien.

Wieder versuchte ich, durch Hin-und-Her-Schwingen den kleinen Felsvorsprung zum Brechen zu bringen. Zunächst hatte ich den Eindruck, nicht mehr als ein lebendes Grillpendel zu sein, doch irgendwann drang ein leises Knirschen an meine Ohren. Wenn mich nicht alles täuschte, ließ sich da doch noch etwas machen.

Genug Zeit, darüber nachzudenken, gab mir die Hexe, denn sie tanzte erneut wie wild um Jotan herum und lieferte dabei einen pseudomagischen Ohrwurm nach dem anderen ab. Wenn ich das hier überstand, würde ich wahr-

scheinlich einen vierundzwanzigstündigen ABBA-Marathon brauchen, um diese Lieder wieder aus dem Kopf zu bekommen.

Wieder und wieder wippte ich hin und her, gab dem Seil immer mehr Schwung und wartete darauf, dass entweder der Fels brach oder das Seil abriss. Im günstigsten Fall konnte es mir sogar gelingen, mich so zu befreien, dass ich nicht in der Glut, sondern direkt daneben auf dem nackten Fels zu landen. Auch nicht gerade angenehm, aber zu anspruchsvoll durfte ich in meiner Situation eben nicht sein.

Das Knirschen über mir wurde immer lauter und über-tönte dabei sogar das Gejaule der Hexe. Doch die durchgeknallte Gesellin war so in ihrem eigenen Bann gefangen, dass sie von der Umwelt nichts mehr mitbekam. Was auch immer sie geraucht hatte, es hatte eine durchschlagende Wirkung. Vielleicht sollte ich sie später mal nach dem Rezept fragen.

Als ich gerade wieder einmal von der Glut weggeschwenkt war, geschah das, auf das ich schon so lange gehofft hatte – der Fels brach. Während ich den Höhlenboden auf mich zurasen sah, schloss ich die Augen. Den harten Aufschlag konnte diese Reaktion auch nicht dämpfen. Für einige Sekunden sah ich Sterne. Dann aber merkte ich, dass sich durch den Sturz auch meine Fesseln gelockert hatten. Mit eingeschlafenen Fingern streifte ich sie ab und richtete mich auf. Sofort hatte ich das Gefühl, zehn Flaschen Tequila hintereinander getrunken zu haben, so sehr geriet ich ins Schwanken.

Vor mir tanzte die Hexe noch immer mit geschlossenen Augen um ihren Jotan und wartete darauf, von ihm beglückt zu werden (auf die eine oder andere Weise). Ich da-

gegen suchte nach meiner Pistole, entdeckte sie jedoch nicht. Stattdessen improvisierte ich etwas und griff nach einem stämmigen Oberschenkelknochen, der am Rande der Feuerstelle lag. Leicht schauernd hob ich ihn an und wiegte ihn in der Hand.

»Hey!«, rief ich erneut, und wieder stoppte mein Ausruf den Singsang der Hexe. Ungläubig starrte sie mich an. »Na, überrascht? Jetzt ist Schluss mit Ihrem Geträller.«

»Jotan kann niemand entkommen«, rief sie und sprang hinter dem Baumstumpf zu Boden.

Leicht schwankend ging ich einige Schritte auf sie zu und hielt dabei den Knochen zum Schlag bereit. Wie ein Fleisch gewordener Kastenteufel schoss die Hexe plötzlich hinter dem Baumstumpf hervor. Nur hielt sie diesmal meine Desert Eagle in der Hand. Viel Freude hatte sie mit ihr jedoch nicht, denn schon im nächsten Moment prellte ich ihr mit dem Knochen die Pistole aus der Hand.

»Neeein!«, brüllte sie, riss ihre Hände hoch und versuchte, mir ihre spitzen Fingernägel in den Leib zu rammen. Doch auch diesmal war ich schneller. Mit voller Wucht schlug ich ihr den Knochen gegen den Schädel. Ächzend verdrehte die Hexe die Augen und kippte um.

Achtlos ließ ich den zerbrochenen Knochen fallen, sammelte meine Desert Eagle vom Boden auf und ging auf den Baumstumpf zu. Das also sollte ein Gott sein. Nun, vielleicht sollte ich demnächst auch meine Zahnbürste und die Klobrille anbeten, da wüsste ich wenigstens, dass es hygienisch verantwortbar wäre, sie zu küssen und zu umarmen.

»Na Jotan, wie geht's?«, fragte ich, während ich den Baumstumpf mit dem Lauf meiner Desert Eagle anstupste.

»Ging mir schon besser«, drang eine tiefe Stimme aus

dem Holz.

Automatisch zuckte ich zusammen. Hatte der Stumpf gerade geantwortet oder hatte ich durch die Glut gerade auch irgendwelche Halluzinogene eingeatmet? Auf ein Duell mit einem Gott wollte ich mich jedenfalls nicht einlassen.

»Ich ... ähm, ich gehe dann mal«, stammelte ich.

»Gute Idee«, drang es erneut aus dem Baumstumpf.

Bevor es Jotan sich noch anders überlegte, nahm ich die Beine in die Hand und rannte aus der Höhle. Draußen empfing mich ein eisiger Wind, dem ich mit einer warmen Zigarre entgegnete. Dabei blickte ich auf die Höhle zurück. Dass sich daraus ein neuer Wallfahrtsort für Baumkutscher entwickeln würde, bezweifelte ich. Aber zumindest hatte sich die Hexe als nicht ganz so durchgeknallt herausgestellt, wie ich vermutet hatte. Nun ja, wahrscheinlich würde man die Höhle sprengen, dann hatte die Welt zumindest Ruhe vor einem möglichen Best-of-Jotan-Album ...

**Ende des 4. Bandes**